GEGEN DEN STROM.

Band II.

VERLAG
VON CARL GEROLD'S SOHN

Var.
662 l
(2

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt.
Nur im Lesesaal benützbar.

<36640771000013

Bayer. Staatsbibliothek

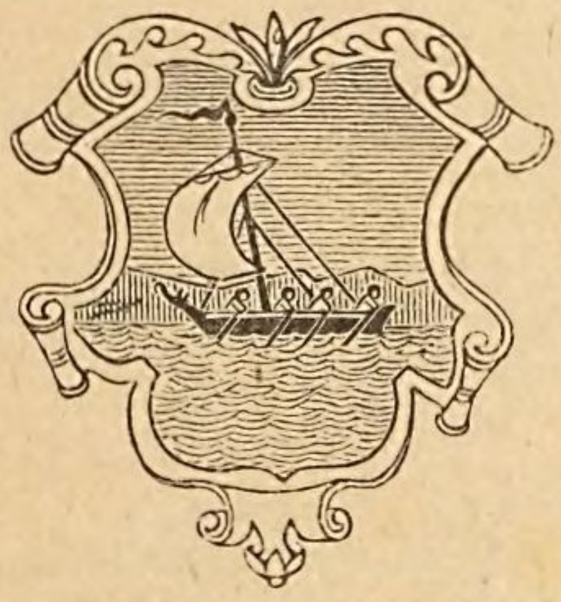
GEGEN DEN STROM.

FLUGSCHRIFTEN

EINER LITERARISCH-KÜNSTLERISCHEN GESELLSCHAFT.

II. BAND.

(INHALT HEFT XI—XX. 1887—1888.)



WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

Wbt | 61 | 112

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XI.

WIE WIR WIRTHSCHAFTEN.

<3664086401001 2

Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Man klagt und jammert, und dies mit vollem Recht, über das Aussterben der Wiener Localromantik. Das Demolirungsfieber rafft jährlich gewaltige Häuserreihen hinweg, und mit den verwitterten Mauern, mit den alterthümlichen Erkern und den geheimnissvollen Giebeln tauchen viel anheimelnde Sagen und Geschichten in den Strom der Vergessenheit hinab. Die uralten engen Gässchen mit den winkeligen Gebäuden, von welchen jeder Stein gar lehrreiche Denkwürdigkeiten zum Besten geben könnte, sie sinken alle in den Staub, um den protzigen breiten Strassen mit ihren regelmässigen Reihen langweiliger Zinskasernen Platz zu machen. Wenn man vor Jahren des Nachts über den Stephansplatz ging und der Mond seinen zauberhaften Schein über den ehrwürdigen Dom und dessen Umkreis ergoss, da mochte man noch träumen und schwärmen und die phantastischen Bilder vergangener Jahrhunderte heraufbeschwören. Heute glotzen uns auch hier wie allenthalben die vierstöckigen Ungeheuer mit ihren zahllosen Fensteraugen kalt und höhnisch entgegen, und der finstere Domriese nimmt sich in dieser Gesellschaft aus wie Götz von Berlichingen unter den Rathsherren von Heilbronn.

Ein Ueberrest aber aus der guten alten Zeit ist uns geblieben: Ein Hausgeist, der sich nicht unter dem Schutte der Ruinen begraben liess, sondern furchtlos in die Prunkgemächer der neuen Paläste hinüberzog; der sich im traulichen Zwielicht von ehemals so wohl gefühlt und dennoch die

indiscrete Helle der Gegenwart nicht scheut; der zähe bei uns ausharrt, seinen Widersachern trotzt und seinen Freunden unentbehrlich geworden ist.

Dieses seltsame Gespenst ist überall zu Hause. Mit einer echt demokratischen Gleichgiltigkeit gegen die Abstufungen des Ranges und Standes verbindet es eine Gewandtheit, der sich nicht beikommen, und eine Zudringlichkeit, die sich nicht abweisen lässt. Es wandert von Thüre zu Thüre, drängt sich an betressten Lakaien vorüber in die Salons der vornehmen Nichtsthuer, klettert über Säcke und Waarenballen in die verstaubten Comptoirs der Speculanten, fliegt durch zerbrochene Fensterscheiben in die Hütten der Armuth. Es ist rastlos und unermüdlich, vielgestaltig wie Proteus und tausendköpfig wie die Hyder. Reicht man ihm den Finger, so nimmt es die ganze Hand, öffnet man ihm das Thor, so ist es im Nu der Herr des Hauses. Tagüber ist es ein erträglicher Gesell; es bringt dir gute Freunde ins Haus, die mit dir tafeln und fröhlich sind, es schafft dir manchen Genuss, den du schmerzlich entbehrt hattest, es streut dir Rosen auf den Weg und umgaukelt dich mit angenehmen Bildern. Des Nachts aber erhebt es sich in grauenhafter Gestalt und fliegt mit dem Sturmwind über die Dächer der Stadt. Es rüttelt wild an den Schornsteinen, es pocht drohend an die Scheiben, und die Strassen wiederhallen von seinen furchtbaren Flüchen. Es scheucht die Schlummernden aus ihrem Frieden auf und legt ihnen den Alp der Sorge auf die Brust. Es schont weder die Ruhe des Alters noch die Träume der Jugend. Es bohrt sich wie ein nagender Wurm in die Herzen seiner Opfer ein, es trinkt ihr Blut, es verzehrt ihre Kräfte, es verdüstert ihre Seelen, es treibt sie zum Selbstmord oder zum Verbrechen.

Dieser freundliche Hausgeist, dieser neckische Kobold, dieses teuflische Gespenst — heisst *Deficit*.

Das Deficit ist der Krebsschaden unseres gesammten wirthschaftlichen Lebens, und es ist zugleich die Signatur unseres Staats-, Gemeinde- und Privathaushaltes. Wo aber

im wirthschaftlichen Organismus eines Volkes eine Disharmonie zwischen Zu- und Abfluss, zwischen Kräftebestand und Kräfteverbrauch und hiermit eine Störung der wesentlichsten Lebensfunctionen zu Tage tritt, da kann die Entstehungsursache in äusseren oder inneren Verhältnissen liegen. Ist Ersteres der Fall, dann gilt es die von aussen drohende Gefahr abzuwehren, sie zu besiegen oder unterzugehen. Wie der Ausgang eines solchen Kampfes sich auch gestalten mag, sei es als Triumph, sei es als Martyrium, er wird doch niemals ehr- und ruhmlos sein. Ob und inwiefern nun derartige von aussen kommende Einwirkungen unsere heimischen Verhältnisse berühren, das zu untersuchen, liegt ausserhalb des Rahmens dieser Auseinandersetzung. Dass es aber der oberwähnten traurigen Erscheinung auch an inneren Entstehungsursachen nicht fehlt, wird wohl die dreisteste officiöse Schönfärberei nicht zu bestreiten wagen. Hier stehen wir also vor der unerquicklichen Alternative: *Entweder leiden wir an einer Unzulänglichkeit der wirthschaftlichen Kräfte, oder an einer Unzulänglichkeit der wirthschaftlichen Ordnung.* Ersteres zu behaupten, fällt Niemandem ein. Letzteres zu beweisen, ist zugleich leicht und schwer: leicht, weil man nur die Augen zu öffnen braucht, um die erforderliche Einsicht zu gewinnen, schwer, weil man dabei die Sonde an ein Geschwür legen muss, das langsam sich ausbreitend die Gesundheit eines edlen und reichbegabten Volkes untergräbt.

Es ist sicherlich kein Zufall, dass die reifste und wohl auch volksthümlichste Dichtung Ferdinand Raimund's den Titel „Der Verschwender" führt. Nicht leicht könnte eine dramatische Gestalt dem Wiener sympathischer sein, als jener leichtlebige, weltfreudige Flotwell, der seine Lebensphilosophie in die Worte zusammenfasst: „Ich will mein Dasein grossartig geniessen; und sucht mich Sorge, lass' ich mich verleugnen. Die Welt ist gut und Lieb' und Freundschaft unsres Lebens schönste Sterne". Der Dichter, der seinen Helden in vornehmer Geringschätzung jeder kleinlichen Schranke, jeder niedrigen Sorge die kecke Phrase hinwerfen

lässt: „Was ist der Mammon auch! Das Geld ist viel zu sehr geachtet . . .", der Dichter, der diese Saite anschlug, konnte sicher sein, in den Herzen seiner Landsleute einer verwandten Stimmung zu begegnen. Ist es doch zweifellos, dass uns im Allgemeinen die Verschwendung sympathischer und menschlich begreiflicher erscheint als der Geiz, obgleich es andererseits ebenso zweifellos ist, dass wirthschaftlich betrachtet das Extrem des capitalzeugenden Triebes weit geringeren Schaden stiftet, als jenes des capitalzerstörenden Triebes.

Wenn nun in Folgendem von der Vaterstadt des „Verschwenders" und — wie man beinahe hinzufügen könnte — auch der Verschwender gesprochen werden soll, so geschieht dies selbstverständlich nicht mit der vorgefassten Absicht, unser schönes Wien als eine Brutstätte zügelloser Prasserei und phäakenhafter Genusssucht darzustellen. Doch alle Liebe zur heimischen Art und Sitte darf den vorurtheilslosen Beobachter nicht davon abhalten, neben den wohlgefälligen Blüthen, welche die freie Bethätigung des Volksgeistes zeitigt, auch die bedenklichen Auswüchse zu erkennen, die derselben Wurzel entspriessen. Und wahrlich, es fehlt an solchen Auswüchsen nicht, die bekämpft, unterdrückt und ausgerottet werden müssen, wenn unser nationales Leben gesunden soll. Allerdings wird auch hier die humane Warnung zu beachten sein: *Non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere.* Weder Hohn noch Thränen noch Verwünschungen nützen so viel wie theilnahmsvolles Verständniss. Da man übrigens bei Erörterung eines so heiklen Themas, wie es privatwirthschaftliche Verhältnisse naturgemäss bilden, nicht vorsichtig genug sein kann, um Missdeutungen zu entgehen, so sei an dieser Stelle ein Wort der Klärung vorausgeschickt. Wenn hier auch vorwiegend von Wien und den Wienern die Rede sein wird, so soll damit durchaus nicht behauptet werden, dass die zu schildernden Fehler und Irrthümer, Laster und Ausschreitungen eben *nur* in Wien zu Hause und *nur* den Wienern eigen seien. Der Verfasser war sich

vollkommen klar darüber, dass jenes Sittenbild, das ihm vor Augen stand, keinen ausschliesslich localen Charakter trug, ob es ihm gleich in localem Rahmen entgegentrat. Das grossstädtische Leben bringt ja mit einer Nothwendigkeit, die kaum eine Ausnahme zulässt, eine Fülle socialer Missbildungen hervor, welche gerade *einem* Orte und *einer* Nationalität aufs Kerbholz zu setzen, ebenso unbillig wie thöricht wäre. Ausserdem besitzt ja jedes Zeitalter eine bestimmt ausgeprägte Physiognomie, deren Hauptlinien allerorten die gleichen sind, also ebenfalls nicht als Merkmale eines eng umschriebenen Bezirkes angesehen werden dürfen. Demungeachtet wird Niemand leugnen wollen, dass solche allgemeine Züge, so weit auch der Umkreis ihrer Geltung sich erstreckt, unter dem Einfluss jeder einzelnen Orts- und Stammesart wieder eine besondere Zeichnung und Färbung erhalten. Der Himmel, der die ganze Erde umspannt, spiegelt sich anders im weiten Meer, anders im bergumsäumten See, anders im mächtigen Strom, anders im anmuthigen Quell. Jedermann weiss, dass weltverheerende Seuchen in verschiedenen Gegenden mit abweichender In- und Extensität auftreten. Von socialen Gebrechen gilt nun das Gleiche. Möge man mir daher verzeihen, wenn ich unter den zahlreich vorhandenen Beispielen just das nächstliegende wählte. Man wird ja prüfen können, ob dort, wo wirthschaftliche Missstände in Frage kommen, der Wiener mit Fug und Recht als Typus herausgegriffen werden darf oder nicht.

Es mangelt dem Wiener, wie überhaupt den Angehörigen des deutsch-österreichischen Stammes, an jenem festen Ordnungssinn, an jenem Zusammenhalten der Kräfte, an jener strengen Selbstzucht, kurz an jener soliden strammen Geistesanlage, welche dem Preussenthum in der modernen Geschichte seinen hervorragenden Platz gewonnen hat. Süddeutsches und norddeutsches Wesen sind zwar nicht, wie gewisse übereifrige Grenzhüter glauben machen wollen, durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden, allein der trennenden Verschiedenheiten gibt es viele und sie sind

keineswegs geringfügiger Natur. Der Historiker wird in diesem Verhältnisse vielleicht manche Züge finden, die ihn an die unterscheidenden Merkmale hellenischer und römischer Eigenart erinnern dürften. Was nun die erwähnte Besonderheit des deutsch-österreichischen Volkscharakters anbelangt, so wird man deren Begründung wohl nicht ausschliesslich in einer seit altersher fortgeerbten Stammesart suchen dürfen. Es mag vielmehr für den Leichtsinn, die Sorglosigkeit, das Sichgehenlassen, mit einem Worte für den Schlendrian, der hierzulande auf politischem, socialem und wirthschaftlichem Gebiete herrscht, eine historische Erklärung genügen. Ist es denn gar so lange her, seit es uns im „Capua der Geister" überhaupt frei zu athmen gestattet ist? Ist es so lange her, seit unser Vaterland von einem Regierungssysteme erlöst ist, welchem die härteste Bedrückung nicht hart genug, die kleinlichste Chicane nicht kleinlich genug erschien? Ist denn für Oesterreich schon der Mai gekommen, dass der Vormärz so ganz vergessen werden könnte? Liegt die Zeit so weit hinter uns, da der „beschränkte Unterthanenverstand" erfunden wurde, die Zeit, da die Weisheit nur ihren bureaukratischen Ursprung darzuthun hatte, um für unanfechtbar zu gelten, da die Unwissenheit von kirchen- und staatswegen Pflege und Förderung fand, die Zeit, da das Staatsschiff nach den Rathschlüssen geheimnissvoller und unverantwortlicher Mächte gelenkt, da dem Bürger der letzte Groschen aus dem Säckel gezogen wurde, während ungezählte Millionen in der Luft verflogen und verpufften, die Zeit, da die Berufswahl, der Wohnortswechsel, die Eheschliessung, der Geschäftsantritt, das Studium, der Zeitvertreib, jede Regung und jeder Schritt — eingeengt, überwacht und nach chinesischem Muster geregelt war, die Zeit endlich, da die spärliche Saat geistigen Lebens, die trotz alledem und alledem noch emportrieb, der Willkür einer Censur von so märchenhafter Bornirtheit und so beispielloser Lächerlichkeit preisgegeben war, dass den besten Geistern nichts Anderes übrig blieb, als unwillig die Feder hinzuwerfen oder ins

Ausland zu flüchten! — Ein Volk, das sich von den Segnungen eines derartigen Systems zu erholen hat, müsste eine mehr als menschliche Elasticität besitzen, um sich ohneweiters in gänzlich geänderte Verhältnisse hineinzufinden. Was Wunder, dass der Bürger mit der neugewonnenen Freiheit nichts anzufangen wusste! Ihm, der gewöhnt war, eine bald schützende, bald einschränkende, immer aber bevormundende Gewalt über sich zu sehen, ihm konnte die plötzlich erlangte Grossjährigkeit zwar den guten Willen, aber nicht die Fähigkeit geben, von nun an seine Angelegenheiten selbst zu ordnen und mit zielbewusster Festigkeit zu leiten. Aus seinem Leben war mit einemmale ein übermächtiger Factor geschieden. Wo er sich vordem concessioniren oder privilegiren lassen musste, da war ihm jetzt die freie Wahl, aber auch die schwere Verantwortlichkeit der eigenen Entschliessung zugefallen. Die Freiheit bringt eben nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten mit sich, und wem jene genehm sind, der muss sich auch diese gefallen lassen.

Hinzu kam noch, dass mit dem Wechsel der besonderen politischen zugleich ein Wechsel der allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse eintrat. Eine Anzahl neuer epochemachender Erfindungen, die tiefgehende Umgestaltung der Transportmittel, sowie der unermessliche Aufschwung des Maschinenwesens riefen in Handel und Gewerbe eine wahre Revolution hervor. Die verrotteten Einrichtungen eines patriarchalischen Zeitalters wurden von der hereinbrechenden Sturmfluth hinweggeschwemmt. Mit ihnen musste freilich auch die alte Gemächlichkeit, die überlieferte Faulenzerei, der bequeme Grossväterschlendrian ins Grab sinken. Diese Nothwendigkeit wollte nun der Oesterreicher, und vollends der gute Wiener, nicht einsehen und sieht sie auch heute noch nicht ein. Er will sich seines Lebens freuen, er will „sein Dasein grossartig geniessen", und harte Arbeit und strenges Sparen passen eben nicht in sein Programm. Er besitzt nicht die Selbstüberwindung, sich den veränderten Zeitumständen anzupassen. Er beruft sich auf seinen Vater, der mässig gear-

beitet habe und ohne Plage reich geworden sei, und kann nicht begreifen, warum ihm selbst das gleiche Mass an Arbeit nicht das gleiche Mass an Ertrag liefern solle. Man lebe doch nicht blos, um sich zu schinden und zu rackern. Er scheue ja die Plage nicht, aber zu viel sei ungesund, und er dürfe für seine Mühe auch einen Lohn begehren. Das Wohlleben sei ihm Bedürfniss, das Knausern aber verhasst, und wenn es ihm versagt wäre, seinen Handel und Wandel nach eigenem Gefallen und gutem Väterbrauch zu treiben, so wolle er lieber zugrunde gehen, als solche Hundeexistenz weiterzufristen. Aber Gott sei Dank, so weit wäre es noch nicht gekommen, denn „der Wiener geht nicht unter". Und dann klagt er die Zeit an, die vermaledeite Zeit, die alle Fröhlichkeit aus der Welt vertreibe, die Guten und Braven nicht aufkommen lasse und nur die schlechten Kerle begünstige . . .

Allein, verehrtester Mitbürger, wenn es dir übel ergeht, so trägt nicht die Zeit die Schuld, sondern du selbst, weil du den Anforderungen dieser Zeit dich nicht gewachsen zeigst. Du hast noch immer nicht gelernt, den ehernen Zwang historischer Wandlungen zu begreifen, deren Lauf nicht von deiner Billigung oder Missbilligung abhängt, sondern zermalmend über dich hinwegschreitet, wenn du dich ihm entgegenstemmst.

Das verzweifelte Streben, einen Sündenbock zu finden, dem man die Urheberschaft aller Uebel der Gegenwart zuschreiben könnte, hat hier wie anderwärts zu mancher seltsamen und beklagenswerthen Verirrung geführt. So natürlich und entschuldbar dieses Streben an sich auch erscheinen mag, so unheilvoll wirkt es dadurch, dass es unsere Bevölkerung hindert, zur nothwendigen Selbsterkenntniss zu gelangen. Höchste Zeit ist es, dass endlich Jedermann sich bewusst werde, wie sehr es noth thut, mit den Traditionen einer sonnigen, behaglichen Vergangenheit zu brechen und sich sorgsam für die rauhen Stürme der Zukunft auszurüsten. Wer dies nicht will oder nicht vermag, der bleibe nur ruhig auf der Bärenhaut liegen, bis ihm das Haus über dem Kopfe

zusammenbricht. Ruhe ist ja die erste Bürgerpflicht, und es gibt Biedermänner, die diese Pflicht so ernst nehmen, dass sie ihr ganzes Leben verschlafen. Wie übel das Erwachen aus solchem Schlafe bekommt, das lehren die Tausende und Tausende, die in dem täglichen Kampfe ums Dasein erdrückt und zertreten werden. Wer aber den redlichen Muth und den gesunden Ehrgeiz besitzt, seine Persönlichkeit im grossen Weltgetümmel zur Geltung zu bringen, der raffe sich auf und spanne Nerven und Muskeln zu äusserster Leistungsfähigkeit an. Vorüber, endgiltig vorüber sind die Tage der „Gemüthlichkeit" und Indolenz. Heute gilt es dem wachsenden Wettbewerb eine wachsende Arbeitskraft entgegenzusetzen.

Aber damit allein ist es noch nicht gethan. Es gilt auch mit den gegebenen Mitteln hauszuhalten, dieselben weder nutzlos zu vergeuden, noch planlos zu zersplittern. Die *Sparsamkeit* dünkt dem Wiener eher ein Fehler als eine Tugend. Der noble Grundzug seines Wesens lässt ihm den Leichtsinn einnehmender erscheinen als die berechnende Umsicht, die vornehme Nonchalance gewinnender als die ernste Achtsamkeit auf Weg und Ziel. Sein Gefühl beherrscht seine Vernunft, was ihn sympathisch berührt, nimmt er für klug und richtig. Allein die landläufige Vorstellung von der Sparsamkeit bedarf dringend einer Berichtigung. Die Sparsamkeit besteht nicht im gierigen Zusammenscharren von Geld und Gut, auch nicht im knickerigen Dreimalansehen jedes Kreuzers vor dessen Verausgabung, am allerwenigsten aber darin, dass man sich etwa die Befriedigung wahrer Bedürfnisse versage, um den dafür entfallenden Betrag bei Seite zu legen. Nicht die Kunst, das Geld im Kasten zu behalten, sondern die Kunst, *seine wirthschaftlichen Kräfte zweckmässig zu verwenden,* ist Sparsamkeit. Wenn von zwei Menschen, die gleiche Einnahmen beziehen, der Eine die Hälfte, der Andere nur ein Zehntel seines Jahreseinkommens zurücklegt, so kann der Letztere noch immer sparsamer sein als der Erstere. Geizig sein heisst nicht sparen, denn wer

die Mittel, über die er verfügt, brach liegen lässt, verwendet dieselben gewiss nicht zweckmässig. Die Sparsamkeit ist der wirthschaftliche Ordnungssinn, die wirthschaftliche Tugend *κατ' ἐξοχήν*. Sie ist die Grundlage alles Reichthums und damit alles Fortschritts und aller Cultur. Sie ist es, die aus dem Abgrunde der Knechtschaft zur lichten Höhe der Freiheit emporführt. Sie ist es, die dem Bürgerthume seine hervorragende Stellung in der modernen Gesellschaft erobert hat. Und wehe der Stadt, und wehe dem Staate, dessen Bürger dies vergessen könnten!

„Wien geht zurück." Wer Lust hat, dies zu hören, kann es sich jeden Tag von hundert verschiedenen Seiten vorjammern lassen. Und die Ursachen dieser Erscheinung? Es gibt deren in der That mehr als genug und je nach dem Parteistandpunkte wird der Eine diese, der Andere jene zu betonen wissen. Aber Eine dieser Ursachen, und wahrhaftig nicht die geringfügigste, wird man nie und nirgends nennen hören. Es ist, als ob man stillschweigend übereingekommen wäre, diesen wunden Punkt nicht zu berühren. Und doch wäre es Sache der sonst so zungenfertigen Wortführer der öffentlichen Meinung, sich einmal auch über das Capitel des *Wiener Privathaushaltes* vernehmen zu lassen. Da gäbe es freilich keine Veranlassung, der Menge zu schmeicheln, das geehrte Publicum mit Lobreden zu überhäufen und sich in begeistertem localpatriotischen Gewäsch zu ergehen. Da hiesse es, mannhaft die Wahrheit sagen, ohne Furcht, aber mit vielem Tadel. Da wäre es vonnöthen, einmal herbe und bittere Worte zu sprechen, die sicherlich keinen Beifall, wahrscheinlich auch keine Beachtung fänden, vielleicht aber doch im Gewissen des einen oder anderen Hörers jene Beunruhigung erregten, die den Beginn und Ansporn aller einschneidenden Reformen zu bilden pflegt.

Man isst, trinkt, wohnt, heizt und beleuchtet in Wien theurer als in jeder anderen europäischen Grossstadt. Erfreuen wir uns doch einer Besteuerung, die gerade die nothwendigsten Lebensbedürfnisse am härtesten trifft! Das hindert

uns aber nicht, unser häusliches Budget derart einzurichten, als ob wir in einem Paradiese der Billigkeit lebten. Wir sind gewaltige Feinschmecker, wir sind im Trinken erprobte Sachverständige, wir schwärmen für hübsche, geräumige, nicht allzu hochgelegene Wohnungen und an Kohlen oder Petroleum zu sparen, erschiene uns als unverzeihliche Knickerei. Die Ausschmückung unserer Wohnräume lässt in der Regel, wenigstens was Kostspieligkeit betrifft, nichts zu wünschen übrig. Teppiche, Lambrequins, gepolsterte Sitzmöbel sind z. B. ein Luxus, dessen in Wien auch der wenig Bemittelte selten entrathen wird. Oeldrucke von zweifelhaftestem Kunstwerth, aber in schuhbreiten Goldrahmen, finden sich in den besten wie in den ärmlichsten Quartieren. Besonders auffallend ist jedoch die Ueberladung mit allerlei zwecklosem Tand, die unseren Zimmern mitunter ein fast schaubudenartiges Gepräge gibt. Das rührt wohl zum guten Theile von einer wunderlichen Leidenschaft her, die uns seit Olim's Zeiten eigen ist, der Leidenschaft, Geld auszugeben und unnöthige Einkäufe zu machen. Die schimmernden Auslagen der Nürnberger- und Galanteriewaarenhandlungen üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf unsere Augen und Börsen aus. Wien ist die Stadt der Nippes und Berlocken, der Figürchen und Schälchen, der Spielzeuge und Kleinigkeiten. In unseren Häusern findet man oft eine erstaunliche Fülle von Aschentassen, Zündhölzchenbehältern und ähnlichem Kram, dessen Anschaffungskosten in gar keinem Verhältnisse zu seinem Nutzen stehen. Genau so geht es uns aber mit tausend anderen Dingen, in Geschäft und Haushalt, denn die Productivität ist das Letzte, woran wir bei unseren Ausgaben denken. Selbst unsere Ernährung ist ebenso unzweckmässig wie theuer. Fünf Mahlzeiten täglich — das bedeutet einen Geldaufwand und Zeitverlust, den das reichste Volk der Erde, die Engländer, sich nicht gestatten, und der unseren misslichen Verhältnissen noch weit weniger entspricht. Obendrein huldigen wir noch dem schlimmen Brauche, den grössten Theil unserer freien Zeit — und wann fehlte es

uns an solcher! — in Gast- oder Kaffeehäusern zuzubringen. Wenn dies auch hauptsächlich zu dem Behufe geschieht, durch Kartenspiel und Zeitungslectüre unseren Geist zu bilden, so pflegt hiermit doch eine Stärkung der Leiblichkeit verbunden zu sein. Dies sind nun Gewohnheiten, die für reiche Leute recht gut passen mögen, die jedoch dem durchschnittlichen Vermögensstande der Wiener Bevölkerung schlechterdings unangemessen sind. Aber wer denkt in Wien an so engherzige Rücksichten! Dass zwischen Magen und Tasche irgend eine Verbindung besteht, das fällt uns erst dann ein, wenn beide leer sind. So lange dies nicht der Fall ist, heisst unser Wahlspruch: Leben und leben lassen!

Bei anderen Menschen hört die Gemüthlichkeit in Geldsachen auf, beim Wiener beginnt sie ebenda. Durch nichts kann man ihn so sehr in Harnisch bringen, wie durch die Anpreisung jener Berliner Sparsamkeit, die er als „Schmutzerei" bezeichnet. Doch wie? Hat nicht die „Schmutzerei" Friedrich Wilhelm's I. seinen grossen Nachfolger in den Stand gesetzt, einer Welt in Waffen zu trotzen und ein kleines unbedeutendes Land zu einer europäischen Grossmacht zu erheben? — Zwar schickt sich Eines nicht für Alle. Und es blüht an den Ufern der Spree so manches Gewächs, das Niemand an den Donaustrand verpflanzt zu sehen wünschte. Allein so viel Grund der Wiener auch haben mag, den Boden zu lieben, in dem er mit allen Fasern seines Lebens wurzelt, es gibt denn doch Einiges, was er seinem nordischen Vetter abgucken dürfte. In wirthschaftlicher Beziehung könnte er dort viel, sehr viel lernen.

Ein classisches Zeugniss für die Berechtigung der hier vertretenen Anschauungen findet sich in einer interessanten Denkschrift, die dem österreichischen Abgeordnetenhause entstammt, also von einer Seite herrührt, der man gewiss nicht eine allzu unnachsichtige Beurtheilung der heimischen Verhältnisse zumuthen darf. Es ist dies der Bericht des volkswirthschaftlichen Parlamentsausschusses über die Ursachen der grossen Krisis des Jahres 1873. Nach einem Hinweise auf

das allgemeine Erwachen des Unternehmungsgeistes in der Zeit nach 1866 heisst es daselbst: „Eine Reihe eigenthümlicher Momente jedoch, *obenan die der sprunghaften mehr als der naturgemässen Entwickelung zugewendete Charaktereigenthümlichkeit der Bevölkerung* hatte die legitimen Grenzen, welche diesem Unternehmungsgeiste, zumal angesichts der in früheren Jahren arg vernachlässigten Pflege der wirthschaftlichen Interessen, von vornherein gezogen waren, sofort und in immer steigendem Masse verrückt." Des Weiteren wird dann hervorgehoben: „*Die systematische Ueberschätzung der eigenen Capitalskraft*, die mangelnde Rücksichtnahme auf das Ausmass, in welchem das Einkommen des Volkes wie seine Sparkraft sich bewegte und auf die Hilfsquellen, welche ihm zur Verfügung standen." Und endlich folgt das offene Geständniss: „Es wäre eitle Selbsttäuschung, den vorwiegend *localen Charakter* jener Ursachen zu verkennen."

Hiermit wird die Ansicht, dass die Störungen im Organismus unserer Volkswirthschaft vornehmlich oder doch zum grossen Theile auf eine Unzulänglichkeit der privatwirthschaftlichen Ordnung zurückzuführen seien, vollinhaltlich bestätigt.

Der Nationalökonom erblickt im Gelde nicht nur ein Werkzeug für Tausch, Zahlung und Werthtransport, sondern auch ein Werthaufbewahrungsmittel. Für letztere Seite fehlt aber dem Wiener das Verständniss. Er erkennt am Gelde nur den einen Zweck: ausgegeben zu werden, und zwar so rasch und so genussbringend wie nur möglich. Erwägt man nun, wie sehr die materialistische Strömung unseres Zeitalters derartige Neigungen zu unterstützen geeignet ist, dann wird man gar Manches in unserem Wiener Leben begreiflich finden, was sonst unerklärlich scheinen müsste.

Es ist nun merkwürdig und zugleich überaus charakteristisch, wie mit der *Unter*schätzung des Werthes und der Bedeutung des Geldes bei dem Wiener eine *Ueber*schätzung desselben Factors Hand in Hand geht. So wenig er im Stande ist, zu wirthschaften und zu sparen, so sehr imponirt

ihm andererseits der fertige Besitz. Er wirft das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus, um sich dann vor Demjenigen, der es aufhebt, ehrfurchtsvoll zu beugen. Er lässt sich prellen, ausbeuten und betrügen, denn er findet es unter seiner Würde, den Nebenmenschen gar zu genau auf die Finger zu sehen; vor Demjenigen aber, der ihn geprellt, ausgebeutet, betrogen hat und dadurch reich geworden ist, fühlt er den tiefsten Respect.

Thomas Morus erzählt von den Bewohnern seines Märchenlandes „Utopia", es befremde sie, dass ein Reicher, ohne alle Kenntnisse, dumm wie ein Klotz und ebenso stumpf wie unmoralisch, eine Menge von vernünftigen und tugendhaften Menschen in seiner Abhängigkeit halten könne, weil das Glück ihm einige Haufen Thaler zugetheilt. Thöricht und geradezu verabscheuenswerth fänden es die Utopier, einem Menschen fast göttliche Ehren zu erweisen, weil er reich sei. Sie hätten denn auch, um von ihrem Lande derartige Uebelstände fernzuhalten, das Gold und Silber zum allerniedrigsten Gebrauche bestimmt, sie machten sogar — Nachtgeschirre daraus, wie auch Ketten und Fesseln für die Sklaven und Schandzeichen für Missethäter, die entehrende Verbrechen begangen.

Wir aber, die wir leider keine Utopier sind, wir liegen auf dem Bauche vor einer Plutokratie, deren gesellschaftliche Unausstehlichkeit nur mit ihrer geistigen Unfähigkeit zu vergleichen ist. Wir, die wir keine Utopier, sondern reale Menschen eines „Jahrhunderts des Fortschrittes" sind, wir erweisen dem Reichthum nicht nur fast, sondern mehr als göttliche Ehren. Denn selbst bei Göttern pflegt man vorsichtig nach ihrem Ursprunge zu fragen. Allein nach dem Ursprunge des Reichthums zu fragen, haben wir längst verlernt. Welchen Unterschied macht es, ob ein redlicher, tüchtiger Mann, langsam von Stufe zu Stufe emporsteigend, sich aus ärmlichen Umständen durch unermüdliches Schaffen zur Wohlhabenheit durchringt, oder ob ein dreister Glücksritter, der Alles, was er — nicht hat, auf eine Karte setzt,

durch einen glücklichen Wurf ein grosses Vermögen gewinnt?! Merkt man es dem Gelde des Einen an, dass es die Frucht der Arbeit, und dem des Andern, dass es die Frucht des Spieles sei? Die Lilie bleibt die Blume der Unschuld, ob sie nun in einem Gartenbeete oder auf einem Misthaufen erblüht. Und Geld bleibt Geld, mag es auch erschwindelt, erwuchert oder erstohlen sein. Non olet. Und seien wir nur aufrichtig. Beneiden wir den Mann nicht, der es so herrlich weit gebracht? Beneiden wir ihn nicht um sein prächtiges Palais, um seine elegante Equipage, um seine Loge im Theater, um seine Weine und Cigarren, um seine Lakaien und Maitressen? Und gäben wir nicht gerne unsere reine für seine dunkle Vergangenheit hin, wenn wir zugleich seine volle für unsere leere Casse eintauschen könnten? Ja, es schlummert in uns Allen die Begier, mit einem Sprung zu den Höhen des Reichthums, des Luxus und des Genusses emporzuschnellen. Es fehlen uns der Ernst und die Ausdauer zu stetig fortschreitender mühevoller Thätigkeit und dies ist es, was uns zu Anbetern des goldenen Kalbes macht. Wir vermögen der Dreistigkeit des Protzenthums nicht den Stolz der ehrlichen Arbeit gegenüberzustellen. Die Leichtfertigkeit der Creditgewährung wie die missbräuchliche Ausnützung derselben, die Speculationswuth, die Agiotage und das Börsenspiel, die allgemeine krankhafte Bereicherungssucht, sie haben unser wirthschaftliches wie unser sittliches Leben tief unterwühlt. Geschäft und Moral haben nicht nur alle Berührungspunkte verloren, sie sind in bewussten Gegensatz zu einander getreten. Man hat den Mangel an Fleiss durch einen Ueberfluss an schlechten Kniffen und Praktiken auszugleichen gesucht, man hat die alte Solidität verlassen, um vorerst zu unreellen und schliesslich zu unmoralischen Grundsätzen überzugehen. Aber den angestrebten Erfolg hat man damit nicht erreicht, sondern ist in den Sumpf, dem man entrinnen wollte, nur immer tiefer hineingerathen.

Von Seiten der Staatsgewalt aber ist nicht das Mindeste geschehen, um dieser bösartigen Bewegung Einhalt zu thun.

Ja im Gegentheil! Wird doch jene unreine Habgier, die nicht durch anhaltende Thätigkeit, sondern durch plötzlichen Spielgewinn ihr Glück zu machen sucht, durch gewisse staatliche Einrichtungen geradezu gefördert! Was ist denn das Lotto? Ist es nicht der schlagendste Beweis für die Begünstigung, deren sich die im Volke herrschende Spielsucht von regierungswegen erfreut? Dieselbe Gesetzgebung, die jedes Hazardspiel verbietet, die es mit den strengsten Strafen belegt, wenn im geselligen Kreise nach einem harmlosen Zeitvertreibe dieser Art gegriffen wird, duldet und beschirmt das Lotto, weil es eine der ergiebigsten, wenn auch schmutzigsten finanziellen Hilfsquellen bietet. „Lasset die Kleinen zu mir kommen," spricht der Staat; „die Kreuzer der Armen und Mühebeladenen sollen in meine bodenlose Tasche wandern. Mit den Bissen, die sie sich vom Munde abgekargt, will ich meine überflüssigen Hofräthe füttern. Was liegt daran, wenn Tausende durch die thörichten Hoffnungen, mit welchen ich ihre Phantasie erhitze, ihrem Berufe entfremdet und zu Müssiggängern und Tagedieben werden! Und wenn ich ihren Aberglauben nähre, wenn ich sie Schwindlern und Gaunern, die aus ihrer Dummheit Capital zu schlagen wissen, in die Arme treibe, was liegt daran!" . . . Ja wohl, was liegt daran, wenn der schlichte Bauer oder Handwerker gewahr wird, dass jene höchste Macht auf Erden, die seine Geschicke lenkt und zu der er vertrauensvoll emporschaut, ihn in den Pfuhl des Lasters hineinlockt! Blickt her, ihr Bewunderer und Lobredner unserer Zeit! Seht hier eine der Siegestrophäen unserer gepriesenen Civilisation! Die Volkserziehung — durch das Lotto, die Hebung des sittlichen und Bildungsniveaus der niederen Gesellschaftsschichten — durch das Lotto: was wollt Ihr mehr?!

Wenn es aber natürliche Rechtsgrundsätze gibt — und solche sind ja sogar in unseren bürgerlichen Gesetzen als Rechtsquelle anerkannt — dann muss einer der ersten unter denselben lauten: Jede *unehrenhafte* Bereicherung ist auch *unerlaubt.* Jeder Erwerb auf Kosten der Mitmenschen und

ohne Nutzen für sie, die rücksichts- und skrupellose Jagd nach Gewinn und Schätzen muss, wenn sie auch dem Strafgesetze zu entgehen weiss, doch wenigstens die Strafe der öffentlichen Verachtung finden. Möchten sich doch alle anständigen Elemente zusammenthun, um jener Lockerung der ethischen Bande, die in unserer Gesellschaft pestartig um sich greift, thatkräftig entgegenzuwirken! Auf diesem Gebiete darf es keine Halbheit geben, kein Zugeständniss und keinen Vergleich. Jede Unredlichkeit ist verdammenswerth, mag sie an wem immer begangen, mag die Sache, um die es sich handelt, noch so geringfügig sein. Die falsche Fatirung des zu besteuernden Einkommens — ein Usus von bedrohlicher Ausbreitung, der freilich durch den unerhörten Steuerdruck bedingt ist, das Schwärzen von verzollbaren Waaren über die Grenze — und wären es auch gelegentlich mitgenommene Spitzen oder Cigarren, all die zahllosen Gesetzesübertretungen, die man für „erlaubt" hält, weil durch dieselben „nur" der Staat beschädigt wird, müssen als das erkannt und benannt werden, was sie sind: als Ergebnisse einer laxen, grundsatzlosen Gelegenheitsmoral, deren beschönigender Deckmantel jeden Missbrauch, jeden, Schwindel, jeden Betrug vor der verdienten Kennzeichnung zu schützen geeignet ist. Den Spuren dieser Moral begegnen wir auf Schritt und Tritt, in unserem täglichen Kleinleben wie im grossen politischen Weltgetriebe, in den Rechnungen unseres Haushaltes wie im Budget des Staates. Allein, dass *Viele* schlecht handeln, ist kein Grund für jeden Einzelnen, das Gleiche zu thun. Weil *Viele* lieber in eine fremde als in die eigene Tasche greifen, weil *Viele* aus einer einflussreichen Stellung auch eine einkunftsreiche zu machen verstehen, soll dies darum zur allgemeinen Regel werden? Weil es eine *Legion* gemeiner Halunken gibt, die ihre Ueberzeugung aus niedriger Habsucht verleugnen und mit ihrer Gesinnung den verwerflichsten Schacher treiben, sollen sie deshalb den Anspruch erheben dürfen, unter die Ehrenmänner gezählt zu werden? Die Zahl der Sünder kann doch

die Sünde nicht zur Tugend machen! Will man aber den materiellen Vortheil als Rechtfertigungsgrund gelten lassen, dann öffne man nur gleich die Pforten der Zuchthäuser und lasse das Gesindel laufen, wohin es mag.

Das sind Dinge, von welchen man in Wien nicht gerne sprechen hört. Man hat denn auch ein sehr bequemes Mittel gefunden, die lästigen Mahner und Tadler abzuwehren. Man bezeichnet sie einfach als — „Idealisten", zuckt die Achseln und lässt sie reden. Du lieber Gott! Was versteht auch solch ein Theoretiker von den Bedürfnissen des „praktischen" Lebens! Diese Leute, die immer mit dem schweren Geschütz ihrer erhabenen Principien anrücken, begreifen eben nicht, dass die schönsten Vorsätze durch die Berührung mit der Wirklichkeit sich abstumpfen gleich einem Messer, das durch den Gebrauch schartig und fleckig wird. O über diese „Idealisten", die Alles „so genau nehmen" und über jeden Schritt vom Wege gleich Zeter schreien! Lasst sie schwätzen die Narren! Kann man denn von der Tugend leben? Soll man vor lauter Rechtschaffenheit verhungern?

Als „Idealisten" bezeichnet man heutzutage schlechtweg jeden anständigen Menschen. Eine Zeit aber, in welcher Anständigkeit als „Idealismus" angesehen wird, muss freilich über einen „Realismus" verfügen, der sich sehen lassen darf. Und daran fehlt es uns in der That nicht. Die Verderbniss ist so weit gediehen, dass sie — und dies ist das Schrecklichste an der Sache — kaum mehr Beachtung findet. Was gegenwärtig als natürlich und selbstverständlich hingenommen wird, das hätten und haben die Sittenschilderer anderer Epochen als unerhörten Frevel gebrandmarkt. Sahen wir nicht Minister kommen und gehen, die öffentlich eine Theorie des Trinkgeldnehmens entwickelten und dieselbe auch praktisch durchzuführen verstanden? Besitzen wir nicht „Volksvertreter", die zugleich an der Spitze grosser Banken und Bahnunternehmungen stehen, deren Interessen bekanntlich mit jenen des Volkes nicht immer in Einklang zu bringen sind? Sehen wir etwas Anstössiges darin, wenn ein

Schriftsteller seine Feder gegen Entlohnung in den Dienst einer Partei oder einer Regierung stellt, deren Programm seinen eigenen Anschauungen nicht entspricht oder gar entgegengesetzt ist? Und gibt es etwas Ehrloseres, als eine solche Handlungsweise? Von Cagnolus, einem italienischen Abt und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, wird erzählt, er sei so keusch gewesen, dass er gegen eine Dame, die ihm für „etliche Liebkosungen" dreitausend Goldstücke geboten, unerbittlich geblieben sei. Heute würde wohl mancher Federheld für den gleichen Preis nicht nur „etliche Liebkosungen", sondern sich selbst mit Haut und Haar verkaufen. Mit Recht bezeichnet Lorenz v. Stein es als ein Zeichen der Auflösung und des Verfalles, wenn „die gesellschaftliche Ehre nur noch vom Standpunkte ihres wirthschaftlichen Werthes betrachtet, dann nach ihrem wirthschaftlichen Ertrage gemessen und endlich für ein wirthschaftliches Capital feil wird". So reiht sich in der Kette von Ursachen und Wirkungen mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ein Glied an das andere. Und gehen wir auf die letzte sichtbare Ursache zurück, so stossen wir auch hier wieder auf den *Mangel an wirthschaftlicher Ordnung,* aus dessen unscheinbaren Keimen eine ganze Wildniss von Unkraut und dornigem Gestrüpp emporwuchert. Weil wir *unsere Lebensweise nicht nach Massgabe unserer wirthschaftlichen Verhältnisse einzurichten verstehen,* darum sehen wir uns allmählich in die Zwangslage gedrängt, nach den äussersten und ungehörigsten Aushilfsmitteln zu greifen. Darum fühlen wir uns, wenn auch vielleicht nach schweren inneren Kämpfen, genöthigt, alles, was wir unser Eigen nennen, zu verwerthen und zu „fructificiren", nicht nur unsere materiellen, sondern zuletzt auch unsere geistigen und sittlichen Güter. Wir beginnen zu fragen, wie viel denn unser reines Gewissen, unsere Redlichkeit, unsere Ehre werth sei, und endlich setzen wir das alles in Geld um und verkaufen unsere Seelen dem Bösen. So findet die alte Sage von Satanas, dem Seelenkäufer, ihr modernes Gewand.

Eine ähnliche Zeitströmung war es, von welcher umbrandet Demosthenes den Athenern die alte verlorene Sittenreinheit pries und ihnen zurief: „Was ist der Ursprung des Siechthums und des Unterganges von Hellas? Missgunst, wenn Einer sein Sündengeld empfing; Gelächter, wenn er es bekennt; Nachsicht gegen die Ueberwiesenen; Hass, wenn Einer dies tadelt; und alles Andere, was sonst noch an Feilheit und Bestechlichkeit hängt." Diese Worte haben das wüste Geschrei des Marktpöbels übertönt und klingen durch die Jahrtausende zu uns herüber, frisch und lebendig, als wären sie heute gesprochen worden. Und damals stand nur Ein Feind, und nur ein politischer Feind, vor den Thoren Athens. Wir aber, die wir auf allen Seiten von politischen und socialen Widersachern bedroht sind, wir besitzen nicht die Selbstüberwindung, um einer grossen Sache willen eitlen Genüssen entsagen zu können. Kaum irgend etwas ist uns so heilig, dass wir es nicht für die Ueppigkeit eines schwelgerischen Daseins hinopfern würden. Und wir, die wir so kostbare Besitzthümer vergeuden, wir sollten mit minder kostbaren hauszuhalten wissen?

Es liegt mir, wie wohl kaum versichert zu werden braucht, nichts ferner, als in Rousseau'scher Natursüchtelei den Luxus an sich zu bekämpfen. Ist doch der Luxus eine der schönsten Früchte der menschlichen Cultur und die nothwendige Voraussetzung jeder höheren wirthschaftlichen Entwickelung. Verderblich und unsittlich aber ist derjenige Luxus, der den wirthschaftlichen Kräften nicht angemessen, die durch das Einkommen gezogenen Schranken durchbricht und so zur Verschwendung wird. Und dies ist gerade die Beschaffenheit unserer Wiener Lebensführung, die allerdings durch die Geschichte der letzten Jahrzehnte eine theilweise Begründung erhält. Die sieben fetten Jahre (1866—1873), die Periode des „volkswirthschaftlichen Aufschwungs", hatten eine allgemeine und bis zu einem gewissen Grade berechtigte Steigerung der Bedürfnisse und der Möglichkeit, dieselben zu befriedigen, hervorgerufen. Insbesondere war durch das

Aufblühen der Industrie eine Verwohlfeilung der Luxusartikel eingetreten, die ja erfahrungsgemäss zu einer Erhöhung der Lebensweise führt, während die Verwohlfeilung der nothwendigen Bedarfsartikel eine beträchliche Volksvermehrung nach sich zu ziehen pflegt. Die hereinbrechende Krisis vermochte nun zwar einen Niedergang der Erwerbsbedingungen, doch nicht eine Rückschraubung der Bedürfnisse zu bewirken. Ja noch mehr, das Steigen der letzteren hielt an, während die wirthschaftliche Lage immer schlimmer wurde. Lassalle's Behauptung ist aber wohl unanfechtbar, dass die verbesserte Lebensweise aufhöre, als solche empfunden zu werden, wenn sie einmal zur Volksgewohnheit geworden sei. Man denke also: welcher Willenskraft bedürfte ein Volk, um eine so süsse Gewohnheit zu bekämpfen und niederzuzwingen! Ein Heldenmuth dieser Art und Grösse mag jedem Anderen eher zugetraut werden, als dem Wiener, der genug gethan zu haben glaubt, wenn er nicht über die Schnur haut, und für Mässigkeitsapostel niemals zu Hause ist. Dergleichen geht nun einmal wider seine Natur. Er, der für Andere stets ein gutes Herz und eine offene Hand besitzt, sollte sich selbst gegenüber hart sein? Er, der ohne zu überlegen und zu rechnen, Jedem hilft, der ihn darum angeht; er, der mildthätigste, gastfreundlichste, freigebigste Grossstädter der Welt, sollte sich selbst bei magerer Kost zu halten verstehen? Janus Gruter, der wackere Gelehrte, könnte wahrlich ein Wiener gewesen sein, da seine Gutherzigkeit ihn zu dem denkwürdigen Ausspruche berechtigte: er danke Gott, dass er kein Mädchen geworden sei, denn er fürchte, er hätte sich selbst Niemandem versagen können. Der Wiener mag noch so wenig besitzen, er hat noch immer etwas zu verschenken, ja er hat es in diesem Falle erst recht. Der Arme unterstützt ja den Aermeren freudiger als der Reiche, und der Reiche beneidet den Reicheren mehr als der Arme.

Die Neigung des Wieners, den ihm durch sein Einkommen gebotenen Spielraum zu überschreiten, wird durch den

mit solcher Charakteranlage in der Regel verbundenen Hang zum Grossthun noch verstärkt. Die Eitelkeit, das Allerweltslaster, äussert sich bei verschiedenen Naturen in verschiedener Weise. Der Trieb, mehr zu scheinen als man ist, mag wohl zu den Grundzügen des menschlichen Wesens überhaupt gehören. Beim Wiener tritt derselbe vornehmlich als wirthschaftliche Grossmannssucht hervor. Für wohlhabend, für reich angesehen zu werden, erweckt uns ein ausnehmend behagliches Gefühl. Unsere Wohnung und unsere Kleidung, die Cigarren, die wir rauchen, und die Trinkgelder, die wir vertheilen, die ganze Art unseres Verkehres mit der Aussenwelt ist, wenn auch halb unbewusst, durch derartige Regungen beeinflusst. Der Rosselenker, der dem vorüberwandelnden Spaziergänger zuruft: „Zweisitzer g'fällig, Herr Baron?" — weiss sehr wohl, was er thut. Er kennt die Schwäche seines lieben Mitbürgers und nützt sie weidlich aus. Auf Grund eines eleganten Aeusseren, zierlich geschweifter Beinkleider, spitziger Schuhe, eines kleidsamen Rockes und strohgelber Handschuhe — als Baron angeredet zu werden, hat für den Wiener etwas ungemein Wohlthuendes. Allerdings haben wir von der Plutokratie, die unser gesellschaftliches Leben beherrscht und zu der auch der begüterte Geburtsadel zu rechnen ist, da ja der vermögenslose gar keine Rolle mehr spielt, niemals eine andere Bethätigung grossen Reichthums und grosser Vornehmheit gelernt. Die Herrschaften haben für die aus dem Vaterlande der Eleganz stammende Lehre: „*La distinction consiste à ne pas se faire distinguer*" — kein Verständniss bewiesen. Sie haben sich von den mittleren Gesellschaftsschichten stets nur durch einen mehr oder minder grellfärbigen Luxus zu unterscheiden gesucht, nicht aber durch grössere Tüchtigkeit oder Opferfähigkeit. Sie haben auf keinem Felde, weder auf jenem der Politik, noch auf jenem der Kunst und Wissenschaft, sie haben weder selbst schaffend, noch fremdes Schaffen fördernd, Nennenswerthes geleistet. Das Höchste, wozu sie sich aufrafften, war allenfalls die Unterstützung eines markt-

schreierischen Virtuosenthums, dessen Wunderwerke zur Verzierung der Speisezimmer oder zur Erhöhung der Tafelgenüsse zu gebrauchen waren. Unsere jungen Lords theilen ihr hoffnungsvolles Dasein zwischen dem Pferdestall und noch anrüchigeren Orten, und ihr erhebendes Beispiel hat bewirkt, dass unsere Bürgerschaft es ihnen in *jeder* Hinsicht nachzuthun trachtet. Wir dürfen weder bei ihren Pferderennen, noch bei ihren Blumencorsos fehlen. Dafür gestatten sie uns, die Kosten ihrer Unterhaltungen aus unserer Tasche zu bezahlen. Ja, um uns von ihrer dankbaren und vorurtheilslosen Gesinnung zu überzeugen, heiraten sie sogar mitunter ein „Mädchen aus dem Volke", selbstverständlich eine Ballettänzerin oder Circusreiterin. *Noblesse oblige!*

Wir aber kennen keinen höheren Ehrgeiz, als unserer Aristokratie — man sollte eigentlich immer nur von *Pluto*kratie sprechen — ähnlich oder gar gleich zu scheinen. Jene läppischen Aeusserlichkeiten, deren Inbegriff wir als „aristokratisches Wesen" bezeichnen, flössen uns so tiefe Verehrung und so quälenden Neid ein, dass wir darüber die Achtung vor uns selbst, vor unserer Herkunft, unserer Bildung, unseren Leistungen verlieren. Der „Männerstolz vor Königsthronen" ist zur Sklavendemuth vor Geld und Titeln geworden. Diese ekelerregende Wandlung steht in inniger Wechselwirkung mit der zunehmenden Leere und Flachheit unseres ganzen Sinnens und Trachtens. *Wir leben zu viel nach aussen und zu wenig nach innen.* Von der Wiege bis ans Grab, von der Erziehung, die uns ins Leben einführt, bis zu den Erfahrungen, die uns daraus vertreiben, wird uns unablässig die Lehre eingeprägt, dass es in der Welt nicht auf das ankommt, was man ist, sondern auf das, was man vorstellt. Wir suchen unsere Aussenseite so glänzend wie möglich zu gestalten, und dabei verdorrt unser Gemüth und verödet unser Geist. Unsere Erziehung ist auf den äusseren Erfolg und nicht auf die innere Vervollkommnung, unsere Unterrichtspflege auf ein umfangreiches Wissen und nicht auf eine gehaltvolle Bildung gerichtet. Der Schein ist uns

alles, die Wahrheit nichts. Was Andere von uns denken — Wienerisch: „Was die Leut' dazu sagen" — ist uns wichtiger, als was wir selbst von uns halten dürfen. Das edle Selbstbewusstsein schwindet, um einem beifallshungrigen Dünkel Platz zu machen. Die echte, warme Liebe zur Kunst verfliegt, und an ihre Stelle tritt ein Interesse aus Interesse, eine heuchlerische Neigung, der es nicht mehr um das Eindringen in die Schönheit des Kunstwerkes, sondern um die wirksame Beleuchtung der eigenen kritischen Weisheit zu thun ist. Die Begeisterung für die Wissenschaft entweicht, und statt ihrer herrscht ein krämerhaftes Verständniss für den materiellen Vortheil, den das Wissen bringt. Schon Schleiermacher klagte, wie sehr die Schulen und Universitäten darunter zu leiden hätten, dass der Staat sie als Anstalten ansehe, in welchen die Wissenschaften nicht um ihret-, sondern um seinetwillen betrieben würden. Seither aber hat ein Materialismus von wachsender Rohheit alles Edle und Hohe in seinen rastlos kreisenden Strudel gezogen. Von einer Schätzung geistiger Arbeit um ihrer selbst, um ihrer reinen Freuden willen ist keine Rede mehr. Alles und Jedes soll einen Ertrag liefern, soll Geldeswerth haben und sich verzinsen. Hat doch ein englischer Nationalökonom herausgebracht, dass jeder erwachsene Mensch als eine Maschine zu betrachten sei, die zwanzig Jahre emsiger Arbeit und eine beträchtliche Summe von Bauausgaben gekostet habe! Ist das nicht reizend? Der Mensch eine Maschine — so weit ist unser Fortschritt schon gediehen! Und da eine Maschine durch eine andere ersetzt werden kann, dürfen wir wohl hoffen, noch zur vollständigen Ueberflüssigkeit des Menschen zu gelangen . . .

Die Geschichte lehrt aber, dass die masslose Ueberschätzuug der materiellen Interessen als ein Kennzeichen nicht des Fortschrittes, sondern des Niederganges einer überreifen Cultur zu betrachten sei. Alle Blüthe des Handels und der Industrie wäre ohne dauernden Werth, wenn sie auf Kosten der besten geistigen Güter erkauft werden müsste.

Wo diese vernachlässigt und hintangesetzt werden, da wird der Reichthum zur Armuth und der Ueberfluss zum Elend. Man beachte nur den crassen Industrialismus in unserem Studium, im Lehren, sowie im Lernen. Dem allgemeinen Streben, rasch und mühelos reich zu werden, entspricht eine nicht minder allgemeine Sucht, rasch und mühelos ein „praktisch" verwerthbares Wissen zu gewinnen.

Bezeichnend dafür ist das Aufblühen eines ganz eigenartigen Schriftthums. Jeder Tag bringt neue Massen von Hand- und Taschenbüchern, Umrissen und Leitfaden auf den Markt, durch welche Jedermann Gelegenheit geboten wird, sich in acht Tagen oder auch in vierundzwanzig Stunden die grossartigsten Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen. Du brauchst nur zu wollen, und du wirst im Handumdrehen ein fertiger Franzose oder Italiener, Dichter oder Maler, Naturhistoriker oder Philosoph. Man greift sich wohl an den Kopf, wenn man die einladenden Titelblätter solcher Werke mit ihren frechen Verheissungen liest. Allein diese Titelblätter, auf welchen in der Regel die dreissigste oder vierzigste Auflage vermerkt steht, bilden sie nicht die köstlichste Satire auf die ganze Denkrichtung der Zeit?

Wir leben zu viel nach aussen und zu wenig nach innen. Wir leben aber auch zu viel in der Gesellschaft und zu wenig innerhalb unserer vier Wände. Wir verkehren mit Fremden mehr als mit unseren nächsten Angehörigen, und eine Stunde der Einsamkeit zu erübrigen, fehlt uns vollends jedes Bedürfniss. Dies trägt mit dazu bei, unser Dasein des ernsten Inhaltes zu berauben. Wir beschäftigen uns so vielfach mit unwesentlichen Dingen, wir müssen so eifrig darauf bedacht sein, was wir Anderen sagen, wie wir Anderen uns zeigen werden, dass wir zur Selbstbetrachtung und Selbsterziehung keine Zeit mehr finden. Der Verkehr entwöhnt uns der Einkehr und die Umschau benimmt uns die Einsicht. Der modegerechte Rock verdeckt ein zerrissenes Hemd. Wir denken nicht mehr schlicht und einfach genug, die Segnungen einer schönen Häuslichkeit, ihren herzerquickenden

Frieden, ihre veredelnden Genüsse würdigen zu können. Sowie wir unsere ganze Aufmerksamkeit nur unseren Staats- und Prunkzimmern zuwenden und dieselben reich und gefällig auszustatten lieben, während wir unsere eigentlichen Wohnräume vernachlässigen, so ist unser ganzes Sinnen stets auf die Oberfläche und nie auf den Kern des Lebens gerichtet. Unsere Kaffee- und Wirthshausgesellschaften, unsere Clubabende und Soireen, all die zahlreichen Anstalten für Nichtsthun und Geisttödtung liegen uns mehr am Herzen als unsere wichtigsten häuslichen Interessen. Die Erziehung und den Unterricht unserer Kinder vertrauen wir dem ersten besten aus der Zeitung aufgelesenen oder uns durch irgend einen Bekannten empfohlenen Subjecte an, während wir selbst über die Lösung der orientalischen Frage mit unseren Nachbarn Berathungen halten oder in Wohlthätigkeitsvereinen über die Verbesserung des Loses der Sträflinge uns den Kopf zerbrechen. Welche Frau, deren Mittel es ihr nur halbwegs gestatten, eine Bonne oder Erzieherin zu besolden, würde es nicht lächerlich finden, sich mit ihren Kleinen auf öffentlichen Spaziergängen zu zeigen! Der übermässige Verkehr nach aussen, sowie das Eindringen bezahlter Dienstleute in den intimsten Familienkreis bewirken eine Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, die in beiden Theilen die Anhänglichkeit an den häuslichen Herd erkalten macht. Man vergleiche mit diesen Zuständen die herrliche Schilderung römischen Wesens bei Mommsen: „. . Diese häusliche Erziehung war wohl geeignet, den Menschen ganz dem Hause und ganz dem Staate zu bewahren; auf der dauernden Lebensgemeinschaft zwischen Vater und Sohn und auf der gegenseitigen Scheu des werdenden Menschen vor dem fertigen und des reifen Mannes vor der Unschuld der Jugend beruhte die Festigkeit der häuslichen und staatlichen Tradition, die Innigkeit des Familienbandes, überhaupt das ernste Gewicht und der sittliche und würdige Charakter des römischen Lebens." Mag sich danach Jedermann selbst die Frage beantworten, worauf wohl der „sittliche und würdige Charakter" *unseres* Lebens beruhen dürfte.

Es kann nicht oft und nachdrücklich genug der Zusammenhang zwischen wirthschaftlichen und sittlichen Verhältnissen hervorgehoben werden. Aus dem Mangel an wirthschaftlicher Ordnung entspringt alle Fäulniss unseres Gesellschaftskörpers. Dass wir unsere Lebensweise unseren wirthschaftlichen Kräften nicht anzupassen vermögen, das macht uns zu Sklaven des Geldes. Das Deficit unseres Privathaushaltes hat uns unter das Joch des Mammons gebeugt. Und diese unsere Knechtschaft hat uns so tief erniedrigt, dass jede Regung des Edelmuthes und der Hochherzigkeit in uns verstummte, dass uns die heiligsten Schätze des Geistes und Gemüthes verloren gingen, dass unsere Begeisterungsfähigkeit für hohe Ziele erlosch, dass wir in nichtigem Tand die Wesenheit unseres Menschenthums erblicken lernten, ja dass selbst in den Schoss unserer Familie jene trostlose Kälte eindrang, vor deren Anhauch in unseren Herzen die letzte warme Regung erstirbt. So berühren sich die Extreme. Gleichwie ein verblendeter Communismus in seinem wahnwitzigen Hasse gegen das Eigenthum die Vernichtung aller Errungenschaften der Cultur, zuletzt auch die Aufhebung der Familie erstrebt, so führt auch der moderne Capitalismus mit seiner banausischen Goldanbetung zur Verödung und Inhaltslosigkeit des geistigen Lebens und schliesslich sogar zur Lockerung und Lösung des Familienbandes.

Und das Heilmittel gegen die Krankheit? Wenn diese einmal erkannt ist, ergibt sich jenes von selbst. Es heisst: *Rückkehr zu einfacheren Lebensverhältnissen, Zucht und Ordnung, Fleiss und Sparsamkeit.* Das Recept klingt spiessbürgerlich genug, aber das nimmt ihm nichts von seiner einleuchtenden Heilkraft.

Dass die Mahnung zu sparen nur Denjenigen gilt, die sparen *können*, liegt auf der Hand. Nicht der Millionen ist hier gedacht, die in den Ketten des Elends schmachten, schlimmeren Ketten als jenen der Sklaverei, und die in dem nimmer ruhenden Kampfe mit Hunger und Entbehrung ein Leben fristen, um das kein Thier sie beneiden würde. Zwar

ist auch in den tiefsten Tiefen der Gesellschaft die Verschwendung keine unbekannte Sache, allein was hier geübt wird, das ist — so paradox es klingt — die Verschwendung der Noth: die Verschwendung der Armen und Ausgestossenen, die nicht zu rechnen vermögen, weil sie nichts zu rechnen haben, die nicht an die Güter denken dürfen, welche das Leben verschönern, sondern nur an jene, welche es erhalten, und die ihre Wirthschaft nicht vereinfachen können, weil dieselbe nicht über, sondern unter der Stufe des Einfachen steht. Diesen Bemitleidenswerthen Enthaltsamkeit zu predigen, hiesse ihr Unglück verhöhnen. Aber bilden *sie* denn die „Gesellschaft"? Sind sie es, deren Anschauungen die „öffentliche Meinung" erzeugen? Spielt diese ungeheure Mehrheit eine Rolle neben der verschwindenden Minderzahl die auf der Oberfläche des Weltgetriebes schwimmt wie das Oel auf dem Wasser? Das Los der Parias zu lindern, haben die Menschenfreunde und Staatsmänner aller Zeiten umsonst versucht. Unseren Tagen jedoch blieb es vorbehalten, statt das Elend der Massen zu vermindern, die Masse der Elenden in entsetzlicher Weise zu vermehren. Von der kleinen Schaar der Bemittelten bröckelt Reihe für Reihe ab, um in dem endlosen Heere des Proletariats zu verschwinden. Wohin zielt diese Bewegung? Wenn jemals eine Besserung der socialen Zustände erfolgen soll, kann dies doch nur durch ein Emporsteigen der Untenstehenden, nicht durch ein Hinabsinken der Obenstehenden geschehen. Darum ist es eine sociale Nothwendigkeit, dass ein gesunder, kräftiger Mittelstand erhalten bleibe. Wenn aber das Bürgerthum durch eine verlotterte Wirthschaft sich selbst vernichtet, wo mag dann der feste Kern gefunden werden, der einer künftigen Neugestaltung der Gesellschaft als Mittelpunkt dienen könnte? Der Verfall und Zusammenbruch alter, angesehener Bürgerhäuser bildet nachgerade eine stehende Rubrik in der Localchronik unserer Tagesblätter. Soll das denn nicht endlich anders werden?

Jede normale Wirthschaft strebt den möglich höchsten Nutzen mit dem möglich geringsten Kostenaufwand zu er-

reichen. Wir aber haben zwar gegen den höchsten Nutzen nichts einzuwenden, behandeln jedoch den Kostenaufwand mit vornehmer Gleichgiltigkeit. Um zu haben, was wir brauchen, brauchen wir mehr, als wir haben. Und so gelangen wir nie zu einer gesicherten Lage, nie auf einen festen wirthschaftlichen Boden, der uns zugleich einen moralischen Halt gewähren, uns selbstständig, frei und stark machen würde. Das Capital ist zumeist nichts Anderes, als ein nicht verzehrter, nicht augenblicklich consumirter, sondern für den späteren Bedarf aufgesparter Arbeitsertrag. Uns aber fehlt es an capitalbildender Enthaltsamkeit. Wir leben von unseren *Einnahmen,* nicht von unserem *Einkommen.* Mit Recht wird nämlich das Einkommen von manchen Nationalökonomen definirt als „alles, was man rechtlicher- und soliderweise verzehren kann". Es liegt also im Begriffe des Einkommens schon eine Beziehung auf das Auskommen, auf die Bilanz des Haushaltes. Während unter den „Einnahmen" alles zu verstehen ist, was innerhalb eines gewissen Zeitraumes in Jemandes Casse fliesst, liegt im „Einkommen" bereits ein Hinblick auf die Verwendung, und zwar die richtige, ordentliche Verwendung der zugeflossenen Beträge. Bei gleichen Einnahmen wird also das Einkommen zweier Menschen verschieden sein, von welchen der Eine eine sichere Stellung besitzt, die ihm kein Glückswechsel zu rauben vermag, während der Andere einen kündbaren Posten innehat, den er jeden Augenblick verlieren kann; desgleichen, wenn der Eine allein in der Welt steht und für Niemand zu sorgen hat, während dem Anderen die Erhaltung einer Familie obliegt. In diesem Sinne muss nun wohl zugegeben werden, dass der Wiener nicht von seinem Einkommen, sondern von seinen Einnahmen lebt und dass er selbst durch die letzteren sich nicht immer für gebunden hält. Es gibt nun freilich einen Factor, dessen Aufgabe es wäre, hier warnend und ordnend einzugreifen. Ja wohl, es gibt einen solchen, aber — es gibt auch ein Aber dabei. Und hiermit lenkt das Schifflein unserer Betrachtungen in

ein Fahrwasser ein, das an Untiefen und Sandbänken so reich ist, dass es kaum möglich sein dürfte, ohne „Anstoss" durchzukommen.

Die Hauswirthschaft ist der enge, doch bedeutungsvolle Kreis, innerhalb dessen *die Frau* ihren wirthschaftlichen Beruf zu erfüllen hat. Wenigstens sind wir zu einer grundsätzlichen Erweiterung dieses Kreises bis heute noch nicht gelangt, wenn auch die Praxis in dieser Richtung beträchtlich vorarbeitet. Es ist also eine gewisse Classe von Menschen eigens dazu berufen, innerhalb der festen, durch die Erwerbsverhältnisse gesetzten Grenzen das denkbar höchste Ausmass an Befriedigung, Bequemlichkeit und Lebensgenuss — für Andere zu erzielen. Diese beklagenswerthen Geschöpfe, reich an Mühe, arm an Lohn, reich an Selbstverleugnung, arm an Anerkennung, pflegt man gemeiniglich als die Gilde der Hausfrauen zu bezeichnen. Habt Ihr Spötter und Wichtigthuer, die Ihr von Eueren eigenen Geschäften so hoch und von weiblichen Sorgen so gering denkt, habt Ihr dann und wann auf der Strasse eine Frau beobachtet, die ihre Einkäufe macht? Ist Euch niemals ein Antlitz aufgefallen, in welchem Freude und Kummer in wunderbarer Weise sich mengten? Habt Ihr niemals dem Flüstern von Lippen gelauscht, die in unruhigem Selbstgespräch bald Laute der Wonne stammelten, bald Kreuzer und Gulden, Gulden und Kreuzer ängstlich überzählten? Saht Ihr niemals eine zögernde Käuferin den Fuss auf die Schwelle eines Ladens setzen, um ihn rasch wieder zurückzuziehen, die Hand nach der Klinke ausstrecken, um sie schnell wieder sinken zu lassen, und endlich betrübt davonzuschleichen? Inmitten der rollenden Equipagen, des wogenden Strassengetümmels spielt sich unbemerkt manche kleine Tragödie ab, in der es sich genau so wie in den grössten und erhabensten um den Kampf des ringenden Menschengeistes wider eherne, unabänderliche Naturgesetze handelt. Gibt es auf Erden irgend ein härteres Gesetz als jenes, nach welchem der Gulden auf ewige Zeiten dazu verdammt ist, nur hundert Kreuzer zu haben? Un-

erträglich! Man mag rechnen und zählen wie man will, es bleibt immer das gleiche Ergebniss. Warum wird in der Hand einer braven, liebevollen, mildthätigen Frau, die segenspendend wie ein Engel durch das Leben wandelt, warum wird in solcher Hand nicht das Kupfer zu Gold? Warum thut der Himmel kein Wunder? Warum ist das Kleine der Tyrann des Grossen? Warum ist die unermessliche Güte an einen lumpigen Bettelsack gefesselt?

Dieses Warum wird wohl wie manches Andere ewig ohne Antwort bleiben. Die Unlösbarkeit der Welträthsel kann jedoch kein Grund für uns sein, die Hände in den Schoss zu legen und dem Schicksal oder der Vorsehung die Schuld daran beizumessen, dass es uns so übel ergeht. Auch dürfte das weibliche Geschlecht für philosophische Grübeleien, vollends für solche pessimistischer Natur, nicht allzu empfänglich sein. Schopenhauer hat gewiss noch keine Frau zur schlechten Wirthin gemacht. Trotzdem scheinen die Hausfrauen vom Schlage der oben geschilderten leider im Aussterben begriffen zu sein und der Nachwuchs sieht gar nicht darnach aus, als ob er etwas zur wirthschaftlichen Rettung der bedrängten Menschheit beitragen wollte. Ist der Wiener leichtlebig, so ist es die Wienerin nicht minder; versteht er es nicht seine Einnahmen zu vermehren, so versteht sie es desto besser, die Ausgaben zu erhöhen; fehlt es ihm an Ernst und Pflichtgefühl, so tritt bei ihr dieser Mangel dreidoppelt so stark hervor. Nicht etwa, dass es in Wien keinen mustergiltigen Bürger, keine sparsame Hausfrau mehr gäbe! Wer jedoch die Sitten eines Volkes, eines Gemeinwesens, eines Zeitalters prüft, der muss ein *Gesammtbild* erfassen und darstellen, auf die Gefahr hin, vielen Einzelheiten nicht gerecht zu werden. Den düsteren Charakter einer zerklüfteten Felslandschaft werden ein paar frische Grasbüschel in einer Steinritze, ein paar schimmernde Blüthen am Bachesrand nicht zu ändern, kaum zu mildern vermögen. Ebenso muss der Beste es sich gefallen lassen, dass man ihn nach der Gesellschaft beurtheile, in der er

lebt, und zwar nach den „tonangebenden" Elementen derselben. Der Beobachter ist auf das angewiesen, was er sieht und hört, was sich zeigt und von sich reden macht. Wenn man von den „schönen Wienerinnen" spricht, haben die hässlichen, deren es doch auch etwelche gibt, gar nichts dagegen einzuwenden. Wer aber die lobende Verallgemeinerung billigt, kann sich auch der tadelnden nicht entziehen. Oder sollte diese gerade nur den Frauen gegenüber unstatthaft sein?

Wer wäre wohl so blind, die gesellschaftlichen Vorzüge der Wienerin gering zu schätzen! Wer könnte ihrem eigenthümlichen Reiz widerstehen, jenem unbestimmbaren Etwas, das sie von dem weichen Bogen ihrer flatternden Stirnlöckchen bis zu den feinen Spitzen ihrer eleganten Stiefelchen durchdringt, jenem Etwas, das sich nicht schildern, sondern nur fühlen, das sich nicht zergliedern, sondern nur lieben lässt! Die Wienerin bestrickt nicht, aber sie gefällt, sie gebietet nicht, aber sie herrscht. Sie ist eine Erscheinung, die zwar kaum in jedem Salon, gewiss aber in jedem Ballsaal der Welt ihrer Wirkung sicher sein kann. Doch sonderbar! In demselben Masse, wie ihre gesellschaftlichen Vorzüge wachsen, nehmen ihre häuslichen Vorzüge ab. Sollte zwischen diesem Wachsthum und dieser Abnahme nicht irgend eine innere Beziehung herrschen?

Es gab eine Zeit, da die Wiener Hausfrau sich eines ebenso vortheilhaften Rufes erfreute wie die Wiener Weltdame. Allein der Zug der Gegenwart, mehr nach aussen als nach innen zu leben, hat sich auch hier geltend gemacht und auch hier seine schädliche Wirkung geübt. Steht doch unser ganzes Erziehungssystem in schroffstem Gegensatze zu unserer wirthschaftlichen Lage. Während wir angelegentlich darauf bedacht sein müssten, unsere Kinder gegen die Unbilden des Lebens zu stählen und abzuhärten, sind wir eifrigst bemüht, sie körperlich sowie geistig zu verwöhnen und zu verweichlichen. Da wird eine übertriebene Sorgfalt, eine läppische Zärtlichkeit aufgewendet, die mit echter Liebe

wenig zu schaffen hat und die darauf hinausläuft, die Kleinen mit einer ungesunden Treibhausatmosphäre zu umgeben. Mit den Schuljahren wird dann die Tollheit immer ärger. Der Vater, dem es doch schwer genug fällt, die Kosten eines anständigen Haushaltes zu erschwingen, drängt seinen Sohn in eine Laufbahn, die zwar scheinbar grössere Bequemlichkeit und höheres Ansehn gewährt, in Wirklichkeit aber eine ungleich schwerere Arbeitslast aufbürdet und ungleich schlechtere Ernährungsaussichten bietet. Die Mutter, die doch täglich sieht und hört, wie schlimm es mit den Erwerbsverhältnissen und demzufolge auch mit der Möglichkeit, zu heiraten und geheiratet zu werden, bestellt ist, sieht sich dadurch keineswegs veranlasst, ihrer Tochter eine bescheidene häusliche Erziehung zu geben. Wenn hierbei noch die Absicht bestünde, das Mädchen einen selbstständigen Beruf wählen und ausüben zu lassen, dann wäre ja gegen das höchste Ausmass an Unterricht und Studium nichts einzuwenden. Diese Absicht besteht aber unter hundert Fällen kaum einmal. Die übrigen neunundneunzig Mütter haben geradeso wie ihre Grossmütter und Urahnen kein anderes Ziel vor Augen, als ihre Töchter aufs schleunigste unter die Haube zu bringen. Demungeachtet müssen die Fräulein nicht nur eine Unzahl wissenschaftlicher Disciplinen bewältigen, sondern ausserdem zwei bis drei fremde Sprachen, das unvermeidliche Clavierspiel, vielleicht auch Zeichnen und Malen und Gott weiss was sonst noch erlernen. *Wie* sie das Alles lernen, ist bekannt. Die moderne Mädchenschule kommt ja der mütterlichen Eitelkeit hilfreich entgegen. Welcher Wust unverdaulichen Wissens wird da in die bezopften Köpfe eingetrichtert! Aber das genügt nicht. Man muss auch Gelegenheit finden, diese „Bildung" an den Mann zu bringen, man darf sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Und nun beginnt die wilde Jagd durch Gesellschaften, Soireen, Kränzchen, Bälle und was dergleichen Sklavinnenmärkte mehr sind. Wie wird da nach jungen Leuten ausgespäht, die allenfalls zu Ehemännern taugen möchten!

Welche Schlingen und Fallen werden da gelegt, wie viel Schönheit und Bildung, wie viel Naivetät und Gefühlsüberschwang, wie viel List und Koketterie wird da aufgeboten! Welch schamlose Zurschaustellung von Reizen und Fähigkeiten! Welch widerwärtige Berechnung jedes Wortes und jedes Blickes! Welche Erniedrigung der Töchter! Welcher Cynismus der Mütter! Diese verlogene Sippschaft in ihrem erkünstelten Freudenrausche zu betrachten muss für den Menschenfreund wahrhaft erhebend sein. Aber auch vom wirthschaftlichen Standpunkte hat der Anblick etwas ungemein Tröstliches. Die Summen, die in einer Grossstadt alljährlich von dieser Komödie verschlungen werden, entziehen sich zwar jeder Schätzung. Fest steht es jedoch, dass die kostspieligen Toiletten, die Federn und Blumen, der bunte Flitterkram, der da in schimmernden Sälen auf und nieder wogt, dass dies alles einen Aufwand bedeutet, der nicht nur den berechtigten Luxus der Wohlhabenheit, sondern auch den unverantwortlichen Luxus der Mittellosigkeit in sich schliesst. Da will Niemand zurückbleiben, da will Jeder es dem Anderen zuvorthun. Das tägliche Brot wird da in Tüll und Seide umgesetzt und der Eitelkeit geopfert, was dem Magen entzogen wird. Welcher Vater wäre auch entmenscht genug, seiner Tochter zu Liebe nicht solche Entsagung zu üben! Und welche Tochter wäre einfältig genug, ihrem Vater zu Liebe die Annahme eines solchen Opfers zu verweigern! Man will ja doch auch einmal ein Vergnügen haben — ein Vergnügen, das obendrein Zinsen tragen kann.

In allen Schichten unserer bürgerlichen Gesellschaft, in den Familien der Handwerker wie der Kaufleute, der niedrig- wie der hochgestellten Beamten, findet man das gleiche Hinausstreben über den eigenen Kreis und die damit verbundene wirthschaftlichen Ausschreitungen, überall das gleiche sinn- und würdelose Treiben, das zu den unfruchtbarsten Kämpfen und traurigsten Niederlagen führt.

Und das Alles sollte dazu dienen, die Ansprüche der jungen Mädchen herabzustimmen, ihnen Einfachheit, Be-

scheidenheit und Genügsamkeit einzuflössen, sie auf die beschränkten Verhältnisse eines kleinen Haushaltes vorzubereiten, sie gegen die Bitternisse und Enttäuschungen, die ihrer harren, zu wappnen? Man nehme nur das einfache Rechenexempel: Ein Mann, der dem Mittelstande angehört, ein wenig Vermögen besitzt und drei Kinder zu ernähren hat, wird seiner Tochter gewiss nur eine unbedeutende Summe als Mitgift geben. Das Mädchen kann daher nicht auf eine glänzende Versorgung rechnen und hat keine Veranlassung wählerisch zu sein. Sie wird aller Voraussicht nach einen Mann heiraten, der noch weniger besitzt als ihr Vater und daher auch seinerseits nicht auf eine „reiche Partie" hoffen darf. So tritt sie als Frau in einen Haushalt ein, der noch kleiner und enger ist als jener, an den sie bisher gewöhnt war. Wie soll sie sich nun hier zurechtfinden, nachdem sie eine Erziehung genossen, die ihr halb absichtlich, halb unbewusst die Sehnsucht nach einer *höheren* Lebenssphäre eingeflösst hat? Sie findet sich eben *nicht* zurecht, sie ist den tausend Sorgen und Mühen, die auf sie einstürmen, nicht gewachsen, sie beginnt sich unglücklich zu fühlen. Was sie gelernt hat, kann sie nicht brauchen, und was sie brauchen könnte, hat sie nicht gelernt. Ihre Ungeschicklichkeit vertheuert die Wirthschaft, sie kann mit dem Gelde, das ihr Gatte ihr zuweist, nicht das Auslangen finden, sie beginnt bald hier, bald dort etwas schuldig zu bleiben, endlich wachsen ihr diese Verbindlichkeiten über den Kopf und der Anfang vom Ende ist da: das Deficit.

„So Mädchen sind schlecht," heisst es elegisch im alten Volksliede, und Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., schrieb in einem seiner Briefe die argen Worte: „Fliehe um Gottes Willen dieses ganze Geschlecht, entrinne dieser Seuche, und wenn du ein Weib erblickst, so denke, es sei der leibhaftige Teufel." Es mag dahingestellt bleiben, ob der ungalante Kirchenfürst, der übrigens einen keineswegs damenfeindlichen Lebenswandel führte, jene Warnung in Vorahnung der heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse aussprach. Jeden-

falls dürften aber die letzteren jeden einsichtigen Zeitgenossen bestimmen, wenn nicht dem Weibe, so doch der Ehe aufs behutsamste auszuweichen. Denn die Ansprüche, mit welchen unsere liebenswürdigen Zeitgenossinnen in die Ehe eintreten, sind derart im Steigen begriffen, dass deren Befriedigung selbst unter den günstigsten Umständen schwer fallen müsste. Andererseits verringert sich die Ergiebigkeit aller wirthschaftlichen Verdienstquellen in erschreckendem Masse. Erwägt man die Kostspieligkeit einer geschmackvollen, ja nur halbwegs anständigen Wohnungseinrichtung, sowie den bedeutenden Toilettenbedarf, den ein unaufhörlicher Modenwechsel unseren Frauen auferlegt, wobei Stoff und Façon von Jahr zu Jahr theuerer bezahlt werden, so wird man es begreiflich finden, dass unseren jungen Leuten das offene Meer des Junggesellenthums weniger gefahrvoll dünkt als der stille Hafen der Ehe. Hinzu tritt in Wien noch die unerschwingliche Höhe der Miethzinse, insbesondere für kleinere Wohnungen. Der Mittelstand wohnt hier verhältnissmässig theurer als die Reichsten und Vornehmsten. Ja man kann sagen, dass der Miethzins, nach Kubikmetern bewohnten Luftraumes berechnet, für das elendeste Arbeiterquartier nicht billiger kommt als für die prachtvollen Paläste der Ringstrasse.

An Schwierigkeiten, die den Ehecandidaten zur Vorsicht mahnen, fehlt es also nicht, und gar Mancher, der dieser Mahnung kein Gehör schenkt, lernt es schmerzlich und bitter bereuen. Die Gründung eines eigenen Hausstandes ist heutzutage ein Unternehmen, das sorgsamer denn je nach allen Seiten bedacht und überlegt werden muss. In der That nimmt die Zahl der *Convenienzheiraten* beständig zu — eine wirthschaftlich entschuldbare, moralisch verwerfliche Erscheinung, die kaum zur Veredlung und Vertiefung unseres Familienlebens beitragen dürfte. Hiermit hängt es auch zusammen, dass in den letzten zehn Jahren eine merkbare Verschiebung der Altersgrenze für die Eheschliessung innerhalb der besitzenden Classen eingetreten ist. Die Männer gelangen in der Regel erst in reiferem Alter in den Besitz gesicherter

Stellungen, und so müssen denn die Jungfräulein sich gleichfalls in Geduld fassen. Die unleugbare Verminderung der Heiratswahrscheinlichkeit für die Mädchen des Bürgerstandes kann aber auch anderweitig nicht ohne sociale Folgen bleiben. Wir werden uns entweder genöthigt sehen, unsere Bedürfnisse und Ansprüche und zugleich auch die unserer Frauen und Töchter wesentlich einzuschränken, oder wir werden uns entschliessen müssen, dem weiblichen Geschlechte einen grösseren Spielraum auf allen Arbeitsgebieten zu gewähren, eine ganze Reihe neuer Berufsarten zu eröffnen. Dies ist wohl auch die Richtung, nach welcher die ganze Entwickelung der modernen Mädchenerziehung hinzuneigen scheint. Aber sie *scheint* es nur. Denn wenn wir uns das Ziel vor Augen halten, nach welchem das Fortschreiten auf dieser Bahn uns führen würde, so ist es klar, dass auf solche Weise nicht eine Besserung, sondern eine nachhaltige Verschlimmerung unserer wirthschaftlichen Lage einteten müsste. Der ohnehin mehr als ausreichende Wettbewerb auf allen Wirthschaftsfeldern würde eine unermessliche Steigerung erfahren, das Angebot von Kräften auf dem Arbeitsmarkte würde verdoppelt, der Arbeitsertrag herabgedrückt, das Proletariat würde eine furchtbare Vermehrung erhalten und der Gewinn wieder nur dem vielumworbenen grossen Capitale zufallen. Es wird uns daher nichts Anderes übrig bleiben, als uns nothgedrungen für den ersten der oben bezeichneten Auswege zu entscheiden. Die dringend gebotene Rückkehr zu einfacherer Lebensführung wird zuerst auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes, vornehmlich der weiblichen Jugend, sich geltend machen, um von hier aus auch andere, zuletzt wohl *alle* Lebenszweige zu ergreifen. Man wird früher oder später einsehen müssen, dass die Erlernung des Strümpfeflickens für die Tochter eines ehrsamen Handwerkers wichtiger ist als der Unterricht im Englischen, im Clavierspiel oder in der physikalischen Geographie. Man wird erkennen, dass die Unterweisung in häuslichem Walten für sie nutzbringender ist als die Andrillung gesellschaftlichen Schliffes.

Man wird aber auch den „jungen Herren" den Brotkorb etwas höher hängen müssen. Man wird sich genöthigt sehen, der bedenklich anschwellenden Fluth des frühreifen Lumpenthums einen Damm entgegenzusetzen. Und am Ende wird man es nicht dabei bewenden lassen, die liebe Jugend zur Arbeit und Ordnung anzuhalten, man wird sich vielmehr wohl oder übel dazu bequemen, der gleichen Weltweisheit auch im eigenen Wandel zu huldigen.

Manche mögen den hier vertretenen Standpunkt kleinich, Andere mögen ihn reactionär schelten. Aber mit grossen Worten hat man noch keines Nothleidenden Schüssel gefüllt, und es gibt eine Art des Fortschrittes, die nicht nach oben, sondern nach unten führt. Wer am Rande eines Abgrundes steht, thut besser, drei Schritte rückwärts, als einen halben vorwärts zu gehen. Wir werden des wirthschaftlichen Verderbens, das uns bedroht, niemals Herr werden, wenn wir es nicht über uns gewinnen, einen Strich durch unsere Vergangenheit zu ziehen, unsere Lässigkeit, unseren Gleichmuth, unsere Sorglosigkeit aufzugeben und der Zukunft mit frischer Hoffnung, jugendlicher Schaffensfreude und männlicher Festigkeit ins Auge zu schauen. Noch ist nichts verloren, noch ist unser Wien eine schöne, blühende, lebenskräftige Stadt. Alles Alte sinkt in den Staub, neue Häuser, neue Paläste, neue Raths- und Parlamentsgebäude, neue Tempel der Kunst wachsen empor. Und nur ein neuer Geist sollte nicht erstehen können? Räumen wir mit den baufälligen Ruinen auch unsere baufälligen Ueberlieferungen hinweg! Begraben wir mit dem moderigen Schutt auch unsere moderigen Vorurtheile! Oeffnen wir unsere Sinne, öffnen wir Kopf und Herz den Anforderungen einer neuen Zeit! Von manchem Brauche, der uns lieb geworden, von mancher Gewohnheit, die wir nicht missen zu können glaubten, werden wir uns gewaltsam losreissen müssen. Aber koste es was immer, wir werden uns der heiligen Pflicht, unsere bürgerlichen Angelegenheiten mit starker Hand zu ordnen, nicht für alle Ewigkeit entziehen dürfen und können. Wir werden eiserne

Selbstüberwindung üben, manches mächtig aufsteigende Verlangen unterdrücken, und, was noch schwerer halten wird, selbst den Wünschen unserer Frauen mitunter ein unerbittliches Nein entgegensetzen müssen. Wir werden unsere Geschäfte und unseren Haushalt neu zu regeln haben, unsere Bedürfnisse und unseren Luxus herabmindern, unserer Bequemlichkeit Schranken setzen und unsere Wachsamkeit erhöhen. Wir werden streng sein gegen uns selbst wie gegen Andere. Wo man uns betrügt, werden wir nicht durch die Finger sehen, wo man uns Unrecht thut, werden wir nicht schweigen. Selbst sittenrein und ehrenfest, werden wir gegen alle Niedertracht und Unredlichkeit furchtlos unsere Stimme erheben. Selbst auf sicherem wirthschaftlichen Boden fussend, werden wir das Glücksritterthum nicht schätzen, sondern verabscheuen, nicht dulden, sondern verjagen. Wir werden keinen Niederen misshandeln und vor keinem Hohen zu kriechen brauchen. Unsere wirthschaftlichen und sittlichen Beziehungen zum grössten Machtfactor der Erde: dem Gelde, werden wir in ein vernünftiges und unverrückbares Gleichmass bringen. Wir werden das Geld achten und zugleich verachten lernen: *achten* als die sichtbare Verkörperung unseres Wohlstandes, als den Sparpfennig unseres späten Alters, als das Mittel, unsere Pflichten gegen Staat, Gemeinde und Familie zu erfüllen; *verachten* aber als den Versucher, der uns auf Abwege lockt, als den Götzen, der unsere Anbetung heischt, als den Tyrannen, der auf unsere Unterjochung sinnt. Kein Gut wird uns höher gelten als das Gute, keine Währung wird uns vollwichtiger dünken als die Wahrheit. Unsere Vaterstadt aber, deren Zustand vordem den Hohn der Feinde und das Mitleid der Freunde geweckt, wird dann siegreich wachsen und herrlich gedeihen als Wohnsitz eines starken, freien, deutschen Bürgerthums.

Bis dahin mag es freilich noch gute Weile haben. Wenn jedoch unser Mittelstand nicht zwischen den beiderseits anstürmenden Mächten des Feudalismus und Anarchismus zermalmt werden will, wird er sich bald und ernstlich aufraffen

müssen. Mittlerweile sei Denjenigen, die mit der Gegenwart so zufrieden sind, dass sie eine bessere Zukunft gar nicht wünschen, und die darum jedes herbe Wort des Tadels für ungerecht, ja für unpatriotisch erklären, der zornige Ausruf Grillparzer's entgegengehalten, der heute wie nur je der Sachlage entspricht: „Jeder österreichische Patriot muss ein Malcontenter sein!"

November 1886.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

XII.

DER LEITFADEN DER RECLAME.

Alle unparteiischen Leute — folglich alle Menschen, die der Halm nährt, da doch Niemand in dem Inventar seiner Tugenden die Unparteilichkeit würde vermissen wollen — alle unparteiischen Leute also müssen es nur recht und billig finden, dass man unserer arg geschmähten Zeit, die sich so viele verdiente und unverdiente Vorwürfe gefallen lassen muss, endlich auch einmal in einem Punkt Gerechtigkeit widerfahren lasse. Da aber das rein platonische Verfahren, Gerechtigkeit zu üben, die Tugenden und Verdienste Anderer anzuerkennen, sich selbst bei den unparteiischen Leuten keiner allzu grossen Beliebtheit erfreut, so sei gleich hinzugefügt, dass die Anerkennung, welche wir in unserem Fall für die Zeit verlangen, für den Einzelnen mit keinerlei Kosten und Unbequemlichkeiten verbunden ist, Niemand sich damit etwas vergibt, Niemand dadurch Gefahr lauft, sein Renommée als Pessimist und Menschenkenner einzubüssen. Diese letzte Versicherung wird uns hoffentlich vor dem Verdacht schützen, dass wir etwa im Begriffe waren, der Zeit das Compliment zu machen, sie sei aufgeklärter, duldsamer, verständnissvoller für das Gute, Schöne und Wahre geworden. Nichts von alledem. Sie muss sich schon damit begnügen, wenn wir ihr ein kleineres Verdienst zugestehen. Ihr unleugbares Verdienst aber, für das wir Anerkennung verlangen,

besteht darin, dass sie das dankenswerthe Bestreben bekundet, die Gesammtheit von den Erfahrungen, den Kenntnissen, den Talenten, den Errungenschaften Einzelner profitiren zu lassen, dass sich auf allen Gebieten die lobenswerthe Absicht zeigt, der Gesammtheit möglichst mühelos eine Summe von Wissen und Fertigkeiten beizubringen, ihr zu ermöglichen, sich neben dem Beruf spielend über eine Fülle von Dingen unterrichten, sich von allem Interessanten, Nützlichen und Wissenswerthen das Quantum aneignen zu können, das für ihre Bedürfnisse eben ausreicht, kurz gesagt, sie in den Stand zu setzen, in allen Sätteln Sonntagsreiter werden zu können.

Die richtige Erkenntniss, dass das Leben des Einzelnen eben nur hinreicht, sich auf einem Gebiet zu vervollkommnen, eine der Künste, eine der Wissenschaften zu beherrschen, die durch die Erfahrung gewonnene Ueberzeugung, dass es für das Fortkommen der Durchschnittsmenschen, für die Aufrechthaltung des gesellschaftlichen Verkehrs aber unbedingt nothwendig ist, dass der Einzelne von Allem etwas verstehe, um über Alles mitsprechen zu können, sie haben wohl den Anlass zu dem allgemein beliebten und bereits unentbehrlich gewordenen Verfahren gegeben, auf allen Gebieten leicht verdauliche Extracte herzustellen, die für Jeden ohne Mühe, ohne Kosten erschwinglich, es immerhin ermöglichen, einigermassen richtig auf den Geschmack des Urstoffs zu schliessen, die Neugier befriedigen und für die Bedürfnisse des Einzelnen ausreichen.

Das extrahirte Wissen, diese sorgfältig präparirte Gelehrsamkeit, die sich nur wenig mit dem Werden und hauptsächlich mit dem Gewordenen beschäftigt, welche die Resultate angestrengten Denkens und Forschens, mühseliger Erfahrungen in homöopathischen Dosen übermittelt, sie sind in unzähligen Leitfaden und Handbüchern zu finden; Jedermann kann, ohne sich nebenbei zu irgend einem nennenswerthen Studium verstehen zu müssen, für einen geringen Betrag ebensowohl oberflächliche Belehrung und fertiges

Wissen kaufen, wie Kleider und Gesinnungen, Wäsche und Vorurtheile fertig zu kaufen sind.

Um ungeübten Clavierspielern das Vergnügen zu verschaffen, auch schwierige, für den wirklichen Künstler berechnete Concertstücke spielen zu können, hat man den Ausweg gefunden, dieselben Stücke in einem anderen Arrangement, mit Umgehung der allzu waghalsigen Passagen, mit leichterem Fingersatz erscheinen zu lassen; in dieser Form können sie dann auch von den auf niederster Stufe stehenden Dilettanten leidlich bewältigt werden. Nach demselben System ungefähr sind die Leitfaden verfasst, welche in möglichst gedrängter Form, in möglichst populärer Schreibweise die Grundzüge einer Kunst, einer Wissenschaft, die hervorragendsten Ereignisse, die wichtigsten Namen und Daten und — fertige Urtheile enthalten. Wir besitzen überdies eine grosse Anzahl von Fachlexika aller Art, mit deren Hilfe man sich in kürzester Zeit die technischen Ausdrücke, die beliebtesten Redewendungen jeder Kunst, jedes Gewerbes, jedes Industriezweiges aneignen kann. Wir haben Leitfaden zur schnellsten Erlernung der meisten Sprachen, die sich durchaus nicht um das Wesen einer Sprache, um Grammatik und derlei unnützes Zeug kümmern, durch deren Studium aber Jeder schon nach vier Wochen in der Lage ist, sich in französischer, englischer oder italienischer Sprache nach dem Befinden seiner Nachbarin zu erkundigen, in denselben Sprachen seiner Verwunderung über die Unbeständigkeit des Wetters und die Hitze im Saale Ausdruck zu geben und zu einer radebrechenden Gouvernante in zarte Beziehungen zu treten.

Aber damit nicht genug. Es reicht ja auch wirklich keineswegs hin, französisch sprechen, über Künste und Wissenschaften, über Literatur, Aesthetik, Nationalökonomie und Spiritismus, über Handel und Gewerbe und über die Kunststrassen und Wasserleitungen der Römer sprechen zu können, man braucht ja im praktischen Leben noch hundert andere Kenntnisse und Fertigkeiten, man braucht sie vielleicht alle innerhalb eines gewissen Zeitraumes, wie sollte es für einen

Menschen möglich sein, sie durch eigenes Studium, durch eigene Erfahrungen zu erwerben?

Wieder kommen uns die Extracte, die Leitfaden zu Hilfe. Wir sind für nächsten Sonntag zur Jagd geladen: wir haben niemals einer solchen beigewohnt, wir wissen absolut nicht, wie wir uns dabei zu benehmen haben; macht nichts; irgend ein Jagdlexikon, irgend ein Leitfaden für Jäger und solche, die es werden wollen, den wir uns am Freitag kaufen, unterrichtet uns über Haltung und Gebräuche, über die Tracht, in der wir erscheinen sollen, über die unentbehrlichsten waidmännischen Ausdrücke u. s. w., und wenn wir das schnell Erlernte nur einigermassen klug und vorsichtig zu verwerthen wissen, sind wir wenigstens vor einer Blamage gesichert. Das Turf-Lexikon leistet uns dieselben Dienste, wenn die Situation es verlangt, dass wir für begeisterte Anhänger des Rennsports gelten wollen, und das Studium des Leitfadens für Rudersport kann wohl den Muth zu dem Wagniss verleihen, uns einem Mitglied des Ruderclubs vorzustellen. Nehmen wir an, der Zufall führt Jemanden, der nie einen Leitartikel gelesen, niemals etwas von Nationalitätenstreit und Versöhnungspolitik gehört, in eine Gesellschaft von Abgeordneten und Politikern; nur am ersten Abend wird er ohne Verständniss zuhören und gezwungen sein, sich still zu verhalten; am nächsten Morgen kauft er das „Handbuch des Parlamentarismus", welches alle politischen Schlagworte und ihre Bedeutung enthält, und am Abend bereits kann er als geschulter Parlamentarier in die Debatte mit eingreifen.

Wie soll Jemand, der zum erstenmal in Gesellschaft geht, die tausend Formeln und Förmlichkeiten erfüllen, den gelindesten Ansprüchen gerecht werden? Es ist ganz unmöglich, er wird linkisch und schüchtern sein, Fehler über Fehler begehen, sich und Andere langweilen. Soll er hundert Verstösse begehen, hundert Beschämungen erfahren, bis er endlich gelernt hat, sich zu bewegen? Unsinn! Er wird eines der Handbücher kaufen, die den altmodischen, weitschweifigen

Knigge verdrängt haben, einen „Leitfaden über den guten Ton, über die Art, in Gesellschaft aufzutreten, sich zu verbeugen, zu essen, ein Gespräch zu beginnen, Spiele zu arrangiren, sich bei den Damen beliebt zu machen" und er ist gerettet.

Ein junger Mann mit „dem süssen Pfeil im Herzen" steht rathlos vor dem ersten Brief, der die Geliebte von seinen Gefühlen verständigen soll. Er vermag es noch nicht, das Stammeln seines Herzens in wohlstilisirte Wendungen umzusetzen, er vermag auch nicht zu sprechen, weiss nicht, wie die Gunst der Holden erringen. Er braucht nicht zu verzweifeln, sein Glück nicht durch einen vielleicht falschen Schritt zu compromittiren. Gibt es doch erstens zahllose „Briefsteller für Liebende" mit Entwürfen für alle Stadien, alle Temperamente, alle möglichen Combinationen, und überdies findet er Rath und Hilfe in dem Leitfaden „Ueber die Art, mit jungen Damen umzugehen, ihre Gunst zu erringen".

Der wohlthätige Leitfaden begleitet den jungen Mann auch noch weiter auf seinem Lebensweg. Es gibt ein Büchlein dieser Gattung, welches sich die Aufgabe stellt, den jungen Ehemann, den unerfahrenen Anfänger über die Art und Weise zu belehren, durch welche es ihm möglich ist, „das Geschlecht der zu erwartenden Kinder nach seinem Willen zu bestimmen"; ein anderer Leitfaden gibt ihm in kurzen pädagogischen Weisungen Aufschluss darüber, wie er die durch seinen Willen zu Knaben gewordenen Kinder zu erziehen habe, und ein dritter Leitfaden gibt ihm die sichersten Mittel an, durch welche man die Achtung, Liebe und Treue der Gattin einige Zeit in leidlich gutem Zustand erhalten kann.

Auch für die junge Frau und Mutter gibt es verschiedene Leitfaden, die ihr Schätze der Erfahrung für mässigen Preis zur Verfügung stellen. Wir nennen hier nur „Das Buch für die junge Mutter", „Die praktische Hausfrau" und die beherzigenswerthen Anweisungen für die Kunst, „In den Augen des Gatten immer schön und reizvoll zu erscheinen, ohne die Keuschheit zu verletzen".

Erwähnen wir etwa noch mit einigen Worten die kleinen Hefte, durch deren Studium wir in wenigen Stunden vollendete Schach- und Whistspieler werden können, die Handbücher der Zauberkunst und Taschenspielerei, die Leitfaden, die uns unterweisen, wie man es anstellen muss, um in der Lotterie zu gewinnen oder die Bank in Monaco zu sprengen, die Leitfaden, die Demjenigen, der einige Wochen Landwirth spielen will, das Wichtigste über Viehzucht und einem Anderen, den die Lust anwandelt, die Ferien zur Verübung eines Trauerspiels zu benützen, die unentbehrlichsten Gesetze der Metrik beibringen, so haben wir das Bewusstsein, dass wir noch lange nicht alle bestehenden Leitfaden registrirt, vielmehr einen grossen Theil derselben zu nennen versäumt haben.

Aber das, was wir angeführt, wird hoffentlich genügen, den Beweis zu erbringen, dass auf allen Gebieten die Tendenz obwaltet, dem Einzelnen nach einer gewissen Richtung den Kampf mit dem Dasein zu erleichtern, ihm dadurch, dass man ihn in den Stand setzt, von den Erfahrungen und Kenntnissen Anderer zu profitiren, Zeit, Mühe und Studium, Aerger, Enttäuschung und unnütze Kosten zu ersparen.

Doch nein, noch nicht auf allen Gebieten hat man diese höchste Stufe der Humanität erreicht: den Blinden und Unwissenden zu leiten, den Strauchelnden zu unterstützen, vor dem Laien das ihn beängstigende Geheimniss zu entschleiern, ihn langsam und sicher in eine fremde Gedankenwelt zu führen, die er bisher nicht geahnt, und in welcher er nun Dank der Führung bald heimisch werden kann; es gibt noch ein Gebiet, auf welchem man ihn im Dunklen tappen, zahllose falsche Schritte machen lässt, die vielleicht seine Existenz gefährden können, auf welchem man mit kalter Grausamkeit das Licht verschliesst, das seinen Lebensweg erhellen, das ihn leitend und warnend sicher und ungefährdet ans heissersehnte Ziel bringen könnte. Wir haben erklärende, führende und unterweisende Bücher in Fülle, wir haben Handbücher und Leitfaden für alles Mögliche und Un-

mögliche, aber wir haben bis jetzt — es klingt unglaublich — keinen Leitfaden der Reclame.

Wie das möglich ist? Wir stehen hier vor einem Räthsel. Die Thatsache, dass dieses Buch bis zum heutigen Tage nicht geschrieben wurde, darf wohl zu den wenigen verblüffenden Unbegreiflichkeiten der Weltgeschichte mitgezählt werden.

Reclame! Das mächtige Zauberwort, das in dem Wortschatz aller Welt die erste Stelle einnimmt, dessen Inhalt Throne errichtet und gestützt, Religionen geschaffen und erhalten hat, das mit göttlicher Kraft aus dem Nichts ein leuchtendes, blendendes Ding erstehen lässt, das Wort, welches die einzige Gewalt bezeichnet, gegen die sich Niemand auflehnt, die niemals abgesetzt werden wird, der Jeder freiwillig Opfer und Huldigungen darbringt, die Grossmacht, welche mit souveräner Willkür die Wahrheit mit Füssen tritt, dem Unrecht, der Mittelmässigkeit zum Sieg verhilft, die mit zauberhafter Schnelligkeit aus Lug, Trug und Entstellung luftige, schwindelnd hohe Gebäude errichtet, die sich doch — oft für lange Zeit — zu sicheren Wohnsitzen eignen, das Wort, das Jeder mit Täuschung oder Schwindel übersetzt und dem doch Jeder Glauben schenkt, das Wort, welches endlich das Geheimniss einer Kunst erschlossen hat, in welche einzudringen unzählige Gelehrte und unzählige Schwindler aller Zeiten vergebens bemüht waren, der Kunst, aus einer beliebigen Mischung werthloser Ingredienzien echtes, wirkliches Gold zu machen, dieses Wort mit seiner wunderbaren, alles vermögenden Kraft, es hat keine Literatur, es hat keinen Leitfaden.

Es gibt kein Buch, aus dem der zaghafte Anfänger, der die feste Absicht, den ehrlichen Willen hat, sich auf irgend einem Gebiet durch solide Reclame emporzubringen, erfahren könnte, wie er es anzustellen hat; er mag zusehen, wie er allein zurechtkommt, mag einen falschen Weg einschlagen, mag seine Zeit, sein Geld vergeuden, Niemand unterweist ihn, Niemand kümmert sich um ihn; es gibt wohl einen

Leitfaden, der ihn belehrt, welche Methode die beste sei, Seidenwürmer zu behandeln, aber vergebens wird er nach einem Handbuch fragen, das ihm auch nur über die Anfangsgründe, über die primitivsten Regeln der wichtigsten Lebenskunst, der Reclame, Aufschluss gibt.

Wenn die vielgebrauchte Redewendung von dem „tiefgefühlten Bedürfniss", dem durch diese oder jene That entgegengekommen werden soll, überhaupt jemals eine Berechtigung hatte, hat sie es gewiss in unserem Fall; ein Leitfaden der Reclame würde wirklich einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abhelfen, er würde in kurzer Zeit der Freund und Rathgeber von hunderttausenden Irrenden werden, würde sich bald in allen gebildeten Familien derselben Verehrung erfreuen, denselben Platz einnehmen, den man jetzt faute de mieux dem Conversations-Lexikon einräumt. Er müsste auch mindestens in derselben Anzahl von Bänden erscheinen.

Was wir hier an flüchtigen Aufzeichnungen, an Andeutungen und Winken folgen lassen, soll nur die Richtung anzeigen, die ein derartiges Buch einzuschlagen hätte, die Hauptpunkte angeben, die es zu berühren, die Themen nennen, die es auszuarbeiten und zu variiren hätte. Selbstverständlich dürfte dieses Buch nicht von einer Person geschrieben werden, die Arbeit eines ganzen Lebens würde hierzu nicht ausreichen, es müsste eine Compagniearbeit der auf dem Gebiete der Reclame erfahrensten Männer und Frauen aller Stände sein und das ganze Volk müsste in freiwilligen Beiträgen sein Bestes beisteuern wie zu den „Fliegenden Blättern".

Nach unserer Ansicht müsste der Stand der ausübenden Künstler, deren erste und vornehmste Lebensbedingung die Reclame ist, die grösste Berücksichtigung finden, in dem Leitfaden also auch an erster Stelle genannt werden. Hier sind wieder Unterabtheilungen nothwendig. Die Bühnenkünstler, deren vergängliche Leistungen am meisten der künstlichen Nachhilfe bedürfen, um nicht zu schnell vergessen zu werden, um es im Cursblatt des Ruhmes zu einer für einige Zeit feststehenden Notirung zu bringen, haben hier den Vorrang.

Also: Welche Wege hat man einzuschlagen, welche Mittel und Mittelchen der Reclame anzuwenden, um es in irgend einem Zweige der darstellenden Kunst zu Namen und Bedeutung, zu Ehren und Reichthum zu bringen?

Erste Regel: Man hat den Reclameapparat erst dann in Bewegung zu setzen, wenn man auf einem Platz angelangt ist, von welchem aus man überhaupt beachtet und vernommen werden kann. Die in ein grosses Blatt eingeschmuggelte Notiz, dass Herr X in Iglau den Franz Moor zum Entzücken des Publicums gespielt und Frl. Y in Znaim unter tosendem Beifall die Carmen gesungen, verpufft wirkungslos. Vorzeitige Reclame macht lächerlich, ist unter Umständen tödtlich, mindestens aber nutzlos. Um auf diesen sichtbaren Platz zu gelangen, dazu gehört Glück oder ein günstiger Zufall, ein hübsches Gesicht, ein geschmeidiger Rücken, ein einflussreicher Protector, manchmal genügt auch schon der Besitz einiger Begabung. Doch mit der Talentfrage hat der Leitfaden der Reclame nichts zu schaffen.

Den geistigen Fähigkeiten, der Geduld, der Geschicklichkeit des Einzelnen muss es überlassen bleiben, sich die Organe der öffentlichen Meinung zu gefälligen Freunden zu machen. Das ist langsame Minirarbeit, die aber gemacht werden muss, wenn man den Boden der Oeffentlichkeit gewinnen will, eine Arbeit, für die es keine Vorschrift gibt, als Klugheit und Vorsicht. Diese Arbeit erfordert Opfer der Ueberzeugung, der Ruhe, der Bequemlichkeit, des Geschmacks, Ueberwindung und Bekämpfung der persönlichen Neigungen und Abneigungen, sie wird gefördert durch das Talent des Anempfindens, durch schnelles Erfassen und Benützen einer gegebenen Situation. Man gewinnt den Einen, indem man sich zu seiner politischen Ueberzeugung bekennt, den Zweiten dadurch, dass man seine Verse lobt, den Dritten, dass man sich als tapferer Trinker erweist; man gewinnt Diejenigen, die bei keiner Schwäche zu packen sind, einfach dadurch, dass man beharrlich ihre Gesellschaft sucht, sie zwingt, uns

näher zu treten. Es ist selbst für unparteiische Leute nicht leicht, Demjenigen eine kleine Bitte abzuschlagen, der sie leichthin beim vollen Glase vorbringt, und es ist gerade für die rechtlichen und anständigen Leute peinlich und fast unmöglich, über Denjenigen eine bittere Wahrheit zu schreiben, dem man Tags zuvor freundschaftlich die Hand gedrückt.

Ist man erst so weit gelangt, dass man auf die Unterstützung seiner Freunde rechnen kann, so ist die erste sich bietende passende Gelegenheit, die erste bedeutende Rolle zu einem, wenn auch kleinen, aber nachhaltigen Erfolg auszunützen. Dies geschieht am besten durch Nachkritiken, durch kleine Notizen, welche besagen, dass auch bei der zweiten und dritten Vorstellung die wirklich gediegene überraschende Leistung des Herrn oder des Fräuleins Z die volle Anerkennung des Publicums gefunden habe. Nachdem in dieser Weise auf die künstlerische Bedeutung des Betreffenden die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, ist die Zeit gekommen, für seine Persönlichkeit, seinen Charakter, seine Gewohnheiten und Neigungen das Publicum zu interessiren.

In diesem Zeitpunkte muss der Betreffende schlüssig geworden sein, welche Physiognomie, welche Pose er für die Oeffentlichkeit anzunehmen habe. Jedes Schwanken, jede Halbheit ist hier verderblich. Ein Mann hat die Entscheidung zu treffen, ob er als „fleissiger, denkender Künstler", als „gediegener, streng bürgerlicher Charakter", oder als „genial, leichtsinnig und verrückt" gelten will. Eine Dame hat zu wählen, ob sie, von ihren persönlichen Neigungen abgesehen, für die Oeffentlichkeit tugendhaft, bescheiden und anständig, oder frivol, leichtsinnig und leichtlebig erscheinen will. Im Charakter der getroffenen Wahl haben nun die ersten einleitenden Notizen stilisirt zu werden.

Hat sich eine Dame z. B. für die ein wenig unbequeme, langsamer zum Ziele führende affichirte Tugend entschieden, mit welcher sich aber auch ganz hübsche Erfolge erzielen lassen, so ist für die erste Notiz folgender Inhalt zu empfehlen:

„Fräulein X, unsere reizende Liebhaberin, hat die Hauptrolle in dem neuen Stück mit der Bemerkung zurückgewiesen, dass ihr ihre Gage nicht gestatte, die für die Rolle erforderlichen kostspieligen Toiletten zu bestreiten."

Damit ist ein fester Grund gelegt, auf dem sich nach und nach ein stattliches Tugendgebäude aufführen lässt.

Die Frivole und Leichtsinnige debutirt mit einer Notiz, die über eine vereitelte Pfändung berichtet, von dem Einschreiten eines Cavaliers erzählt, der die ziemlich bedeutende Summe augenblicklich erlegte. Die „grenzenlose Dankbarkeit" der Künstlerin und die Beschreibung der stürmischen Scene, welche durch die Dazwischenkunft eines Collegen mit „älteren Rechten" erfolgt, bilden den Schluss der saftigen Reclame. Um für das übliche gute Herz der Heldin Stimmung zu machen, ihr die Sympathien zu erhalten, muss am nächsten Tag erzählt werden, dass sie ihre Diamanten verkauft habe, um eine obdachlose mit fünf Kindern gesegnete Familie unterstützen zu können.

Der Geniale und Verrückte hat erzählen zu lassen, dass er mit Vorliebe in einem Sarg schlafe, mondsüchtig sei, sein Vermögen am grünen Tisch verspielt habe, es mit Falstaff im Trinken aufnehme, immer zu spät zur Probe komme und die Gewohnheit habe, seine zärtlich geliebte Frau zu prügeln.

Der Ruf eines soliden Charakters wird erlangt durch die Angabe, dass der Betreffende peinlich sparsam sei, sein Geld in die Bank trage, sich mit Politik und dem Gemeindewohl beschäftige und wie ein Vater für die Erziehung seiner jüngeren Geschwister Sorge trage. Der fleissige, denkende Künstler hat verbreiten zu lassen, welcher Energie und Bemühung es bedurfte, einen störenden Sprachfehler zu bewältigen, dass er die elendesten Spelunken aufsuche, Spitäler und Irrenhäuser frequentire, um Studien nach dem Leben liefern zu können, und dass er nie an die Darstellung einer classischen Rolle gehe, ohne zuvor sämmtliche Commentare studirt zu haben.

In solcher Weise eingeführt und aus der unendlichen Zahl der Namenlosen herausgetreten, hat man nun, so lange es sich noch darum handelt aufzusteigen, Boden zu gewinnen, sich festzusetzen, jede Woche mindestens für eine mehr oder minder Lärm machende Erwähnung zu sorgen. Zunächst hat aus den Notizen die Bezeichnung Herr oder Fräulein zu verschwinden, der einfache Name genügt, dem nach und nach ein „unser", und allmählich fortschreitend ein „unser beliebter" und „unsere gefeierte" vorangeschickt wird.

Die Fülle der zur Erlangung einer anständigen Berühmtheit erforderlichen Reclamen schliesst unbedingt die Originalität aus. Man sei daher nicht wählerisch. Die älteste in Lächerlichkeit grau gewordene Reclame findet immer noch Leute, denen sie neu erscheint. Die plumpeste findet immer noch einige Gläubige. In diesem Stadium sind also als bewährt zu verwenden: Die russische Fürstin, die dem Helden und Liebhaber von Stadt zu Stadt nachreist, sich schliesslich vergiftet oder von ihrem Gatten nach Sibirien gebracht wird, das unschuldige Mädchen, das die Liebe des Tenors nicht erlangen konnte und sich in ein Kloster zurückzieht, der Brasilianer, welcher der Soubrette oder der Tragödin seine Millionen zu Füssen legt, von ihr abgewiesen wird und in seiner Heimat eine reich dotirte milde Stiftung unter ihrem angebeteten Namen gründet, der Gastspielantrag nach Amerika, der Streit mit dem Director, das aus einer allgemeinen Sammlung hervorgegangene, von den Bürgern einer Stadt überreichte Ehrengeschenk, das Gerücht, dass man Ursache eines Duells sei, der gestohlene Schmuck, das versuchte Attentat, die geplante Entführung, die in Aussicht stehende Erbschaft, die Verlobungsanzeige und der Widerruf derselben, die Alimentationsklage, wiederholte heimliche Mutterfreuden, schmeichelhafte fürstliche Aussprüche, das Dilettiren in allen möglichen Künsten u. s. w.

Nebenbei unterlasse man es nicht, den Comités sämmtlicher Wohlthätigkeitsveranstaltungen seine unentgeltliche Mitwirkung anzubieten, um dem Publicum, das von unserem

Anerbieten nichts weiss, den Glauben beizubringen, dass wir bestürmt wurden, dass unser Name bereits Zugkraft ausübt; auch trachte man, wenn es irgend möglich ist, etwas zuzulernen, sich in seiner Kunst ein wenig zu vervollkommnen, vergesse nicht von jeder erscheinenden Recension allsogleich vierundzwanzig Exemplare anzukaufen und an die wichtigsten Blätter zu versenden, vergesse nicht, dass der Telegraph nur desshalb erfunden wurde, um es schnell in alle Welt verkünden zu können, dass Herr X „sein Gastspiel in Czernowitz mit ausserordentlichem Erfolge eröffnet habe"; befolgt man alles dies getreulich, so muss man in gegebener Frist ans Ziel gelangen, die ersehnte Höhe erreichen.

Sich auf dieser Höhe zu erhalten, dazu bedarf es allerdings stärkerer Mittel, grösserer Anstrengung. Der Leitfaden hätte hier eine Abtheilung folgen zu lassen, unter dem Titel „Hochschule der Reclame". In dieser Hochschule gibt es keinen festen Lehrplan, sie lässt der Individualität freiesten Spielraum, sie fordert von ihren Jüngern nur die stricte Befolgung einer einzigen Bedingung. Diese lautet: Alle kleinlichen Rücksichten auf Moral, Anstand, Pietät, auf Familienbande, auf das eigene Gefühl, auf Selbstachtung sind augenblicklich über Bord zu werfen; das Absolviren der Hochschule erfordert das beständige auf dem „Qui vive" sein, erfordert die völlige ungetheilte Hingabe des ganzen Menschen. Der Tag, an welchem von dem bereits Berühmten nicht gesprochen wird, ist ein verlorener für ihn, kann ihm gefährlich werden, da er durch diese Unterlassung vielleicht einem Nebenbuhler, einem Nachstrebenden die Arena frei macht. Popularität will stets neue Nahrung haben. Man gewöhnt nicht ungestraft das Publicum an starke Kost, es verlangt sie täglich und täglich und nimmt sie, wenn die gewohnte Firma sich leistungsunfähig erklärt, ohne Bedenken aus anderen Händen.

Wer täglich von sich sprechen machen will, kann sich nicht mehr allein auf Erfindung beschränken, er muss schonungslos sein eigenes Leben preisgeben, muss jede Handlung für die Oeffentlichkeit berechnen.

Die unschuldigsten Hausmittel in diesem Stadium sind folgende: Man lässt sich wöchentlich einmal interviewen, von neidlosen Collegen Briefe schreiben, welche Worte der rückhaltslosen Bewunderung unserer letzten Leistung enthalten, erklärt in jedem Jahr mit Schluss desselben sich zurückziehen zu wollen, man entdeckt junge Talente, natürlich auf anderem Gebiet, man errichtet mit fremdem Geld Stiftungen, denen man bescheiden den eigenen Namen gibt, man lässt sich wöchentlich einmal photographiren, führt neue Moden ein, lässt die Einrichtung seiner Zimmer beschreiben, speist Arme in den Volksküchen, vertheilt in den Spitälern Cigarren an die Soldaten, macht alle neuen extravaganten Curen mit, bringt geflügelte Worte eigener Erzeugung und Anekdoten in Umlauf, in denen man die dankbare Hauptrolle spielt, hält Begrüssungs- und Abschiedsreden, erlässt Manifeste, in welchen man das Publicum „Meine lieben Wiener, Berliner" u. s. w. anspricht, sendet zu jedem Jubiläum und zu jedem Begräbniss einen Lorbeerkranz mit umständlicher Widmung, legt andere aus dauerhafteren Stoffen gemachte Kränze, auf deren einzelnen Blättern der Name und die Hauptrollen des Spenders ersichtlich sind, auf die Gräber der Dichterfürsten, der Componisten, verrichtet Gebete an den angeblichen Grabstätten Romeo und Julia's, Hamlet's u. s. w., greift zur Feder und erzählt in Wochenblättern und illustrirten Journalen sorgfältig präparirte, interessante Erlebnisse, verbreitet das Gerücht, dass man sich mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftige, lässt erzählen, welches Amulet man trage, dass man die Gewohnheit habe, vor dem jedesmaligen Auftreten dreimal das Zeichen des Kreuzes zu machen, oder ein Glas Champagner zu trinken, oder das Bild der Mutter zu küssen und lässt endlich in allen Fragen, die auf der Tagesordnung stehen, seine Stimme vernehmen.

Jetzt ist auch die Zeit gekommen, das künstlerische Können für die Reclame zu verwerthen, dem Publicum einen Einblick in die Werkstätte, in die geistige Arbeit des Künstlers zu gestatten. Man schreibe zu diesem Zweck vor oder

nach einer neuen Rolle einen für die Oeffentlichkeit bestimmten Brief an einen namhaften Kritiker, in welchem man in wohlgesetzten Worten von seiner Auffassung, dem eingehenden Studium des darzustellenden Charakters spricht, von dem Zittern und Bangen, mit dem wir an die Darstellung jeder neuen Rolle gehen, in dem man an die Nachsicht des gütigen Publicums appellirt, oder für dieselbe dankt und dem Kritiker die demüthige Versicherung gibt, dass nur durch seine Rathschläge, nur durch seine Förderung und Unterstützung unser schwaches Talent sich entwickeln konnte.

In der Darstellung selbst muss in dieser Periode das Bestreben vorherrschend sein, durch irgend eine Absonderlichkeit, die geeignet ist, von sich sprechen zu machen, durch eine gesuchte Betonung, durch eine noch nie dagewesene Nuance, durch eine bizarre Maske oder Toilette aufzufallen. Bei der Darstellung des Hamlet z. B. kommt es in erster Linie darauf an, dass man bei dem Monolog „Sein oder Nichtsein" irgend ein neues „Mätzchen", eine möglichst auffallende Nuance anzubringen weiss. Wenn dies glücklich gefunden, so ist unser Leibkritiker zu instruiren, dass er in nachdrücklicher Weise auf die geniale Absonderlichkeit aufmerksam macht, wo möglich ein ganzes Feuilleton über die eigenartig vertretenen Stiefel schreibt, in welchen die geistreiche Auffassung, die Genialität des Künstlers so recht zum Ausdruck komme.

Natürlich sind dies nur Kleinigkeiten, die zur Deckung des Bedürfnisses durchaus nicht ausreichen. Man hat noch Anderes ins Treffen zu führen. Der Tod der Eltern, der Tod eines Kindes, die Verwundung des Gatten, die Krankheit der Gattin, unser Verhalten, unsere Empfindungen bei diesen Anlässen, alles dies muss in den Dienst der Reclame gestellt werden. Die eigene gefährliche Erkrankung muss ebenfalls als willkommener Anlass betrachtet werden, um von sich sprechen zu machen; man muss Energie genug haben, in den fieberfreien Momenten geschickt gemachte Notizen, die den bescheidenen Wunsch aussprechen, in Wien,

Berlin sterben zu wollen, redigiren zu können. Ist das Schicksal nicht so freundlich, uns eine derartige Krankheit zu bescheren, muss eine solche in dem Moment, da unsere Popularität in Gefahr ist, fingirt werden. Die Schönheit und die Talente, oder die Hässlichkeit und die Gebrechen der eigenen Kinder, die Schande der nächsten Angehörigen, sie müssen ausgebeutet werden, um für uns Bewunderung, Bedauern oder Mitleid zu erwecken. Auch unsere religiöse Ueberzeugung hat dem Publicum Gesprächsstoff zu liefern. Der Freigeist hat bei allen passenden und unpassenden Anlässen seine Ungläubigkeit zu betonen, sich demonstrativ von jeder heiligen Handlung fern zu halten. Derjenige, der erwählt hat, den Frommen zu agiren, hat mit der Kerze in der Hand Umgänge und Processionen mitzumachen, als Israelit hat er an hohen Feiertagen seine Mitwirkung bei Proben und Vorstellungen demonstrativ zu verweigern. Die Mittel sind probat. Jeder möge dabei an die Hamburger Schauspielerin denken, die ihre durch nichts gerechtfertigte grosse Beliebtheit nur dem einen Umstand zu danken hatte, dass sie jeden Versöhnungstag vom Morgen bis zum Abend im bräutlichen Schmuck, fastend und betend im Tempel zubrachte.

Als wirksame empfehlenswerthe Mittel für äusserste Fälle sind endlich noch zu erwähnen: Die Heirat mit einer sehr bekannten stark compromittirten Persönlichkeit, die nach einigen Wochen oder Monaten mit möglichst viel Lärm zu bewerkstelligende Trennung oder Scheidung von derselben, der Uebertritt zu einem anderen Glauben, das Massenunglück — mindestens 20 Todte, welche erdrückt wurden, weil sie die Berühmte sehen wollten — der Selbstmordversuch, und die falsche Nachricht, welche den unter tragischen Umständen erfolgten Tod des Berühmten meldet. (Zwei Tage später in einem an die Redactionen gerichteten scherzhaften Schreiben zu widerrufen.)

Damit wäre wohl so ziemlich alles erschöpft, was uns an grossen und kleinen Mitteln der Reclame für den Stand der darstellenden Künstler bekannt ist. Aufgabe des Werkes,

von dem wir träumen, des wirklichen Leitfadens der Reclame, wäre es, die Punkte, die wir nur flüchtig berühren konnten, sorgfältig auszuarbeiten, in alle Details einzugehen und die einzelnen Regeln und Vorschriften durch praktische Beispiele zu erhärten. Die breiteste Ausführlichkeit, das längste Verweilen auf diesem Gebiete ist ja auch dadurch gerechtfertigt, dass alle Anweisungen, Lehren und Beispiele, welche für Bühnenkünstler berechnet sind, in ihren Grundzügen, im Hauptsächlichen auch für die Vertreter aller anderen Künste, für alle jene Personen Geltung haben, die auf die Oeffentlichkeit angewiesen sind, deren Bestimmung es ist, um die Gunst des Publicums zu ringen. Natürlich gibt es für die Vertreter der anderen Künste neben den selbstverständlich gebotenen Abänderungen, Verschärfungen und Adaptirungen auch noch einzelne, für jeden Stand berechnete, specielle Lehren und Anweisungen, die eine besondere Ausarbeitung und Würdigung finden müssten.

So wäre z. B. der Maler darauf aufmerksam zu machen, dass er die grösste Sorgfalt auf die Zubereitung seiner Biographie, auf die Geschichte der Entdeckung seines Talentes zu verwenden habe. Wenn es einigermassen möglich ist, so bekenne man sich als Sohn eines Landes, das noch nicht allzuviele berühmte Kinder hat; der nationale Enthusiasmus versteht es vortrefflich, Lärm zu machen. Als erste für die Oeffentlichkeit bestimmte Arbeit male oder modellire man — natürlich umsonst — den bedeutenden Kopf eines einflussreichen Chefredacteurs oder den seiner Gattin. Jedem weiteren Bild ist die Erzählung der eigenartigen, interessanten Begebenheit vorauszuschicken, die den Künstler angeregt, ihm den Stoff zu dem Gemälde geliefert hat. Ebenso ist es angezeigt, hie und da eine kleine pikante Modellgeschichte veröffentlichen zu lassen. Man schreibe eine Biographie seines berühmten Meisters, in welcher natürlich der talentirte Schüler eine Hauptrolle spielt. Der für ein Gemälde erzielte Preis ist stets mindestens zu vervierfachen, den Offerten, die von ausländischen Kunsthändlern für die Rundreise eines Bildes

gemacht werden, sind immer einige Nullen anzuhängen. Was die Wahl der Stoffe betrifft, so suche man baldmöglichst eine interessante Specialität zu gewinnen. Man male entweder nur biblische Stoffe, oder nur Revolutionen, oder nur Gehenkte, oder predige in Farben gegen die Vivisection. Für die erste Ausstellung eines Bildes sind immer besondere Vorkehrungen zu treffen. Ein Bild, das einen Musiker darstellt, muss den geladenen Gästen unter unsichtbarer Musikbegleitung gezeigt werden, bei einem Schlachtenbild sorge man für ausgiebigen Kanonendonner, und um eine Leinwand, die einen Gemüsemarkt darstellt, stimmungsvoll in Scene zu setzen, miethe man einige Damen der Halle, die hinter einem Vorhang mit gellender Stimme ihre Waaren ausbieten und sorge für ein Parfüm von faulen Fischen, Obst und Käse.

Einem Musiker wären noch folgende Speciallehren mit auf den Lebensweg zu geben. Zuerst hat er sich einen möglichst interessanten Namen und eine interessante Vergangenheit zurecht zu machen. Besonders zu empfehlen ist es, Findelkind gewesen zu sein und auf Jahrmärkten gespielt zu haben Ist es nicht möglich, sich für einen politischen Märtyrer auszugeben, so suche man in den Ruf eines Don Juan's, eines Lieblings der Damen zu gelangen. Zu gelegener Zeit hat die Anekdote aufgewärmt zu werden, dass der Künstler einem armen Strassenmusikanten, der vergebens an das Mitleid der Vorübergehenden appellirt, das Instrument aus der Hand genommen, sich auf den Platz des natürlich blinden Bettlers gestellt und nun eines seiner Bravourstücke zum Besten gegeben habe. Der Hut des armen Mannes, mit dem der Künstler nach Beendigung des Stückes bei der Menge, die sich indessen gebildet hat, absammeln geht, ist natürlich in einigen Minuten bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt — bei solchen Gelegenheiten hat das Publicum selbst in den papierreichsten Ländern immer Gold bei sich — und der arme Mann dankt mit Thränen in den Augen für die edle That, die ihn für immer von allen Sorgen befreit. Der Künstler aber entzieht sich dem Dank, indem er eiligst ver-

schwindet. Nicht zu vergessen ist endlich, dass man auf Concertreisen den Blättern immer ein genaues Verzeichniss der Schmuckgegenstände einzuschicken hat, die man in Russland oder Amerika erhalten.

Wieder andere Mittel hat der Dichter anzuwenden, der sich, ohne seinem Talent allzu viel zumuthen zu können, schnell einen Namen machen, populär werden will. Ein Werk muss er allerdings geschrieben haben, aber die für einen Band nöthigen dreihundert Gedichte, welche dem Schmerz um die verlorene Geliebte, einer pessimistischen Weltanschauung Ausdruck geben, ein neues Glaubensbekenntniss und eine neue Philosophie enthalten, sind bei einigem Fleiss in einem halben Jahr fertig gemacht. Dieses Buch, für das wir den vielversprechenden Titel „Fragezeichen" annehmen wollen, und das auf Kosten der Verwandten des Autors gedruckt wird, bleibt natürlich vollkommen unbeachtet, aber dadurch darf er sich nicht abschrecken lassen. Durch seine Beharrlichkeit — ein Wort, welches die von ihm anzunehmende Art und Weise, sich irgendwo Zutritt zu verschaffen, nur ungenügend charakterisirt — muss er es dahin bringen, dass einige Redactionen kleine Beiträge von ihm aufnehmen. Es versage es sich nun einige Zeit, etwas Selbstständiges zu schaffen und beschränke sich darauf, die poetischen Erzeugnisse Anderer zu kritisiren. Diese immer mit seinem vollen Namen zu zeichnenden, stets in Superlativen gehaltenen Recensionen übersende er nun selbst den Betroffenen, jeder Recension ein Exemplar seiner „Fragezeichen" beilegend. Ein geringer Procentsatz der von dem noch unbekannten Kritiker erbarmungslos Gelobten wird sich zu einer Revanche verpflichtet glauben und bald werden hie und da kleine Notizen erscheinen, welche in allgemein giltigen, auf jedes Buch passenden lobenden Worten die „Fragezeichen" erwähnen. In dieser Weise hat er fortzufahren; noch kurze Zeit, um seine Kräfte zu erproben, wird er als Freiwilliger auf Halbsold dienen müssen, dann wird er als gleich berechtigtes, ausübendes wirkliches Mitglied aufgenommen

werden in jene grosse gegenseitige Rückversicherungsgesellschaft auf Ruhm, Lob und Anerkennung, welche in allen namhaften Städten Europas ihre Filialen hat, welche in ihren Statuten allen Gesellschaftern die Unsterblichkeit garantirt, fadenscheinig gewordenen Berühmtheiten neuen Glanz verleiht, Genie-Adelsbriefe und Popularitätsdecrete ausfertigt, Ruhm-Fideicommisse errichtet und ihren Theilnehmern die geräuschvollsten Jubiläen und die schmeichelhaftesten Nekrologe zusichert.

Zur grösseren Bequemlichkeit hat er für sein Recensionsgeschäft das System der doppelten Buchhaltung einzuführen. Das vereinfacht die Controle, erleichtert die Uebersicht. Hat der Autor der „Fragezeichen", z. B. über die „Blumen der Liebe" von Adolar sich in den verschiedensten Blättern ausgesprochen, so muss das Conto Adolar's mit zehn Recensionen à 100 Druckzeilen mit zehnmaliger Verwendung der Worte „hochbedeutend, genial, sensationell" belastet werden, eine Post, die erst dann in Adolar's Haben eingetragen werden darf, wenn derselbe seinerseits wieder zehn Kritiken à 100 Druckzeilen oder fünf à 200 oder zwei Feuilletons mit demselben Aufwand an lobenden Beiwörtern von sich gegeben hat. Jedes „genial", auf das man gerechten Anspruch hat, muss unbarmherzig eingetrieben werden. Der Erfolg wird nicht ausbleiben. Schon das zweite Buch des geschickten Mannes, das wir „Die Kinder der Laune" nennen wollen, wird aufs freudigste begrüsst werden, als „neue volle Talentprobe des hochbegabten jungen Dichters, der mit seinem ersten Werk so gerechtes Aufsehen erregt hatte". Damit darf der Ehrgeizige allerdings noch nicht zufrieden sein. Er bedarf zur Bestätigung seines Ruhmes auch noch der Stimme wirklich bedeutender anerkannter Männer, denen nicht immer mit lobenden Recensionen beizukommen ist. Diese erlangt er in folgender Weise. Er stelle sich den Bedeutenden in den Weg, dass sie über ihn stolpern müssen, mache sich zu ihrem Dienstmann, Geschäftsträger, Vermittler, Vertrauten ihrer Schwächen, liebe und hasse mit ihnen, schmeichle ihnen

in der plumpesten, überschwänglichsten, unverschämtesten Weise, er beuge, wenn es sein muss, vor ihnen sein Knie mit dem schwärmerisch verzückten Ausrufe: „Meister, ich bete Dich an wie einen Gott". Die Wirkung wird nicht ausbleiben, die Bedeutenden werden lange Aufsätze über ihn schreiben, ihn der vollen Beachtung des Publicums empfehlen. Natürlich darf ihn der Erfolg nicht träge machen. Er betreibe das Geschäft weiter, lobe rüstig um sich herum, ziehe vor Jedem, der die Feder führt, unterthänigst den Hut, erdrücke Jeden, der eine Anthologie herausgibt, mit den Beweisen seiner Sympathie. Nebenbei kann er noch darauf bedacht sein, seine Werke durch wohlwollende Garderobediener einflussreichen Persönlichkeiten in die Tasche stecken und die Titel seiner Bücher auf Aschentassen und Trinkbechern anbringen zu lassen.

Er wird schliesslich eine kleinere oder grössere urtheilslose Gemeinde finden, die sich, durch den Lärm betäubt, für seine Werke begeistern, ihn in Mode bringen wird. Der Enthusiasmus dieser Freiwilligen, die immer mit irgend einer Puppe Götzendienst treiben müssen und die Unterstützung seiner Anhänger werden ihn eine Zeit auf der Höhe erhalten. Bevor seine geringe Productionskraft gänzlich versiegt, trachte er ein warmes, einträgliches Plätzchen zu finden, von welchem aus er über das Schicksal der deutschen Literatur bestimmen, Gnaden und Beförderungen ertheilen, seinen Feinden schaden kann. Dieser Platz wird ihm die Treue seiner Anhänger sichern, wird ihm neue Freunde gewinnen.

In einem Nachtrage zu dem Capitel, das von Dichtern und Schriftstellern handelt, wäre noch mit einigen Anweisungen Derjenigen zu gedenken, die sich auf der Bühne mit leichter Waare billige Lorbeeren und Tantièmen holen wollen. Es müsste detaillirt ausgeführt werden, wie man es anzustellen habe, um ohne Talent, ohne Bildung, ohne Erfindungsgabe, z. B. ein Operettenlibretto schreiben zu können, welche Wege man einzuschlagen habe, damit das Machwerk componirt und aufgeführt werde, welche Mittel anzuwenden seien, um mit

demselben einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Für die Arbeit selbst wäre Folgendes zu empfehlen: Man theile die mittelmässige Novelle eines bereits bekannten Autors in drei Acte ein; mit dem Verfassen der sentimentalen Liedertexte, die leidlich gute Reime haben müssen, betraue man einen befreundeten Lyriker, die Couplets und die acht oder zehn nothwendigen, mageren Spässe lasse man von einem bekannten Humoristen besorgen. Die Zeit, in der die Anderen an unserem Stück arbeiten, benütze man, um sich an einen berühmten Componisten heranzudrängen. Hat dieser das Werk zur Composition acceptirt und die Annahme an einem Theater durchgesetzt, so hat man gemeinsam mit dem Autor der Novelle und den Kanzleibeamten des Theaters, vor der Aufführung achtundvierzig verschiedene Reclamen und während der ersten zwanzig Vorstellungen weitere zwanzig Notizen in die gelesensten Blätter zu schmuggeln. Für diese Notizen ist alles zu verwenden. Die Aussprüche der Künstler, Ereignisse und Vorfälle auf den Proben, die Kosten der Ausstattung, die Lebensgewohnheiten des Componisten während der Arbeit, die Launen der Primadonna, die fieberhafte Erwartung des Publicums, der Aerger der übrigen Directoren, die sich vergebens um das Meisterwerk bemühten, der Besuch hoher Herrschaften, die sich huldvoll über die Vorzüge des Stückes äusserten, das Treiben der Agiotage, die Ohnmachtsanfälle und Taschendiebstähle bei den ersten Vorstellungen, — wenn nur immer der Name des Stückes und der Name des Autors in fetten Lettern zu lesen ist. Wenn man genügend gewandt mit der Feder ist, um nach der ersten Vorstellung in einem Feuilleton den Vorwurf des Plagiats zurückweisen, die interessante Entstehungsgeschichte des Stückes, die Leiden und Freuden, die Mühen und Sorgen während der Arbeit erzählen zu können, so unterlasse man gewiss nicht dies zu thun, es wird wesentlich zu dem Erfolg beitragen. — —

Der Leitfaden der Reclame hätte selbstverständlich auch alle übrigen Zweige des öffentlichen Lebens, alle anderen Stände zu berücksichtigen. In einem seiner Capitel hätte er den Advocaten und Vertheidigern bekannt zu geben, durch welche Mittel man möglichst schnell zu einer einträglichen Clientel, zu Ruhm und Ansehen gelangen könne. Hier wäre

wohl in erster Linie hervorzuheben, dass man sich bei Zeiten zu specialisiren, auf ein bestimmtes Gebiet zu beschränken habe. Man vertheidige entweder nur Antisemiten, oder nur Socialdemokraten oder nur Künstler, oder wähle sich die dankbare Aufgabe, ausschliesslich jene zahlreichen Herren zu vertreten, welche die Ehrenbeleidigung als Sport betreiben.

Zweitens wäre auf das dringendste zu empfehlen, mit den Gerichtssaal-Berichterstattern sämmtlicher Zeitungen stets in intimster Fühlung zu bleiben. Ein geschickter, befreundeter, an dem Wohl und Wehe des Advocaten irgendwie betheiligter Berichterstatter wird nie vergessen, dass die Hauptperson in einem Processe, welche die breiteste Erwähnung verdient, immer der Vertheidiger bleibt. Die Reden selbst sind mit einigen zu geflügelten Worten geeigneten Aussprüchen und Witzen, und mit einer guten Dosis Sentimentalität und moralischer Entrüstung zu versehen. Der Vertheidiger hat ebenso auf das Lachen und Weinen des Publicums zu speculiren wie der Schauspieler; wie will er es sonst dazu bringen, dass die schönsten und unbeschäftigtesten Frauen der Residenz sich dazu drängen, ihn sprechen zu hören, dass schon drei Tage vor seinem jedesmaligen Auftreten der Saal „ausverkauft" ist? Mit dem freigesprochenen Clienten ist so lange als nur möglich Staat zu machen, aber auch aus dem Verurtheilten lässt sich Capital schlagen, indem man Vorlesungen über den interessanten Fall hält, für die Familie des Verurtheilten das Interesse wachruft u. s. w. Im Uebrigen möge der Vertheidiger es nicht unterlassen, aufmerksam auch jene Capitel des Leitfadens zu studiren, welche die ausführlichen Unterweisungen für den Künstler angeben, er wird viel finden, was auch er mit Nutzen verwenden kann.

Die Empfehlung, sich baldmöglichst zu specialisiren, kann auch an den jungen Arzt gerichtet werden. Man muss Vertrauen zu einem Mann gewinnen, der sein ganzes Sinnen und Denken, seine Erfahrung und sein Studium, seine Kraft und seine Kunst ausschliesslich nur verwendet, um linksseitigen Kopfschmerz zu heilen. Das gibt prächtige Annoncen, die sich dem Gedächtniss der Masse einprägen müssen. Zu Beginn der Saison, zu jener Zeit, in der sich bei allen Leuten,

die etwas auf Ordnung und guten Ton halten, bereits kleinere Krankheiten einzustellen pflegen, hat der junge Arzt Notizen in die Zeitung einrücken zu lassen, welche besagen, dass er eben von seiner Reise zurückgekehrt sei und seine Thätigkeit wieder aufgenommen habe. In jedem Monat hat er zwei bis drei Tage unsichtbar zu bleiben. Der Diener hat dann zu erzählen, dass der junge Arzt bei der alten Herzogin sei, welche hundert Meilen entfernt irgendwo auf ihrem Schlosse wohne, welche hartnäckig die Hilfe der grössten Capacitäten zurückweise und nur durch die Vermittlung seines Herrn die bessere Welt kennen lernen wolle. Der junge Arzt hat auch darauf zu sehen, ein Mädchen zur Lebensgefährtin zu wählen, dem er wenigstens irgend eine unschuldige Medicin zu verschreiben Gelegenheit hatte. Ohne der Wahrheit allzu wehe zu thun, lässt sich diese Thatsache zu einem hübschen Roman aufbauschen, in welchem erzählt wird, dass das junge Mädchen — in einer merkwürdigen Auffassung der Pflichten der Dankbarkeit — darauf bestand, seinen Lebensretter zu heiraten, den kühnen genialen Mann, dem gelungen, woran Alle verzweifelt, was Keiner unternehmen wollte u. s. w. Zu bemerken wäre noch: sich aus Kaffeehäusern, aus Theater, Concert- und Ballsälen rufen zu lassen (nur mehr in vorsichtiger Weise zu verwenden), es so einzurichten, dass man immer zur Stelle ist, wenn es gilt, einem Verunglückten die viel leichter und bequemer zu bewerkstelligende zweite Hilfe angedeihen zu lassen — in den Zeitungen wird der Name doch genannt — sich bei Zeiten solche Patienten auszusuchen, über deren Zustand mit dem vollen Namen des Arztes gezeichnete Bulletins ausgegeben werden können, in der Fremde erkrankte Künstlerinnen vom Bahnhof abzuholen — ein Vorgang, bei dem übrigens beide Theile ihre Rechnung finden. —

Auch für jene Streber, die sich der politischen Carrière zuwenden, mit kürzeren oder längeren Reden das Volk beglücken wollen, müsste der Leitfaden einige Anweisungen, schneller ans Ziel zu gelangen, enthalten. Durch einen grossen, möglichst geräuschvollen Scandal, bei einer beliebigen Gelegenheit in Scene gesetzt, muss der bisher unbekannte Name des Candidaten mit einem Schlag Gemeingut

der Menge werden. Als brauchbare Grundlagen für nutzbringende Scandale sind zu empfehlen: Die Beschimpfung irgend einer hochachtbaren, makellos dastehenden Persönlichkeit, die Entdeckung eines Unterschleifs, der nie begangen wurde, die Hetze gegen ein grosses Unternehmen, eine Gesellschaftsclasse, eine Race u. s. w. Wiederholte Durchfälle bei Ausschuss-, Gemeinderaths-, Landtags- und Parlamentswahlen haben den Candidaten durchaus nicht abzuschrecken, sie werden ihm im Gegentheil förderlich sein, wenn er nur jede derartige Gelegenheit benützt, kräftig zu schreien, alle Diejenigen zu beleidigen, die ihm im Wege stehen, und wenn er hauptsächlich geschickt genug ist, in seinen Anschauungen und Gesinnungen immer auf der Höhe der allerletzten Mode zu sein.

Biegsamkeit des Charakters, möglichst rasche Wandlungsfähigkeit der Gesinnung, ein hart an der Grenze des Grössenwahnes stehendes Selbstbewusstsein und mannhafte Un—erschrockenheit sind für den Streber in diesem Fache unumgängliche Erfordernisse. Ist sein Haupt erst einmal mit einer auf weitere Distanzen sichtbaren Scandalgloriole umgeben, so hat er sich — vorläufig definitiv — einer der herrschenden Bewegungen anzuschliessen, dem tonangebenden Führer einer dieser Bewegungen unbedingte Heerfolge zu leisten; die Schwäche oder die Eitelkeit und Thorheit, die Vertrauensseligkeit und den Einfluss dieses Führers benützend und missbrauchend, hat er sich auf dessen Schultern emporzuschwingen, mit dessen Hilfe sein Ziel zu erreichen. Hat er den ersehnten Platz erst eingenommen, so muss es, wenn die Umstände und sein Wohl es erfordern, seine erste That sein, sich von seinem Protector und bisherigen Gesinnungsgenossen demonstrativ loszusagen, ihn zu verleugnen und sich unter abermaligem Gesinnungswechsel einem Anderen anzuschliessen, als dessen Schleppträger er wieder eine Strecke weiter kommen kann. In dieser Art fortfahrend, durch einberufene Volksversammlungen und gelegentliche kleine Scandale, allenfalls auch durch einige verweigerte Duelle, durch abgegebene und empfangene Ehrenerklärungen seinen Ruhm auffrischend und erhaltend, selbst als Oppositionsmann niemals die Grenzen verlassend, innerhalb welcher noch eine Um-

kehr möglich ist, kann es ihm nicht fehlen, eines Tages irgend ein Minister irgend einer Regierung zu werden.

Es ist durchaus nicht beabsichtigt, den Erfinder eines Heilmittels zu verletzen, wenn die Wege, die er zu gehen hat, um sich für seine Erfindung den Erfolg zu sichern, in dem Leitfaden unmittelbar nach den Hausmittelchen erwähnt werden dürften, die der politische Charlatan anzuwenden hat.

Jemand, der durch Erfindung eines Heilmittels zu Vermögen und Popularität gelangen will, wäre aufmerksam zu machen, dass er sich zuerst darüber Rechenschaft zu geben hat, ob es angezeigt ist, für das Heilmittel gleichzeitig eine neue Krankheit zu erfinden, oder ob es besser sei, mit demselben eine der bereits zu Recht bestehenden registrirten Krankheiten aus der Welt zu schaffen. Ist man nicht in der Lage, eine originelle Krankheit, irgend ein complicirtes Leiden mit einem möglichst vollklingenden Namen zu ersinnen, so muss man sich eben damit begnügen, einem aller Welt bekannten Uebel den Krieg zu erklären.

Man entscheide sich also für Kopf- oder Zahnschmerzen, für Magen- oder Athembeschwerden, für Nerven- oder Brustleiden, wenn man es nicht vorzieht, die Welt mit einem Universalmittel zu beglücken, das alle diese Uebel heilt. Aus welchen Stoffen das Heilmittel herzustellen ist, dieser Umstand ist völlig gleichgiltig, nicht des Nachdenkens werth, wichtig ist nur, dass es möglichst unschädlich sei. Zucker und Mehl mit irgend einer fremdschmeckenden Zuthat vermengt, erweisen sich schon als geeignet. Aber nehmen wir an, Jemand verfällt auf die glückliche Idee, aus einer Mischung von Petroleum, Benzin, Leberthran und Rhabarber eine Mixtur herzustellen, deren drei- oder sechsmalige Anwendung genügen soll, Gicht, Rheumatismus, Hühneraugen und Leberflecke auf Nimmerwiederkehr verschwinden zu machen. Wie hat er es anzufangen, dieses Mittel populär zu machen? Zuerst haben grosse Placate und Inserate die Aufmerksamkeit des Publicums auf das neue Wundermittel zu lenken, der Name desselben muss an allen nur erdenklichen Orten in Riesenlettern angebracht werden. Die Zeitungen haben in der Rubrik „Eingesendet" pathetisch gehaltene Artikel zu bringen, welche in den düstersten Farben die Gefahren

schildern, welchen man sich durch die Vernachlässigung der Leiden, die das Universalmittel zu beheben verspricht, aussetzt.

In illustrirten Flugschriften ist ausführlich zu erzählen, durch welche anstrengenden Forschungen und Versuche, oder durch welchen glücklichen Zufall die Erfindung des Wundermittels herbeigeführt wurde. Die Bilder haben die Orte zu zeigen, wo die einzelnen Ingredienzien gewonnen werden, eine Ansicht der geologischen Formation zu geben, die Art und Weise darzustellen, wie die Zuthaten verarbeitet werden. Es ist doch selbstverständlich und einleuchtend, dass ein Petroleum, welches in irgend einem Laden gekauft wird, keine Heilkraft haben kann, es muss direct aus Rangun am Irawaddi, wo der Erfinder seine Quellen besitzt, bezogen werden. Die Flugschrift kann auch noch eine rührende Geschichte enthalten von einem heimkehrenden Krieger, der sein Mütterchen oder sein Bräutchen oder auch gleich die ganze Familie krank und elend findet, durch eine himmlische Erleuchtung bewogen wird, das noch gänzlich unbekannte neue Mittel anzuwenden und der nun mit seinen wie durch Zauberkraft gesund gewordenen Lieben den ganzen Tag damit zubringt, für den Erfinder Gebete zum Himmel zu schicken. Wenn man es erst dahin gebracht hat, dass der Name des Mittels der Menge einigermassen geläufig ist, hat man in neuen selbstständigen Inseraten an das P. T. Publicum die dringende Warnung ergehen zu lassen, sich vor den zahlreichen Nachahmungen zu hüten, die sich das — nennen wir es — „Petrobarbarin" seines grossen Rufes, seiner Wunderwirkung wegen gefallen lassen muss. Das verfehlt nie seine Wirkung. Das Publicum, das sich selbst nicht kennt und seinen eigenen Nachahmungstrieb für eine That des freien Willens und der Urtheilskraft nimmt, folgert unfehlbar: was nachgeahmt wird, muss nachahmenswerth, folglich gut sein; die beste Empfehlung eines Erzeugnisses liegt in der Thatsache, dass es gefälscht wird, das Kriterium des Erfolges ist das — Surrogat.

Gleichzeitig mit der Warnung haben andere Annoncen zu erscheinen, für welche ein augenblicklich populäres Schlagwort als Titel zu gebrauchen ist. Einem gewandten Stilisten wird es immer möglich sein, unter jedem beliebigen Schlag-

wort das Wundermittel anzupreisen. Zu verwenden ist da alles. „Das Auftreten der Cholera", „Die Katastrophe in München", „Das Eisenbahnunglück in Russland", „Der Arbeiterstrike in Belgien", „Das Tegethoff-Monument", „Die financielle Krise" u. s. w.

In diesem Zeitpunkt darf man schon wagen, den Annoncen die ersten Dankbriefe und „Heilberichte" beizugeben, welche natürlich immer im Charakter des Unterfertigten gehalten sein und möglichst genaue Ortsangaben aufweisen müssen. Dann spende man einem Waisenhaus, einer Versorgungsanstalt je hundert Flaschen des Wundermittels, natürlich in der mildernden Begleitung einer grösseren Summe, welche auch von einem dankbaren Geheilten herrühren kann, und suche zu gleicher Zeit einen renommirten Arzt zu bewegen, das unschädliche Mittel wenigstens einmal bei einem seiner eingebildeten Kranken anzuwenden.

Placate und Annoncen dürfen nicht einen Tag ausgesetzt werden, sie müssen immer lärmender, immer aufdringlicher und bombastischer gehalten werden; nach einem gewissen Zeitraum können sie auch mit dem Bilde des Erfinders, mit fürstlichen Aussprüchen und der Erwähnung der Auszeichnungen, die er unfehlbar erhalten muss, geziert werden. In dieser Weise lancirt, muss das „Petrobarbarin" seinen Erfinder zum reichen Manne machen.

Ungefähr in derselben Weise ist vorzugehen, wenn es sich um die Anpreisung eines Schönheitsmittels handelt. Nur die Form muss ein wenig eleganter, gewählter sein; dafür sind aber noch grössere Uebertreibungen in Bezug auf die wunderbare Wirkung gestattet, da diese Anpreisungen ausschliesslich für Damen berechnet sind, die ja auch den grobkörnigsten Schmeicheleien Glauben schenken.

Nicht allzu verschieden von den eben angeführten, sehen auch die Mittel aus, welche anzuwenden sind, um aus einem unbekannten entlegenen Dorf ein vielbesuchtes elegantes Modebad, einen renommirten klimatischen Curort zu machen.

Das Stück Erde, das man zu diesem Zwecke bestimmt, braucht sich nicht eben durch besondere Reize, durch irgend eine interessante Eigenthümlichkeit auszuzeichnen; kann man

noch irgend ein Nest ausfindig machen, in einem ziemlich breiten Thalkessel, im Norden und Westen von einem Berg oder gar einer Berggruppe eingerahmt, so genügt das vollkommen; zieht sich durch das Thal vielleicht noch ein kleiner Fluss, oder ist gar ein Meerbusen in der Nähe, so ist an dem Erfolg gar nicht mehr zu zweifeln.

An einem Tage oder wenigstens innerhalb einer Woche hat der Name des neuen Curorts in allen Hauptblättern zu erscheinen, fortan ist das Publicum immer auf dem Laufenden zu erhalten über die Fortschritte, welche der Bau des Curhauses, des Hôtels, der Villen, der Parkanlagen machen. Vor Eröffnung der ersten Saison ist von der Verwaltung eine Broschüre in die Welt zu schicken, natürlich in tausenden Exemplaren. Diese literarische Arbeit ist einzuleiten durch eine kurze historische Skizze, dann ist in ausführlicher Weise die äusserst vortheilhafte, glückliche Lage zu beschreiben; der den Norden schützende Berg hat eine Hauptrolle zu spielen und mindestens ein dutzendmal den Lesern vorgestellt zu werden; natürlich knüpft sich an diesen Berg eine poetische Sage (welche man bei Gelegenheitsdichtern zu festen Preisen beziehen kann), und überdies ist der sehr verwendbare Berg von der Curhausdirection als zuverlässiger Wetterprophet angestellt. Handelt es sich um einen Quellencurort, so hat das Hauptgewicht auf die chemische Analyse des Wassers, auf den Vergleich mit anderen ähnlichen Quellen gelegt zu werden, bei klimatischen Curorten müsste vornehmlich von den Temperaturverhältnissen, deren vergleichende Beurtheilung natürlich immer zu Gunsten des zuletzt entdeckten Ortes ausfallen muss, gesprochen werden. Natürlich hat noch erwähnt zu werden, dass der Ort herrliche Ausflüge bietet, dass alle Wege bequem und staubfrei sind, dass das Trinkwasser vorzüglich und die Vegetation geradezu gefährlich üppig ist.

Einer liebevollen Aufsicht und Pflege bedürfen die ersten Feuilletons, welche über den bereits dem Verkehr übergebenen Curort in den vornehmsten Blättern erscheinen müssen. Man trachte dafür womöglich gute erste Namen zu gewinnen, deren Träger in der Form von Privatbriefen, die einer Redaction „freundlichst zur Verfügung gestellt werden", alles mögliche Günstige über das neu entdeckte Wunder-

land zu sagen wissen. Als Titel für wirkliche Feuilletons sind zu empfehlen: „Ein Idyll am —", „Die Perle des —", „Ein Paradies —".

In der Rubrik „Man schreibt uns aus — —" haben allwöchentlich kleine pikante Geschichtchen aus dem neuen Eldorado gemeldet zu werden. Kann die Verwaltung es ermöglichen, dass in der ersten Saison auch nur eine einzige Verlobung zu Stande kommt, nur ein den bescheidensten Ansprüchen auf Sensation genügender Ehebruch sich ereignet, so ist damit sehr viel für den Ruf des neuen Curortes gewonnen. Selbstverständlich sind von der Verwaltung für Pension, für Bedienung, für alle Annehmlichkeiten des Comforts, der aber durchaus nicht vorhanden zu sein braucht, die denkbar höchsten Preise anzusetzen. Durch die Theuerung wird der Curort in den Ruf gelangen, exclusiv zu sein, er wird dadurch einen kleinen Theil der geringen Anzahl wirklich Vornehmer und die grosse Anzahl Jener anziehen, welche durch ihre Willfährigkeit das Schlechte möglichst hoch zu entlohnen, sich übertölpeln zu lassen, einen Adelsbrief zu erlangen glauben. — —

Wir meinen nun genug Beispiele gegeben zu haben, um anzudeuten, wie reichhaltig der Leitfaden der Reclame sein, was er alles in sein Programm mit einbeziehen müsste. Wenn er erst alle Stände genügend berücksichtigt hätte, den verschiedensten unter eine bestimmte Bezeichnung zu bringenden Berufen gerecht geworden wäre, so könnte er sich in einem Anhang noch mit dem Wohl Derjenigen beschäftigen, die lediglich nach Ruhm und Popularität streben, ohne damit auch pecuniären Gewinn erzielen zu wollen. Der Leitfaden könnte auch noch in kurzen Worten der fürstlichen Persönlichkeiten und jener Berufswohlthäter gedenken, welche durch ihr Wohlthun in den Schoss des allein seligmachenden Ritterthums zu gelangen hoffen.

Der Leitfaden für fürstliche Persönlichkeiten müsste vornehmlich eine möglichst vollständige Sammlung von Aussprüchen und Bemerkungen enthalten, die sich für die verschiedensten Gelegenheiten als Kundgebungen der wärmsten Antheilnahme eignen; auch einige bereits als wirkungsvoll erprobte Handlungen der Herablassung, der Leutseligkeit, der

Selbstverleugnung könnten beigefügt werden, ebenso einige historische Anekdoten, welche eine Adaptirung vertragen. Für Aristokraten, welche sich durch die Veranstaltung von Dilettantenvorstellungen, Carroussels und Blumencorsos populär, zu gefeierten Lieblingen des Volkes machen wollen, wären hauptsächlich Verhaltungsmassregeln im Umgang mit den Vertretern der Presse zu erwähnen. Freundliche Herablassung in der Ansprache, ein „Lieber X", eigenhändig geschriebene Briefe, allenfalls ein Händedruck, ein Kopfnicken aus der Equipage, in Gegenwart der ehrfurchtsvoll staunenden Menge. Die also Geehrten werden, wenn auch nicht ihr gewöhnliches rothes Blut, so doch die ihnen zur Verfügung stehende Tinte verspritzen im Interesse der hohen Gönner. Im Uebrigen siehe: Capitel Schauspieler.

Wohlthäter, welche durch die Kundgebungen ihres guten Herzens Carrière machen wollen, wären daran zu erinnern, dass man nicht sorgfältig genug die Gelegenheiten aussuchen könne, bei welchen sich ein barmherziger Sinn vortheilhaft betäthigen lässt. Von jenen Unverbesserlichen, die still und geräuschlos mit vollen Händen geben überall, wo sich ihnen wirkliche Bedürftigkeit in den Weg stellt, ist hier natürlich nicht die Rede, aber es gibt auch Leute, welche die ehrliche Absicht haben, sich durch Wohlthaten einen klangvollen Namen, das heisst einen Namen mit einem Prädicat, zu machen, und es dennoch falsch anfangen. Es ist nicht so leicht, das Unglück Anderer für eigene Zwecke auszubeuten; auch das will gelernt sein. Man gebe nie dort, wo alle Welt schon gegeben, wo irgend Jemand eine grosse Summe gezeichnet hat, die unsere geringere Gabe verdunkeln muss. Um bemerkt zu werden, muss man in diesem Falle der Erste sein, man trachte also möglichst früh von allen Unglücksfällen in Kenntniss gesetzt zu werden, irgend ein kleines, im Verhältniss zur Opferfreudigkeit unserer Tasche stehendes Unglück nehme man dann in Pacht, und betrachte es als ausschliessliches Eigenthum. So lange von dem Fall gesprochen wird — und wir haben dafür zu sorgen, dass so lange als nur möglich davon gesprochen werde — bleibt auch unser Name auf der Oberfläche, alles, was in diesem Fall gethan wird, muss auf unsere Initiative

zurückgeführt werden. — Nach einigen Wiederholungen wird ein Volksblatt das Bild des Wohlthäters bringen und ihm irgend einen gerade vacanten Beinamen geben; dann noch einige Beiträge zu milden Stiftungen, die Erhaltung einer Volsküche, einer Wärmestube, und der Mann wird früher oder später sein gutes Herz belohnt sehen. — — —

— —

So wenig unsere Aufzählung der bereits bestehenden Leitfaden eine vollständige war, ebensowenig beansprucht diese Skizze, die ja nur eine Anregung geben will, auch nur annähernd alle die Punkte zu enthalten, welche der Leitfaden der Reclame erwähnen müsste. Weitere ausfindig zu machen, das, was wir angegeben, auszuführen, bleibt den Verfassern des Werkes überlassen, das hoffentlich in nicht allzuferner Zeit erscheinen wird. Es wird wahrscheinlich viele Leute geben, die sich gegen die Nothwendigkeit dieses nach unserer Ansicht für das Wohl der Menschheit unentbehrlichen Buches aussprechen werden; sie dürften ihre ablehnende Haltung unter Anderem auch dadurch zu motiviren suchen, dass, wenn die Reclame für alle Stände erst in gewisse Formen und Regeln gebracht, und die Kunst, sie auszuüben, Gemeingut aller Welt geworden sei, gleichzeitig ihre Anwendung nutz- und wirkungslos werden dürfte, da ja doch Niemand Vorspiegelungen Glauben schenken würde, die er selbst auf dem Repertoire hat, deren Zusammensetzung er selbst genau kennt.

Ohne Sorge, meine Herren! Dieselben Menschen, welche noch immer mit ruhiger Miene die hohlen, unwahren Begrüssungs-, Einladungs- und Dankesformeln aussprechen und entgegennehmen, an den Werth eines Glückwunsches, einer Condolenz glauben, deren feststehende Worte sie selbst unzähligemale gedankenlos aussprechen, diese selben Menschen werden nach wie vor allen Mitteln der Reclame auch dann noch Glauben entgegenbringen, wenn dieselben aller Welt geläufig sein werden, wenn der bis jetzt noch nicht geschriebene Leitfaden bei seiner hundertsten Auflage angelangt sein wird.

Januar 1887.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

XIII.

MODERNE KUNSTLIEBHABEREI.

Wer von uns hätte nicht schon Bücher und Abhandlungen darüber gelesen, Vorträge gehört und sonstige Erörterungen des Themas sich zu Gemüthe geführt, dass unsere Epoche, einen selbstständigen Kunststil entbehrend, sich alle früheren Zeiten zinspflichtig gemacht habe und von den Früchten der Kunstbäume aller Himmelsgegenden und Vergangenheiten nasche, während ihr eigener Garten, was Erscheinungen eines eigenen Stiles betrifft, dürr steht? Ich beabsichtige nicht, auf diesen schon weidlich durchgesprochenen Gegenstand abermals zurückzukommen und weitschweifig zu beleuchten, was heute auch jedem Schulknaben auffallen muss, nämlich, dass die Grossmama mit einer Rococohaube und türkischem Schlafrock, die Füsse auf einem persischen Teppich in einem pompejanischen Zimmer sitzt, auf dessen Tisch von Deutsch-Renaissanceformen ihre Morgenchocolade in einer japanesischen Tasse neben der Zuckerdose von Altwiener-Porzellan steht, während ihre Blicke die Wand entlang bald auf einer italienischen Cinquecento-Bronzegruppe, bald auf zwei Stillleben eines Harlemer Meisters des 17. Jahrhunderts ruhen. Selbst das einfältigste Stubenmädchen kommt heute schon auf die Wahrnehmung, dass das in den Butzenscheiben des Salonfensters eingefügte Glasbild mit einem zähnefletschenden Landsknecht, den sie gestern beim Aus-

kehren mit dem Besenstiel zertrümmert hat, ein ganz anderes Product der Glasindustrie sei, als der buntblumige Luster von Venetianerglas, den sie beim Aufhängen im Verein mit dem Bedienten vorige Woche fallen liess. Die stilgeschichtlichen Kenntnisse sind heutzutage Gott sei dank schon sehr weit verbreitet, und es ist wirklich reizend, in den Geschäften einen vollkommenen kunsthistorischen Jargon in unseren erleuchteten Tagen zu vernehmen: „Belieben, mein Fräulein, diesen Antik-Zwiebeldessin, er ist das Neueste!" — Oder: „Sehr könnte ich auch unseren Renaissance-Operngucker empfehlen!" — „Cigarrenspitze à la Hildesheimer-Fund, passendstes Weihnachtsgeschenk, — reichste Auswahl von Rococo-Zimmertelegraphen und elektrische Lampen im Stil Louis Quatorze." Unser Kunstmagen wird genau so bewirthet wie der leibliche, der sich mit einem Bronzino, englischen Austern, pommerscher Gänsebrust, böhmischem Fasan, türkischem Kaffee, Chablis und Madeira, Chianti und Sorbett vollstopft. Zuweilen spüren nach dem Genusse dann beide Magen gleich katzenjämmerliche Empfindungen, insbesondere wenn der Champagner aus der Fabrik und die deutsche Renaissance aus einem Münchener Tapezierergeschäft bezogen sein sollte.

Ueber die Ursachen dieses wunderbaren Mixed-picles-Princips des modernen Kunstgeschmackes des Weiteren und Breiteren gelahrt zu sprechen, ist nicht unsere Absicht. Es hiesse wirklich Eulen nach Athen tragen oder die Donau in das Wasser der populären Abhandlungen giessen, wollte man auf das Buch noch ein Büchlein propfen, wie der Altmeister sagt, und zu den verschiedenen Künsten in den Häusern, Häuser und ihre Künste, Künste des Hauses und häuslichen Künsten noch eine Titelvarietät ersinnen. Schliesslich bemüht man sich ja auch nur vergebens, unserem modernen Publicum zu beweisen, dass eine derartige Olla potrida gar nicht geschmackvoll sei, denn das geehrte Publicum ist derlei auch von anderwärts her gewohnt und hat gerade daran Geschmack gefunden. Ein ernstes, wissenschaftlich geordnetes Museum langweilt es, aber irgend eine altdeutsche Stuben-Harle-

kinade findet es „reizend", weil dort die kräftige Derbheit der alten Nürnberger oder Basler Renaissance gleich neben der Süssigkeit Watteau'scher Schäferbildchen zu geniessen ist und Eulenspiegel zum unmittelbaren Platznachbar von Amaryllis oder Chloe wird. Gluck's unsterbliche „Alkeste" musste nach zwei Vorstellungen vom Repertoire abgesetzt werden, aber sogenannte Akademien, in denen eine Salon-Soloscene mit einem Abschnitt aus der „Antigone", dann das Finale des neuesten Ballets und ein Coupletvortrag irgend eines Lieblings abwechseln, sind Ereignisse der Saison, zu denen wochenlang vorher kein Billet zu haben. Niemand hat diesen feinkünstlerischen Zug unserer Zeit besser erkannt, als die Militärcapellmeister mit ihren „beliebten" Potpourris, und ich frage einen Menschen, ob unsere stilvollen Wohnungen mit altdeutschen „Lusterweibeln", pompejanischen Bronzen, chinesischen Pagoden, italienischen Majoliken und böhmischen Gläsern um ein Gran vernünftiger und geschmackvoller seien, als jene geistreichen Musikvorträge im dritten Kaffeehaus im Prater, welche mit einigen grausigen Accorden aus der Götterdämmerung anfangen, von denselben in den Walzer „Kennst du mich?", dann in Bellini's „Casta diva" überspringen, um nach einer flüchtigen Frage, wer den schönen Wald hoch da droben aufgebaut habe, zu versichern, dass es zu schön gewesen wäre und darum nicht hat sollen sein, worauf der kleine Recrut folgt, plötzlich aber durch den Höllenchor aus „Robert der Teufel" abgelöst wird, was nicht hindert, dass zu befriedigendem Schlusse bekannt gegeben wird, so lang der alte Steffel am Stefansplatz noch stehe, so lange werde die Wiener Gemüthlichkeit nicht ausgehen. Man ist sogar schon einen Schritt weitergegangen, hat den Spiess umgedreht, aus der Noth eine Tugend gemacht und unverfroren behauptet: die Gegenwart habe wohl keinen eigenen Stil — nun, das sei aber gerade der eigene moderne Stil, was sich im Zusammenstellen von allem Möglichen bekundet. In gewissen Vorstadtbezirken kann man Gestalten sehen, deren Toilette aus vertretenen Lackstiefelchen, ausgedienten Militär-

pantalons, einem zur Ruhe gesetzten Touristenlodenrock und einem ballmüden Claquehut besteht, und es ist freilich nicht zu leugnen, dass diese Figuren in ihrer Art auch Stil haben, ach ja, Stil haben sie schon, aber kein ordentliches Gewand haben sie!

Von der Vorliebe für das Durcheinander in stilistischer und kunsthistorischer Richtung des modernen Geschmackes also will ich heute nicht reden. Auch eine andere sonderbare Eigenthümlichkeit desselben möge gar nicht weiter untersucht werden: die damit verwandte Gleichgiltigkeit gegen die Verschiedenheit des Gegenständlichen und der Tendenz in der Kunstproduction. Man steht heute entzückt vor einem Stillleben, von dessen angeschnittenem Schinken die Fettropfen herunterzulaufen scheinen, bewundert aber die daneben-hängende Darstellung einer fadenscheinigen, abgemagerten Jungfrau von Gabriel Max ebenso aufrichtig, der die wallnussgrossen Augen aus den Höhlen herauszufallen scheinen und die mehr ein ins Menschliche übersetzter Cis-Moll-Accord ist, als eine vernünftige Darstellung eines Körpers aus Fleisch und Knochen. Entsetzliche Compositionen von Massacres, Blutgemetzel, Inquisition und Folterqualen bringen das Publicum in Aufregung, aber ein Bildchen, wo ein Bauerndirndl den eingeschlafenen Buab'n mit einem Strohhalm unter der Nase kitzelt, oder die Darstellung, wie ein Paar junge Hunde und ein stark vernegligirter Baby in einem Haufen übereinander kollerten, haben sich zu eben solchen Lieblingen zu machen gewusst. Hier predigt ein Maler Socialismus, dort führt ein anderer eine ausgemergelte Madonna vor, dieser beschäftigt uns mit dem Anblick üppiger nackter Nymphen und jener mit dem schmutzigen, polnischer Juden — unser Publicum geniesst alles, Idealismus, Realismus, reformatorische Ideen und veraltete täppische Simpelhaftigkeit; es hat keinen eigenen Geschmack, kein Urtheil und keine Richtung. Darum hat unsere heutige Kunstproduction auch nicht den Charakter eines alten, festen Hauses, von dem man weiss, dass dort nur eine gewisse, aber gute, solide Waare zu beziehen ist,

sondern sie gleicht dem 27 kr.-Geschäft, den sogenannten Ersten internationalen Bazars, wo man ein Crucifix kaufen kann, aber auch einen Tombola-Juxgegenstand, ein Parapluie oder eine Büste von Beethoven.

Die Consumenten und Freunde der Kunst, von welchen das bisher Gesagte gilt, d. h. welche sowohl nach Stilrichtungen wie nach Inhalt und Tendenz des Kunstmateriales nichts fragen und gedankenlos alles verzehren, alles abessen, was die table d'hôte auftischt, gehören zu der grossen Menge, die ja auch in anderen Dingen wenig eigenes Urtheil besitzt. Neben dieser Mehrzahl gibt es aber auch verschiedene Gruppen Einzelner, die im Gegensatz dazu à la carte speisen, und diese haben zuweilen recht seltsame Gelüste. Von Einer Gattung dieser wunderlichen Leutchen zu reden, ist nun unsere eigentliche Absicht, alle Specialitäten des separaten Kunstgeschmackes von heute können freilich diesmal nicht zum Gegenstand der Betrachtung gemacht werden.

Die grosse Menge hört heute, dass Altdeutsch modern ist, sie richtet sich also altdeutsch ein, oder vielmehr, sie kann gar nicht anders, sie wird altdeutsch eingerichtet, denn Tischler und Tapezierer würden ihnen bei jeglichem anderen Gedanken mit ironischem Lächeln bedeuten: „Aber, meine Gnädige, das hat man ja jetzt gar nicht! Beim Banquier A. und im Hause der Gräfin B. sind sogar die Gläsertücher in der Küche altdeutsch." — Also gut! Altdeutsch! — Morgen heisst dann das Feldgeschrei: Barock! Somit fort mit den Zinnkrügeln und Bauernschüsseln; vergoldete, geschweifte Fauteuils herbei und Porträts mit Allongeperücken an die Wände. Ist der moderne Mensch auch Modesammler, d. h. hat er den Ehrgeiz, seinen Geschäftsconcurrenten mit dem Besitz einer Privatgalerie ärgern zu wollen, die Jener noch nicht sein nennt, so sind für ihn die Bahnen ebenfalls schon vorgeschrieben. „Sie werden doch keine Italiener kaufen, sagt ihm der Bilderhändler, das sammelt jetzt Niemand mehr, Holländer müssen sie haben! Düstere Landschaften, rauchende Bauern, Marinen, Porträts

mit ganz schwarzen Kleidern und weissen Halskrausen, so was ist Chic, keine Madonnen und heilige Familien, oder die Entführung der Europa! Ein Hobbema, Ruisdael, van Steen, Hals, das ist vornehm, aber wer wird sich denn heute einen Guido Reni oder Albani ins Zimmer hängen!" Geht die Neigung jedoch aufs Sammeln von alten Kunstgewerbe-Producten statt Bildern, dann empfehlen sich Zinngeschirr, Jagd- und Apostelkrüge als äusserst fair, während etwa Waffen bereits zu gewöhnlich und abgebraucht scheinen.

Genau so dressirt der herrschende Modegeschmack das grosse Publicum aber auch auf das Gegenständliche und Inhaltliche des Kunstconsums. Einen Boecklin muss Jeder äusserst interessant finden; von anderen Richtungen der Landschaftsauffassung als derjenigen der Impressionisten darf man gar nicht reden, ohne antiquirt erscheinen zu wollen; dass bei irgend einer Nudität nur der Triumph der sogenannten gesunden Sinnlichkeit von Wichtigkeit sei, viel weniger die richtige Anatomie, weiss heute Jeder; desgleichen, dass man in einem Bilde, das einen auf einem Düngerhaufen lungernden Vagabunden, an dem eine Equipage vorüberfährt, darstellt, nichts Anderes sehen dürfe, als eine höchst interessante Ingerenz der socialen Ideen auf das bisher von derselben noch unberührt gewesenem Gebiet der bildenden Künste.

So singt denn die Menge jahrein jahraus immer dasselbe Lied, das ihr in hundert Artikeln, populären Kunstkochbüchern, beliebten Elite-Vorträgen unermüdlich vorgepfiffen wurde. Die armen Leutchen sind eigentlich recht zu bedauern, sie kommen mir vor wie wohlgehaltene Kindlein aus gutem Hause, die unter den Augen einer strengen Gouvernante spazieren gehen müssen. Sie möchten gewiss von Herzen gern sich in das lustige Treiben der anderen Kinder mischen, die dort auf der Wiese sich mit einem herzhaften Räuber- oder Kriegsspiel köstlich unterhalten, aber halt! Das geht nicht — feine Kinder dürfen nur Croquet spielen!

Nun gibt es aber in der Kunst- und Kunstfreunde-Welt noch feinere Leute und von ihnen haben wir zu handeln. Es sind die Gourmands dieser Küche. Geringschätzig blicken sie auf den grossen Haufen herab, der sich bald so, bald so equipirt — wie es gerade guter Ton ist, oder sich in eine gewisse allgemeine Uniform des Kunstgeschmackes steckt, mit der man heute durchkommen kann, um nicht unfashionabel zu erscheinen. Sie müssen etwas ganz Apartes haben. Antike, Renaissance, Niederländer, Barocke, das sind ihnen zu gewöhnliche Dinge, die hat Jeder; in diesen Richtungen bekundet sich heute nur mehr ein ganz alltäglicher Geschmack; das helle Sonnenlicht oder die dunkle Nacht haben für diese Leute kein Interesse, sie suchen die Morgendämmerung oder das schielende Zwielicht des Abends. Frisches Fleisch ist nicht für ihren Gaumen, unreif oder bereits mit etwas Wildduft hat es pikanteren Geschmack. So wirft sich denn der Eine mit Enthusiasmus auf die Chineserei und Japaneserei, der Andere schwärmt für die rohesten und ungeschlachtetsten Producte des Mittelalters und geräth vor plumpen Wallbüchsen oder Armrüsten des 15. Jahrhunderts in Verzückungsanfälle. Wieder andere finden, dass das Interessanteste menschlicher Culturbethätigung in den Geräthen und Schmucksachen der Pfahlbaufunde zu erblicken sei, und betrachten einen Kelt von Flintstein oder einen Topfscherben, auf dem mit dem Daumennagel ein Zickzackband eingekratzt ist, mit einer Seligkeit, wie ein normaler Kunstfreund die Madonna im Grünen bewundern mag. Selbstverständlich sitzen solche Herren hoch auf ihren Thronen und sehen gar verächtlich auf die Armen im Geiste herab, welche so stumpfsinnig dahinleben, dass ihnen ein Fohund von altchinesischem dunkelblauen Email, eine schweizerische Hundsgugel aus dem 14. Jahrhundert, ein Napf von Bronzeblech aus dem Hallstädterfund nicht viel bedeutender vorkommen will, als ein Claude-Lorrain oder ein Salvator Rosa. Der Leser denkt vielleicht, hier werde eben nur das sattsam bekannte Genus der Alterthumsnarren und Antiquitätenfexen geschildert?

Ja, — es ist aber die Sorte, welche wir eigentlich auf dem Korn haben, doch eine ganz besondere Passagierclasse in Sebastian Brandt's stets mit gutem Wind segelnden Fahrzeug. Um die Sache zu erklären, muss man ein bischen ausholen.

Es gab in früheren Zeiten eine Liebhaberei, welche z. B. Antiken sammelte. Sie strebte darnach, herrliche Götterbilder in Marmor oder Bronze zu erlangen, welche die Schönheitsfülle der griechischen oder römischen Kunst repräsentiren sollte. Prächtig charakteristische Bildnisse von Kaisern, Kaiserinnen, Senatoren waren daneben auch hochwillkommen, schöne Thonvasen mit rothen Figuren auf schwarzem Grund, kleine hübsche Bronzen, Lampen, Münzen, Goldarbeiten zierten die Cabinete, alles gefällig, anmuthig, vom Glanz des feinen Geschmackes jener grossen Kunstzeiten verklärt. Andere sammelten italienische Bilder, Schule Raffael's und Michelangelo's, del Sarto, Bronzino, dann die Akademiker und Eklektiker von Bologna, Guido Reni, die Carracci, Dominichino, Guercino, Landschaften des Dughet und Claude; wieder Andere Niederländer, Teniers und Brouwer, Ostade, van Goyen, Backhnizen, van der Neer und Everdingen; noch Andere Kupferstiche von Dürer, Holbein, den Kleinmeistern. Aber überall traten dabei abgeschlossene Kunstepochen entgegen, die Liebe für Schulen und Epochen, welche etwas Fertiges, Ausgereiftes bekunden und bedeuten. Man nannte demgemäss den Einen einen Freund der Antike, jenen der Italiener, der Altdeutschen, der Niederländer. Jeder hatte in seiner Weise Freunde an irgend einem, ihm speciell theuren Gebiet einer gewissen Kunstart, welche aber immer, das was er hochschätzte, in der höchsten Vollkommenheit repräsentirte. So waren alle die alten Cabinete beschaffen, und Derjenige, welcher sich als Kunstfreund, als Liebhaber des Schönen bethätigen wollte, fand und wählte irgend einen solchen Weg, wie er gerade seinem Geschmacke, seiner Neigung besonders zusagen mochte. Immer aber suchte er das Beste, Vollendetste der Kunstproduction zu bekommen, und zwar mit ganz richtigem Gefühle, denn Sache des Lieb-

habers, des Kunstfreundes, ist es nicht, die Zwischenstadien, die Uebergänge, die Entwickelungen zu berücksichtigen, sondern der Laie, der kein Forscher, kein Gelehrter sein kann und soll, hat nur seinen Schönheitssinn zu bethätigen, in welcher Richtung er eben stehen mag, nicht aber die Aufgabe, den Darwin'schen Werdegang der Kunst in Betracht zu ziehen.

Jeder Hauptepoche der Kunstentwickelung ist nun aber, wie es die Natur der Sache begreiflich erscheinen lässt, eine Vorstufe vorangegangen, in welcher sich dem Blicke erst die Ansätze zu der in der Folge erlangten höchsten Vervollkommnung darstellen. So gehen dem classischen Zeitalter, dem Jahrhundert des Phidias, Skopas und Praxiteles, die Aegineten voraus und die Arbeiten noch älterer Bildner, welche wir darum in der Wissenschaft archaisch, d. i. anfängliche nennen; vor den stolzen Pforten der glanzvollen Zeit eines Lionardo, Michelangelo und Raffael stehen die schlichten Meister des italienischen Trecento und Quattrocento, von den Schulen Giotto's und Fiesole's bis zu den plastischen Werken der Verocchio, Donatello, Desiderio de Settignano, Mino, Luca della Robbia u. s. w. Ehe Dürer und Holbein ihre markigen Gestalten, ihre tiefsinnigen Compositionen schufen, bevölkert die deutsche Malerei ein Heer grösstentheils unbekannter Künstler mit dürftigen Gebilden, in denen bei mangelndem Form- und Schönheitssinn eine unsichere Charakteristik und kindische Naivetät mit der eifrigsten Intention geistiger Vertiefung noch im Ringen begriffen steht. Und die Vorläufer der geistreichen Radirungen, der scharfen Stiche und kräftigen Holzschnitte des deutschen 16. Jahrhunderts sind rohe Teigdrücke, klecksige Schrotblätter, Modeldrucke u. dgl. Incunabeln der graphischen Techniken. Alle diese Vorstufen nun, seien sie der antiken, der Renaissance, der italienischen oder nordischen Kunst angehörig, haben das Gepräge einer gewissen Unfertigkeit gemein, sei es nun, dass sich dieselbe bei den Einen in der Rohheit der Erscheinung, sei es bei den Anderen in einer gewissen Schmächtigkeit, Schwächlichkeit,

Herbigkeit und Magerkeit ausspreche. Je nach den verschiedenen Bedingungen der Cultur, des Volkscharakters, der allgemeinen Bildungsverhältnisse haben solche Früherzeugnisse der künstlerischen Entwickelung bald etwas von herb-jungfräulicher Frostigkeit, bald von der Derbheit männlicher Flegeljahre, freilich zugleich dabei oft auch dort die keusche Anmuth der Ersteren und hier die naiv-kecke Frische der Anderen. Aber, wie bei dér physischen Entwickelung des menschlichen Individuums, stört uns doch in dem einen Falle bei aller Grazie und Reinheit die Unreife der Erscheinung, hier aber trotz aller Gesundheit und Kraft das Ungeschlachte des ganzens Wesens. Ueberall spricht sich erst ein Ahnen der Reife aus, ein naives Unbewusstsein deckt einen Schleier über die Erscheinung und zum vollen Accorde fehlt überall noch der letzte befriedigende Ausklang.

Diese Stationen der Kunstentwickelung sind nun allerdings von höchstem Interesse, von der grössten Wichtigkeit — für die Wissenschaft — aber solche Bedeutsamkeit ist darum durchaus kein Argument für den Kunstfreund, für den Liebhaber. Für die Wissenschaft liegt in dem Studium dieser Vorepochen der Schlüssel zum Verständnisse der vollendeten Erscheinungen, und es war eben der Mangel der älteren, von Künstlern, nicht von Gelehrten betriebenen Kunstgeschichtsschreibung, dass jene, einseitig, immer nur von Raffael und Buonarroti ausgehend, die classischen Phänomene gleichwie Minerva aus dem Haupte des Zeus entsprungen wähnten, ihre Genesis aber nicht verstehen und erklären konnten, was eben ohne Kenntniss des früheren Werdeganges nicht möglich ist. Die Forschung also wird sich mit dem höchsten Eifer, mit strengster Unparteilichkeit dem genauesten Studium gerade jener Embryonen zu widmen haben: ihr darf es da kein zu hässliches, kein zu dürftiges, kein zu rohes Gebilde geben, denn jedes wird ihr die Augen nur besser öffnen für die Erkenntniss desjenigen, was sich weiter aus solchen Anfängen herausgebildet habe. Für die Wissenschaft gibt es keine Vorliebe, keinen Geschmack, kein

Sonderinteresse; eine mexikanische Fratze und die Venus von Medici, ein Stonehenge und der Petersdom, die Ornamente eines Bauernkrügels und die Fresken der Farnesina sind für die Kunstforschung gleicherweise nur Object; ihre weitere Werthschätzung dann ist Sache der ästhetischen Bildung der Kunstliebe, des Geschmackes. Wir möchten darum ja nicht falsch verstanden sein. Wir sind natürlich fern davon, die hohe Bedeutung eines Sculpturwerkes des Rosselino, die Wichtigkeit eines Blattes vom Meister E. S., den Werth einer altattischen Grabstele zu leugnen oder zu unterschätzen, — er ist gewiss ein sehr grosser, aber nicht des Sammlers, des Liebhabers, des Kunstfreundes als Laien Sache ist es, diesen Dingen die höchste Aufmerksamkeit zu widmen, sondern sie gehören ins Museum, auf den Arbeitstisch des Gelehrten.

Nun ist aber gerade unter den vornehmeren Freunden alter Kunstschöpfungen bei uns die Manie für derlei Halbheiten und Entwickelungsstadien eingerissen. Es sind die Vornehmeren, weil selbstverständlich grössere Kenntnisse, ein feineres Urtheil und emsigere Studien dazu nöthig sind, um dergleichen Dinge zu verstehen, welche nicht schon durch das Gefällige ihres Anblickes anziehen, als die Leistungen ausgereifter Perioden der Production, bei denen auch den Laien bereits Anmuth und Vollendung der Form gewinnen muss. Wer seine Gunst diesen frühen Früchten zuwendet, muss auch nothwendigerweise schon ziemlich viel durchgemacht haben im Genusse, denn die menschliche Natur geräth in ihrer normalen Entwickelung nicht gleich von vorneherein auf saure Aepfel, sondern man beisst zuerst in die rothwangigen, und erst der überreizte Gaumen lässt das Unreife schmackhaft erscheinen. Und so ist denn in der That auch bei den Kunstliebhabern in der Regel jene Schwärmerei für das Seltsame, Aussergewöhnliche und Unentwickelte die Folge einer natürlichen Blasirtheit, ein Hyperraffinement, ja ein krankhafter Zustand. Dieser Wahn steigert sich bisweilen zu den unerquicklichsten Uebertreibungen. Fachleuten kommen in ihrer Stellung und Wirksamkeit stets eine grosse Menge

von Kunstfreunden und Privatsammlern vor, die sich aus hundert Gründen an sie wenden. Wenn man betrachtet und erwägt, was sie eigentlich treiben, so stösst man grösstentheils auf verkehrte Richtungen. Keiner kommt einfach mit dem vernünftigen Gedanken, dass eben auch er sich mit seinem Sinn für das Schöne in alter und neuer Kunst bethätigen wolle, dass auch er die Freude theilen wolle, welche das gesammte gebildete Geschlecht am Guten und Trefflichen der Production habe, sondern Jedem schwebt nur vor, irgend einen besonderen Zweig zu cultiviren, den Andere noch nicht ergriffen haben, originell zu scheinen um jeden Preis. Für gewisse Bezirke und Gebiete der Kunstliebhaberei haben sie a priori keinen Sinn, es gibt für sie sozusagen Eliteabtheilungen, innerhalb welcher es vornehm ist, zu sammeln, und andere, welcher man, als ausser der Mode, gar nicht Erwähnung thut. So einem Kupferstichnarren des 15. Jahrhunderts darf man etwa die prachtvollen Blätter eines Schmutzer oder Wille gar nicht nennen, wenn man nicht beabsichtigt, dass er schlechte Witze über Pappendeckel und Maculatur mache. Als einmal von den herrlichen, mit Gold tauschirten Rüstungen Erzherzog Ferdinand's von Tirol und Kaiser Rudolf's II. die Rede war, meinte so ein echter Gothiker, ja, das seien aber denn doch schon willkürliche Renaissancephantasien, und das echte Waffenwerk repräsentirten doch nur ältere Proben aus dem 15. Jahrhundert, die noch des künstlerischen Zierrathes entbehrten. Wenn man so einen Verehrer toscanischer Frührenaissance auf eine Sculptur unseres Rafael Donner aufmerksam machen würde, so wäre zuverlässig seine Antwort: ob man wohl mit dem scheusslichen Zopf zu Hause bleiben wolle, und ein Bewunderer karolingischer Miniaturen würde uns die geistreichste Composition Le Brun's oder Daniel Gran's einfach für Mist erklären. So ist es denn nicht zu sagen, wie unendlich komisch Einem das bunte Völkchen von modernen Kunstfreunden vorkommt, das da alle Tage mit dem beschränktesten Horizont seine Privatpassionen auskramt und keine Ahnung davon hat, wie

lächerlich sein vermeintlich superkluger, specialistischester Standpunkt Demjenigen vorkommen muss, dem die wissenschaftliche Würdigung seines Gegenstandes längst zur Erkenntniss brachte, dass vom Standpunkte des blossen sachlichen Interesses es überhaupt gar keinen Unterschied gebe zwischen irgend einem Culturgebiet und dem anderen. Wir kennen Leute, welchen ein Meisterwerk Raffael's unausstehlich ist, weil sie darin schon Schwulst, barockes Wesen, Manier erblicken; Michelangelo bedeutet für sie natürlich bereits dasselbe, was Andere am ungemässigtsten Zopfstil tadeln. Aber denselben Herren funkeln die Augen, wenn ihnen ein eidechsenartiges Püppchen der Giottesken Schule vorkömmt, oder ein derbknochiger Heiliger aus der Ulmer oder Nürnberger Kunst des 15. Jahrhunderts. Und was sie Alles in diesen Embryos gewahr werden! Man traut seinen Augen nicht mehr, die von all dieser hohen, höchsten, natürlich immer blos seelischen und geistigen Schönheit an den oft an Caricaturen streifenden Figürchen nichts bemerken können. Von anderen als psychischen Reizen ist bei diesen Asketen nämlich nie die Rede, denn wo die sinnliche Schönheit beginnt, bricht bei ihnen auch schon der Verfall und die Manier herein. Stets füllt es sie mit dem namenlosesten Entzücken, wenn sie uns auf die grosse Sorgfalt, die unendliche Liebe zur Durchbildung des Details aufmerksam machen, womit jene alten Meister hier ein Löckchen, da ein Gräslein, dort ein Stück Seide, hier den Schimmer einer Waffe technisch behandelt haben; dass aber die Gesammthaltung fehlt, dass bei all dieser Einzeltechnik die guten Künstler es noch nicht verstanden, sie in Einen harmonischen Accord zu verschmelzen, das ignoriren sie. Sie weinen vor Freude, wie wundervoll hier der Knochen der grossen Zehe in seinen Formen durch die Fleisch- und Hautpartien durchscheine; dass der Leichnam Christi aber überhaupt die Füsse eines Hausknechts habe, entgeht vollkommen ihrem Urtheil.

Jedoch Diejenigen, welche zugeben, dass an ihren Lieblingen des 14. und 15. Jahrhunderts die seelische Anmuth

den Abgang der sinnlichen ersetze, sie sind noch die Gemässigten. Es sind uns auch schon Fanatiker vorgekommen, welche sich allen Ernstes einbilden, in solchen Fetischen den Triumph wirklicher Formvollendung zu erblicken. Sie nennen die Bewunderung eines nach normalen Begriffen schönen Antlitzes oder Körpers den Geschmack des Haufens und fühlen sich als vornehmere Naturen, denen ein tieferblickendes Auge zu Theil geworden. Wahrscheinlich haben sie das wahnsinnige Distichon des Argentarius gelesen, welches lautet:

„Das heisst Liebe mir nicht, wenn, prüfender Augen Entscheidung
Folgsam, Einer den Leib reizender Frauen begehrt.
Aber erblickst du ein hässlich Gesicht und entbrennst in Verlangen,
Rasend von liebender Gluth, keine begehrend als sie:
Das ist Liebe, das Gluth; das Reizende freuet an sich schon
Jeglichen, der die Gestalt richtig zu schätzen versteht."

Nicht unabsichtlich citiren wir hier einen späteren Dichter der griechischen Anthologie. Es ist nicht zufällig eben, dass ähnliche verrückte Anschauungen und Geschmacksverirrungen an den letzten Grenzen der antiken und in unserer Culturepoche verlauten. Die Erscheinung ruht auf denselben Gründen: hier und dort sind sie ein Resultat der Hypertrophie des Genusses und des Raffinements. Wir sind genau davon unterrichtet, dass der antike Schwelger nicht nur im leiblichen Genusse allmählich auf die extravagantesten Erfindungen einer wahnsinnig gewordenen Kochkunst gerieth, sondern dass auch Gelüsten des Auges und der Sinne schliesslich nur mehr durch die äusserste Unnatur Befriedigung geschaffen werden konnte. Jeder Gymnasiast kennt den wunderlichen Speisezettel der römischen Apiciusse und Lucullusse und weiss von ihren mit Sklavenfleisch gemästeten Fischen, von Vögelzungen u. dgl. zu erzählen, von ihrer Vorliebe für halbfaulende oder unreife Substanzen; aber wir wissen nicht minder, dass Zwerge, Riesen, verwachsene Menschen, Missgeburten, hässliche seltene Thiere sich bei ihnen bereits eines grossen Anwerthes erfreuten, anderer Abschweifungen vom gesundnatürlichen Sinnengenusse sorglich zu geschweigen. Und in

derselben Zeit des Verfalles und der Hypercultur des Alterthums begegnen wir auch der Erscheinung, dass die Kunstliebhaber, die Sammler nichts mit heisserer Begier in ihren Besitz zu bringen trachteten, als Werke des grauen Alterthums, der rohen, unvollkommenen Kunstproduction, an welchen der pikante Zauber einer unreifen, unfertigen Anfänglichkeit haftete. Die Schwärmerei für dergleichen hat es ja bekanntlich zur Folge gehabt, dass unter dem Einfluss des von den Interessen der Gegenwart überhaupt gänzlich abgezogenen Kaisers Hadrian sich damals eine moderne Kunstrichtung entwickelte, welche ihre neuen Gebilde in archaistischen Formen möglichst den althellenischen Schöpfungen nachzugestalten strebte, wie sie das Zeitalter vor der Blüthe griechischer Plastik bezeichnen. Also — Alles schon dagewesen und der Spruch Ben Akiba's in Ehren!

Wenn nun einige Sonderlinge und Fexen sich darin gefallen, anstatt erfreulicher Gebilde, statt Werken voll Schönheit ihre Gunst heuschreckenartigen Männchen und primitiveren Erscheinungen zuzuwenden — was liegt eigentlich so Bedenkliches darin, weshalb sollen wir den wunderlichen Käuzen das seltsame Vergnügen nicht lassen? Sie schaden ja doch Niemandem dadurch — im Gegentheil, es wird durch ihren Eifer doch manches sehr interessante Stück gerettet und bewahrt, das sonst vielleicht auch für die Wissenschaft verloren ginge? Lassen wir sie in Gottes Namen ihr Wesen treiben! — Das ist nun ganz richtig, aber es ist doch ein Häkchen dabei.

Es kann nicht gleichgiltig sein, wenn die Kunstliebhaberei sich als solche auf falschen Bahnen bewegt. Das Sammeln und Schätzen alter Kunstwerke seitens Einzelner muss immer auch im Lichte des allgemeinen, öffentlichen Nutzens betrachtet werden, den es für die zeitgenössische Kunstproduction und für die allgemeine Geschmacksbildung mit sich bringen kann. Die vernünftigen Kunstliebhaber haben stets diesen Factoren sich als Förderer und Wohlthäter erwiesen, denn, indem sie nur auf dasjenige ausgingen, was

nach dem jeweiligen Standpunkte für das Beste galt, brachten sie lauter beste Vorbilder entgegen, deren Einfluss und befruchtende Kraft auf die Zeitgenossen nur im fortschrittlichen Sinne günstig einwirken konnte. Die Fürsten und Kunstfreunde des 15. bis 16. Jahrhunderts sammelten die edelsten Antiken, und aus diesem Samen nahm die grosse Kunstperiode der Renaissance ihren Ursprung. Stets hatte der Sondergeschmack der Reichen auf die Kunst ihrer Zeit grossen Einfluss. Wenn nun aber die Vorliebe Derjenigen, welche Interesse an Kunstsachen zeigen, eine retrograde, eine antiquarische ist, wenn gerade die feinsten Wohlschmecker ihre Augen nicht dem Vollkommenen, nicht dem Reifen, sondern dem Primitiven zuwenden, dann liegt für die Production die Gefahr nahe, dass auch sie sich solche überwundene Standpunkte zum Ziele wählen müsse, die Errungenschaften und der Gewinn einer langen Entwickelung gewaltsam preisgegeben werden und dass die Kunst der Jetztzeit sich in die Maske von kindischen Erscheinungsformen stecke, über die sie längst hinaus ist. Es entsteht dann ein erheucheltes, affectirtes Alterthümeln, ein künstliches Stammeln, ein gemachtes Naivthun, das jeder gesunden Natur unausstehlich sein muss, kurz ein Zurückgehen, statt einer Entwickelung des Schaffens.

Der echte Kunstfreund wird den Cultus der Frühperioden den Museen überlassen, aber er wird mit derlei nicht seine Räume schmücken. Oftmals, wenn man in den Palästen jener wenigen unserer Reichen, welche überhaupt Kunstsinn haben, in jenen Palästen, welche als Architektur schon davon Zeugniss geben, dass ihre Ahnen die zeitgenössische Kunst schätzten und liebten, in welchen diese Vorfahren nur das Vorzüglichste aus allen Epochen zusammentrugen, um damit der Kunst ihrer Tage würdige Paradigmen zu bieten, wenn man da sieht, wie von ihren Enkeln Pfahlbauproducte, Antikaglien, mittelalterlicher hässlicher Kram, schwindsüchtige Gebilde der Frührenaissance, rohes Waffenzeug u. dgl. zusammengeschleppt, mit schwerem Geld erworben wird, dann

tritt die Verkehrtheit der besten Gesinnungen vor die Augen. In irgend einem Hinterzimmer hängen vergessen und missachtet liebreizende Madonnen Dominichino's, fröhliche Nymphenscenen Albani's, prächtige Tiepolos, die der Urgrossvater des Besitzers unter Carl VI. von seiner italienischen Reise mit heimgebracht hat, an den Wänden und der Epigone feilscht mit einem Händler erhitzten Antlitzes um einen rostigen Helm, den einst ein obscurer Söldner getragen, eine plumpe Hakenbüchse, oder einen Oelberg aus dem 15. Jahrhundert, auf dem Christus und die schlafenden Jünger wie Maikäfer aussehen, als handelte es sich um Kleinode. Diese Leute sind Fanatiker, Raritätenkrämer, Fexen, aber darum keine Kunstfreunde: Kunstfreund ist vor allem Anderen nur der, dem das Auge für Schönheit offensteht; das Interesse für die culturhistorische Bedeutung, die Seltenheit, die blosse Merkwürdigkeit eines Objectes fällt in die Aufgabe des Gelehrten, des Forschers, nicht des Kunstfreundes — das ist die grosse Begriffsverwirrung!

Der Wissenschaft, der Forschung wird das kostbare Material der Uebergangsepochen durch diesen Vorgang kaum gewonnen, denn den Liebhaber solcher Dinge zieht selten der Gedanke an, dass er damit der Erkenntniss vergangener Culturzustände wichtige Beispiele entgegenbringe; ihm fehlen meistens die Kenntnisse, wie er mit ihnen verfahren müsse, um eine Verwerthung für die Wissenschaft anzubahnen, sondern ihn zog nur der Reiz des Seltenen, Extravaganten an, das er seinem Besitz einzuverleiben trachtete; dann lässt er die Sache liegen und sie bleibt verschlossen und ohne Bedeutung für die Forschung. Im Museum aber wäre sie verwerthet, würde sie eingereiht in den Kreis der bestehenden Untersuchungen. Hätte er dagegen Dinge gesammelt, die schon durch ihre in die Augen springende Schönheit wirken, so genügte ihre blosse Mission als Zierde des Hauses bereits, um die zeitgenössische Kunst zu befruchten; dazu bedarf es keines Interpreten und keiner Wissenschaft. Die Ehre und

Zierde, die er damit seinem eigenen Geschmacke gibt, macht ihn zugleich schon zum Förderer der Kunst. Die Wunderlichkeit, mit welcher er im anderen Fall aufzuspazieren beliebt, nützt weder der Forschung, noch fördert sie die Kunstproduction der Gegenwart — im Gegentheil, sie verdirbt sie.

Alle Vorliebe für das Unreife ist ein Symptom des Senilismus. Die Medicin der vergangenen Jahrhunderte wähnte, dass der verfallende Organismus eines Greises durch die Vermischung mit der zartesten, frischesten Jugend neue Kräfte erlangen könne. So sucht der überreizte, geschwächte Kunstgeschmack unserer Zeit nicht die erhabene Antike, nicht die gesunde, frische Renaissance oder die üppige, kraftstrotzende Barocke oder das pikante, lustige Rococo, sondern er sehnt sich nach dem Backfisch der Frührenaissance, nach der hysterisch-schwärmerischen Gothik. Geht nun aber die praktische Kunstübung diesem tonangebenden Treiben der Liebhaber nach, was kann dabei herauskommen? Unsere moderne Kunst, die bereits an allen Ecken und Enden ihre Liebchen hat, die bei der biederen Bürgersfrau der deutschen Renaissance so gut schon zu Gaste war als bei der gluthäugigen Italienerin der Carracci, welche sich süsser Stelldicheins rühmt bei der raffinirten Französin Watteaus oder Fragonard's und ebensogut schon wie Dr. Faust mit der griechischen Helena in der Laube sass, — um des Himmelswillen, welche Heuchlermiene wird die noch annehmen müssen, wenn sie nun auch dem züchtigen Gretchen des Mittelalters mit den blonden Zöpfen und wasserblauen Augen den Hof machen soll, die da aussieht wie eine magere Madonna von Vierzehnhundert so und soviel?

Uebrigens, täuschen wir uns nicht an dem lieben Gretchen! Sollte ihm der Umgang mit moderner Kunst wirklich gar so neu und fremd sein? Wenn auch in anderer Gestalt und aus anderen Ursachen sind ihm dergleichen greisenhafte Huldigungen ja schon öfters zu Theil geworden. Als im ersten Viertel dieses Jahrhunderts sich die trostlose

Schule der Prae-Raffaeliten, Romantiker und Nazarener breit machte, war dieselbe Dame schon das umworbene Liebchen. Auch damals scheute die Kunst vor jeder Kraft und Energie zurück, welche sie aus dem Vorbilde der vollendeten, classischen Perioden saugen könnte, und erblickte nur in den Vorläufern des Heils ihr wahres Heil. Wenn man die Worte hört, mit welchen ein Cornelius damals sein künstlerisches Glaubensbekenntniss an den Tag legte, so erkennt man die vollkommene Uebereinstimmung der Gesinnung jener archaisirenden Maler mit derjenigen unserer heutigen archaisirenden Kunstfreunde und Sammler, wenngleich, wie gesagt, die Veranlassungen in beiden Fällen nicht dieselben sind. Aber der Effect deckt sich. Aus Rom schrieb Cornelius an einen Freund, es sei nicht zu leugnen, „dass hier viel an Kunstmitteln zu holen ist, aber auch viel Verführung ist hier, und zwar die feinste im Raffael selbst: In diesem liegt das grösste Gift und der wahre Empörungsgeist und Protestantismus, mehr als ich je gedacht. Man möchte blutige Thränen weinen, wenn man sieht, dass ein Geist, der das Allerhöchste gleich jenem mächtigen Engel am Throne Gottes geschaut, dass ein solcher Geist abtrünnig werden konnte." So Cornelius. Wir setzen hinzu, man möchte blutige Thränen weinen, dass solche Verschrobenheit, solche reactionäre Anschauungen jemals haben auftauchen können. In Raffael liegt ihm das grösste Gift, denn sein an der Antike geschulter Schönheitssinn, seine hellenische Lebens- und Weltfreudigkeit, seine edle Lust an der Pracht des Menschenleibes, die er in den Bildern der Farnesina an den Tag legte, ferner nicht minder seine realistische Wahrheit, die er auch aus den idealsten Formen sprechen lässt, all dies Gift flösste den Klosterbrüdern von S. Isidoro Schauder ein, deren Kindergaumen nur die Milch der frommen Denkungsart schmeckte, wie sie in der kirchlich gegängelten, in Form und Farbe, Charakteristik, geistiger Kraft und sinnlichem Leben in den Fesseln des Unvollendeten zurückgehaltenen Kunst des Quattrocento servirt wird. Zu Anfang

unseres Jahrhunderts hat die religiöse Reaction das Signal gegeben, wodurch die gleichzeitige Kunst in ihrer Entwickelung auf den mittelalterlichen Standpunkt zurückgeschraubt wurde, und es sind die trostlosesten Früchte daraus erwachsen. Sollte es heute das Kunstliebhaberthum sein, welches dieselbe retrograde Bewegung veranlasst, so wäre zwar der Ausgangspunkt desselben ein anderer, aber der Erfolg gewiss ebenso unerfreulich. Wie tief aber derlei Grillen auch heute noch sitzen, davon überzeugen wir uns ja alle Tage. Noch finden wir z. B. allgemein die Ansicht verbreitet, dass für religiöse Bauwerke kein anderer Stil zulässig sei als der gothische, der hat das Privilegium. Es ist das aber die reine Einbildung, denn wer wollte behaupten, dass in den Basiliken Roms, in den romanischen Kirchen des 12. bis 13. Jahrhunderts, in jenen der Renaissance und der Barocke die Leute minder andächtig gebetet hätten, als unter Spitzbogen? Genügten all diese Stilformen des christlichen Kirchengebäudes der Frömmigkeit ihrer Zeiten weniger als jene des Kölnerdoms und der Notre Dame? Und hatte denn die Gothik in ihren eigenen Tagen nicht neben den kirchlichen Bestimmungen ebensogut auch weltliche, und waren Festsäle, ja Schenkstuben, im 14. bis 15. Jahrhundert nicht auch gothisch gebaut? Aber das macht Alles nichts. Die romantische Tradition und die Alterthümelei hat einmal die Gothik als kat' exochen kirchlich sanctionirt und die Leute glauben, wo anders könne keine ordentliche Messe gelesen werden. Sie stellen den Anachronismus gothischer Kirchen mitten in ihre modernen Renaissancestrassen, wo sie fremdartig herausfallen, während die Kuppeldome den endlosen Strassenzügen zum wohlthätigsten Abschluss dienen würden. Auf unseren Friedhöfen sind gleichfalls Nürnbergische Madonnen und spindelbeinige Crucifixe beliebt, als ob die Heiligkeit und die Magerkeit Schwestern wären, und eine Mater dolorosa, die nicht halb verhungert aussieht, ungeeignet sein müsste, die Gedanken zu den Geheimnissen des Erlösungswerkes zu erheben. Wir wissen einen Fall, wo

ein trefflicher Bildhauer, weil er die Mutter des Heilandes etwa im Geiste der Carracci, als mächtige Matrone darstellte, einen gewaltigen Sturm gegen sich entfesselte und — freilich war es in dem guten Innsbruck — wochenlang die clericalen Blättchen Wehe über Sodoma und Gomorrha schrieen. Jedoch wir lassen uns selbst die Heiligen à la Dürer und Adam Krafft noch in den modernen Anwendungen gefallen, man sehe aber mit Entsetzen jene dürren Schemen, jene Knochenmänner und Gespenster, welche die Rheinische Schule oder jene neueste der Beuroner in Prag an die Stelle menschlicher Wesen zu setzen beliebt. Diese allerkirchlichste Richtung scheint das böse Gift des Cornelius bereits in den doch genug ausgerenkten Hampelmännern eines Wohlgemut oder Schongauer zu wittern und geht darum auf die Typen der primitivsten, rohesten Miniaturen und Mosaiken der frühesten Anfänge christlichen Kunstschaffens zurück, gänzlich verkennend, dass die Kirche umgekehrt vielmehr durch alle Jahrhunderte mit dem Entwickelungsgang der Kunst fortschritt. Auch hier also ist die Greisenhaftigkeit zur Herrschaft gekommen, die sich an byzantinischen Grauenbildern vergnügt, während, solch todte Antiquaria könnten im Stande sein, den abgeschwächten kirchlichen Geist des Jahrhunderts zu beleben!

Schrullen solcher Art sind von den gefährlichsten Consequenzen für die praktische Kunstübung der Zeit — gleichviel ob sie nun aus religiösen, aus antiquarischen oder sonstigen Einbildungen ihren Ursprung nehmen. Sie zwingen die moderne Thätigkeit auf alle Fortschritte der Technik, der Coloristik, der Anatomie, der Perspective etc. zu verzichten, welche ihr der natürliche Gang der jahrhundertealten Entfaltung zum schönen Erbe mitgegeben hat, denn das alles ist unnütz, wenn wieder Erscheinungen Ideale werden sollen, welche in einer all jener Vorzüge und Errungenschaften noch nicht theilhaften Epoche zurückliegen. Aber Niemand kann sich seines gewonnenen Wissens und Könnens entschlagen, einfach wie man ein Kleid ablegt. Die

moderne Kunst, welche plötzlich primitiv, kindlich und naiv sein will, obwohl ihre eigentliche Sprache von heute bis zum Raffinement über alle erdenklichen Mittel und Ausdrucksformen verfügt, gleicht einem alten Menschen, der mit grauem Bart und Runzeln im Gesicht wie ein Baby herumhüpft und uns dessen Ei ei! und La la! entgegenkreischt. Das ist ein widerlicher, peinlicher Anblick, der jede gesund veranlagte Natur zum Davonlaufen bringt. Eben dieser grinsende Greisenkopf aber starrt uns aus jedem modern-gothischen Glasfenster, aus den modern-mittelalterlichen Kirchenstickereien und all dem unvernünftigen antiquarischen Zeug entgegen, welches uns Leichenhaftes für Leben verkaufen möchte. Nichts ist auch dem wärmsten Verehrer des Alten verhasster, als das Alterthümliche, wo es sich im neuen Kunsttreiben wie ein Parasitgewächs einnistet und die Keimkraft des frischen Reises erstickt. Aus dem köstlichen Heilquell der alten Kunst soll die kranke neue trinken, um zu erstarken von ihren Gebresten; sie darf jedoch nicht aufgehen in jener und ihre Individualität über einer affectirten Nachäffung einbüssen. Moderne Kunst soll modernem Leben gleichen. Wie der Einzelne in Gestalt und Charakter manches Treffliche von Ahn und Urahn an sich tragen mag, trotzdem aber ein Kind seiner Zeit erscheinen soll, so möge auch die Kunst von heute zwar wurzeln in den grossen Traditionen, dabei aber doch mit frischem, nicht mit einem Mumiengesichte in die Welt — in ihre Welt schauen. Thut sie es anders, so ist das, was sie schafft, nur ein Maskenfest in fremden, alten Costümen, aber kein Leben, keine Wahrheit, keine Gegenwart! In den grossen Hauptepochen der Kunstentwickelung, in der Antike, der italienischen Renaissance, Barocke und Rococo stecken die Elemente der Gegenwart, liegen verwandte Substrate, schlummern Klänge derselben Tonart. An diese Voretapen muss die moderne Kunst anknüpfen, wenn sie aus den Blumen der Vergangenheit Honig für ihre Zellen sammeln will; aber alle die Zwischenstationen, Uebergänge, Vorstufen und sonstige unfertige Phasen der geschichtlichen

Genesis der Kunst, die lasse sie der Wissenschaft, für welche sie die grösste Bedeutung haben; für eine gesunde Schöpfung ist aus diesen Särgen kein Lebenskeim zu holen!

Wir wollen uns von unserem Gegenstand nicht allzu weit entfernen und deuten deshalb nur an, dass es auf dem Boden der literarischen Thätigkeit ganz analoge Wahrnehmungen gibt. Hat dort nicht das gute Mittelhochdeutsch lange Zeit einen ganz ähnlichen störenden Einfluss auf die moderne Production ausgeübt wie die kindische Schwärmerei für Perugino oder Jan van Eyck auf unsere Staffelei? Die deutsche Literatur vom 12. bis 15. Jahrhundert hat uns im Nibelungenlied, in Gottfried's Tristan, in einzelnen Partien des Wolfram'schen Parzival, sowie in mehreren Gedichten Walther's von der Vogelweide unstreitig Kunstwerke von allgemeinem und unvergänglichem Werth geschenkt — jedoch, welches öde Heidekraut von Talentlosigkeit, handwerklicher Mache, Philisterthum, Plumpheit und Langweile wuchert daneben in den zahllosen Rittergedichten, Aventiuren, Minneliedern, Leichen, Tageliedern, Bispellen, Fabeln, gereimten Chroniken u. dgl. bis auf die geradezu entsetzlichen Hirnlosigkeiten der Meistersinger? Auch in diesen Producten stecken freilich für die Forschungen der Philologen, der Literarhistoriker, der Culturgeschichte und manche andere Disciplin die köstlichsten Schätze — in Bezug auf ihre Mustergiltigkeit für unsere moderne Poesie hat man diese lallenden Stimmen jedoch eine Zeitlang ebenso überschätzt, als im Interesse unserer bildenden Künste die gleichzeitigen Hervorbringnisse des Pinsels und Meissels. Mit Recht sagte Grillparzer:

„Mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie
Weiss ich fürwahr nichts zu machen.
Wer trinkt auch, so lang es Brunnen gibt,
Aus Wegspur gern und Lachen?"

— ein vortreffliches Wort — denn in der That, Spur des Weges, den der Aufschwung allmählich genommen, sind alle jene unbeholfenen Versuche nur erst, sei es in der Literatur, sei es in der Kunst — und nur die Wissenschaft hat ein

Interesse, ihnen zu folgen, nicht aber die Kunst eines viel entwickelteren Zeitalters, aus ihnen den Durst zu stillen. Nichtsdestoweniger hat uns die Alterthümelei der seligen romantischen Schule, sowie ein ungeschickter Patriotismus die unglaublichen Trivialitäten und Banalitäten solcher Dutzendliteratur des deutschen Mittelalters als wahre Muster der Schlichtheit, der naiven Poesie und vaterländischen Treuherzigkeit angepriesen, geradeso, wie aus gleicher Veranlassung die Gothik damals als „teutscher" Nationalstil gefeiert wurde, obwohl die Bauten dieses Stiles geradeso wie das Meiste jener Dichtungen viel mehr französischer Grundlage sind als deutscher. Aus der Nachahmung des unvollkommenen Substrates entstand denn eine wahre Verblödung der modernen Diction. Die Sprache entkleidete sich der Gewandtheit und Tiefe, welche ihr aus der Berührung mit den Literaturen des Alterthums, Italiens, Englands und Frankreichs, und durch die Errungenschaften ihrer eigenen Heroen im 18. Jahrhundert geworden waren — sie verlegte sich auf das Stammeln und Lallen, wie es ihr aus einer alten Reimchronik oder einem Meisterspruch entgegentönte. Das ist derselbe Vorgang, wie die Romantiker und Nazarener der Palette absichtlich verlernten, was die Antike und Raffael, Tizian, Correggio und Michelangelo der Kunst geschenkt hatten. Das Ergebniss ist in beiden Fällen ein kaum äusserlich und kaum die Zeitgenossen befriedigendes gewesen, denn inneres und dauerndes Leben hatten solche schlechte Falsificate nie! Ebenfalls der Dichter der Medea ist es, der daher den „Altdeutschen" zuruft:

„Herrlich nehmt Ihr Euch aus in der Ahnen blanken Gewaffen,
Kräftig stehet Ihr da, aber nun schreitet einmal!"

Es ist zu drollig, wie weit oft die Verblendung für die Hochschätzung solcher roher Antiquitäten und Reste der Vergangenheit sich versteigt. Immer noch erinnern wir uns mit Vergnügen des Buches eines angesehenen Gelehrten, in welchem alterthümliche Kinderlieder, -Spiele und -Sprüchlein gesammelt sind. Auf den Titel setzte der Verfasser das Schiller'sche Motto: „Tiefer Sinn liegt oft im kindischen

Spiel." Wenn man das Blatt nun aber umwendete, so las man als Nr. 1 dieser tiefsinnigen Sprüche gleich: „A, B, C, die Ruthe thut auf dem — weh." Einmal sahen wir eine entsetzlich rohe Miniaturmalerei, wo der unbeholfene Maler des 13. Jahrhunderts die Augen eines lesenden Evangelisten so gross wie Kanonenkugeln in die Höhlen gekleckst hatte, was einen eifrigen Bewunderer aber nur zu der entzückten Bemerkung veranlasste, der Künstler habe mit grossartiger Meisterschaft den Ausdruck des Erstaunens über die göttlichen Offenbarungen zur Darstellung gebracht, welche der Heilige aus seiner Lectüre entnehme. Noch einmal fällt uns da Grillparzer ein, welcher sehr geistvoll bemerkt: „Ein grosser Theil von dem angenehmen Eindruck, den die Gemälde der älteren Meister auf uns machen, mag wohl auch in dem Rührenden liegen, das jedes redliche Streben hat, dem der Erfolg aus Mangel der Mittel entgeht. So zieht auch das Steife in alten Gedichten und Chroniken an. Die Unbeholfenheit scheint Unschuld, und die Manier einer verflossenen Zeit wird, wenn man sie statt mit ihrer, mit unserer Zeit vergleicht, zum Charakter, wohl gar zum Stil."

So glauben wir denn, genügend dargethan zu haben, wie wir uns den rechten Kunstfreund, Liebhaber und Sammler aus dem Laienstande denken, der für unsere Zeit ein erspriessliches Wirken entfalten könnte. Zuvörderst lasse er alle Gelahrsamkeit, alles Forschen den Fachmännern. Seine glückliche Sache ist es ja, sich zu freuen an den Schöpfungen der Kunst, nicht zu arbeiten in den dunklen Schachten dieses Bodens. Darum sollen es nur die leuchtenden, farbigen Blüthen, die voll aufgegangenen Rosen an ihrem Strauche sein, die er sich zum Strausse bindet; die mikroskopischen und chemischen Analysen des Zellgewebes, die Untersuchung der Unterarten und Uebergangsformen lasse er Anderen. Echte Empfindung für das Schöne sei sein Führer, vor Allem suche er im Kunstwerk nur die Befriedigung eines normal gebildeten Formsinns und trachte nicht nach dem Seltsamen und Seltenen, Raritäten, Unicis und Curiosi-

täten. Was er auch sammelt, alles sei nur eine Probe, ein Spiegelbild seines guten Geschmackes, der ihn den Zeitgenossen wie der Nachwelt als einen Mann von feiner ästhetischer, nicht aber nur von archäologischer und kunsthistorischer Bildung erscheinen lasse. Seine Kunstsammlung soll seiner Bibliothek ähnlich sein, welche die grossen Leistungen der Weltliteratur, besonders die antikclassische und diejenige der romanischen und germanischen Nationen seit dem 16. Jahrhundert umfasst, das Uebrige hat in den öffentlichen Museen und Büchersammlungen seinen richtigeren Ort. Nur verabsäume er dabei auch die Pflege des Besten der modernen Production nicht. Für dieses ist die Privatcollection der geeignetere Platz als jene des Staates. Aus den privaten wird sich im Lauf der Zeit das Vorzüglichste der zeitgenossischen Leistungen dann für die kommenden Geschlechter erst als Charakteristikon der Periode klären und absondern. Die Medicäer und Gonzaga sammelten nicht griechische und römische Antiken allein, sondern beschäftigten auch die Florentiner und andere Italiener ihrer Tage, und aus den Cabineten der Habsburgischen Statthalter der Niederlande, welche der Grundstock unserer herrlichen kaiserlichen Gallerie wurden, stammen nicht blos Werke früherer Zeit, sondern auch diejenigen ihrer Zeitgenossen, eines Rubens, van Dyck, Teniers u. A.

Niemand leistet etwas wahrhaft Gutes in irgend einem Fache, der sich mit seinem Streben ausser alle Beziehung mit seiner Zeit und ihren Bedürfnissen setzt. Der Kunstfreund kann der Kunst seiner Epoche und jener der Zukunft nur auf zwei Wegen nützlich werden, indem er Schöpfungen der Vergangenheit sammelt, welche den Giltigkeitsstempel allgemeinen Schönheitswerthes aufgedrückt haben, und, indem er nach demselben Massstabe vereinigt, was sein Jahrhundert Bestes hervorgebracht hat. Wo das Seltsame, das Befremdliche, das speciell historisch Interessante beginnt, hört sein Gebiet auf, beginnt dasjenige der Wissenschaft. Ein Israel van Mecken, eine Bronzethüre von Nowgorod, eine

altirische Miniaturenhandschrift oder ein byzantinisches Mosaik auf Goldgrund sind uns wissenschaftlich hochinteressante Dinge; vom ästhetischen Standpunkt des wahren Kunstfreundes aber so viel als ein Embryo in Spiritus, an dessen Merkwürdigkeit so wenig zu zweifeln ist, als an seiner Hässlichkeit. Und solchem Embryo gegenüber ist uns denn ein Raffael erst ein holdseliges Mädchen, ein Carracci eine schöne Frau und ein Tiepolo eine pikante femme de trente ans. An diesem Allen kann sich unser Herz erfreuen, an anatomischen Präparaten haben wir nur verstandesmässiges Interesse. Unsere modernen Tre- und Quattrocento-Narren aber verlieben sich in Frühgeburten und heiraten Monstrositäten.

Februar 1887.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Gegen den Strom.

In der Wintersaison 1884/85 erschienen von „Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft":

I. Heft. **Nur nicht österreichisch!** Von Dr. Albert Ilg. Zweite Auflage.

II. „ **Wien war eine Theaterstadt.** Von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage.

III. „ **Unsere Kunstpflege!** Von Prof. Julius Deininger. Zweite Auflage.

IV. „ **Der Roman, bei dem man sich langweilt.** Von Gustav Schwarzkopf. Dritte Auflage.

V. „ **Das gemüthliche Wien.** Von C. Karlweis. Zweite Auflage.

In der Saison 1885/86 erschienen:

VI. Heft. **Nach der Schablone. Das Vorrecht der Frau.** Von Gustav Schwarzkopf.

VII. „ **Die gebildete Welt.** Zweite Auflage. Von Dr. Edm. Wengraf.

VIII. „ **Unsere Künstler und die Gesellschaft.** Von Dr. A. Ilg.

IX. „ **Die Lectüre des Volkes.** Dritte Auflage. Von Adam Müller-Guttenbrunn.

X. „ **Der Schutz der bürgerlichen Ehre.** Zweite Auflage. Von Dr. Max Schwarzkopf.

Zu Heft I—X (Band I) erschien eine elegante Einbanddecke zum Preise von 80 kr. = 1 M. 60 Pf.

Preis von Heft I—X in elegantem Einband 4 fl. = 8 M.

In der Saison 1886/87 erschienen bereits:

XI. Heft. **Wie wir wirthschaften.***) Zweite Auflage.

XII. „ **Der Leitfaden der Reclame.**

Preis pro Heft 30 kr. = 60 Pf.

*) Die Verfasser der diesjährigen Flugschriften werden im XVI. Hefte genannt, welches zu Beginn der Wintersaison 1887/88 erscheint.

XIV.

DAS ZEITALTER DER DEUTLICHKEIT.

„Die Welt ist tief getaucht in Prosa."
(*Bauernfeld, poetisches Tagebuch.*)

Wenn wir von einem gelehrten Pedanten sagen, er sehe den Wald vor lauter Bäumen nicht, so würde ihn der Philosoph ungefähr so apostrophiren: Du liebst, wunderlicher Freund, die theoretische Anschauung nicht nur in deiner Wissenschaft, sondern auch im Leben. Du suchst Deutlichkeit der Begriffe, wo du nur Klarheit zu fordern hast. Du begnügst dich nicht, gleich dem unbefangenen Naturfreund oder Musensohn, der wohlgemuth durch den grünen Forst streicht, den rauschenden Wald zu betrachten; du bohrst dich vielmehr in das Object ein, entwickelst dein theoretisches Interesse, welches für Deutlichkeit glüht, schälst alle Merkmale des Waldbegriffs heraus, zerstückst wieder diese Merkmale; zählst, bestimmst, beschreibst die Bäume, untersuchst und zerlegst ihre Theile, bis du vielleicht zu den letzten Zellen gelangst. Der Wald ist vergessen. Du könntest ein Menschenalter darin leben, und wüsstest es nicht.

Das Wissen, als Product solcher theoretischer Erkenntniss, theilen wir nach dem Dichterwort mit „vorgezogenen Geistern". „Die Kunst hast du, o Mensch, allein." Diesen köstlichen Alleinbesitz verdanken wir der Unvollkommenheit unserer Sinne. Sie gestatten, ja sie zwingen uns bei unbefangener Betrachtung, die Dinge nur klar zu sehen, in der klaren Einheit die unendliche Mannigfaltigkeit zu ahnen. Solche

Anschauung führt zum Schönen. Gibt es aber „vorgezogene Geister", dann sehen sie die kleinsten Atome so deutlich wie das Ganze — ihnen ist die Kunst versagt; denn die Deutlichkeit ist dem Schönen feind. Sie zerfasert die Begriffe, zerschneidet die Objecte, zeigt mit viel Witz und viel Behagen die Theile und zerreisst mit frivoler Geschäftigkeit das geistige Schönheitsband. Wehe der Kunst, in welcher diese Deutlichkeit tückisch emporschiesst und sich für Klarheit ausgibt.

Bedauernswerth die Zeit, welche die Deutlichkeit auf den Schild erhoben. Jene Deutlichkeit, welche die Theile über das Ganze setzt, welche das Grosse, Einheitliche, Ideelle verachtet und nach dem Kleinsten späht, um es als Grösse zu verwerthen, sie gleicht einem vielköpfigen Ungeheuer, das die Wissenschaft als solche sich mit Recht geknechtet hat. Streckt es aber seine gespenstischen Arme hinüber ins Gebiet des Lebens, dann flieht die Poesie aus demselben, die goldiggrünen Blüthen verdorren und zerschrumpfen zu grauen Theorien und der eiskalte Hauch der Wissenschaftlichkeit verdrängt den warmen Lebensglanz der Schönheit.

Wir liegen jetzt in den Krallen dieses geheimnissvollen Tausendarms. Er drückt uns nieder, lässt uns nicht aufwärts blicken zu lichten Höhen, er deutet und zeigt mit zahllosen Gliedern dahin und dorthin und überallhin. Wir schauen, suchen, graben, forschen und sichten, wir beschreiben und erklären und specialisiren mit einer unseligen Hast unter dem bleischweren Drucke dieses Dämons Deutlichkeit. Wir untersuchen die Ideale, statt sie zu suchen und was das Schlimmste ist, wir thun, als wenn es so sein müsste, wir haben uns an die eiserne Umarmung des Ungeheuers gewöhnt, wir sind ganz zufrieden mit unserem Zwangsgebaren, sind sogar stolz auf unsere Deutlichkeit, freuen uns des theoretisehen Scheins, wie der Mensch in blöder Selbsttäuschung seiner sogenannten Willensfreiheit sich freut, weil ihm die unwandelbaren Naturgesetze in beglückender Gnade wenigstens den Schein der Selbstbestimmung gelassen haben.

Ueber unsere unerquickliche Epoche will uns eine liebreiche und bequeme Zeitkritik durch die freundliche Behauptung hinwegtäuschen, dass wir in einer Uebergangsperiode leben. Solcher Trost liegt — eben weil er ein schwacher ist — in der Natur des Menschen, welcher sich beim Regenschauer schon gern auf ein gutes Wetter freut. Gütige Denker wussten denn auch stets zur Entschuldigung dieses erbärmlichen Erdenlebens anzuführen, dass es doch nur ein Provisorium sei, welches zur ewigen Seligkeit führe. Die beliebte Frage, ob wir wieder oder gar bald wieder zu einer wenn auch zeitlichen Kunstseligkeit gelangen werden, halte ich für ziemlich müssig. Versuchen wir lieber jenen bewussten Schritt zur jedenfalls nothwendigen Besserung, welcher durch Selbsterkenntniss herbeigeführt wird. Unsere Zeit, weit entfernt, als ein im Ungewissen steckendes Durchgangsstadium gelten zu dürfen, hat vielmehr einen ganz ausgeprägten, bestimmt zu bezeichnenden Charakter, dessen Grundzug von den Hauptmerkmalen der vorangegangenen Epochen ganz verschieden ist. War Klarheit der Classicität, Dunkelheit der Romantik eigen, so ist eben für unsere Zeit jene Deutlichkeit massgebend, welche im Leben und in der Kunst, indem sie sich aus dem Dunkel romantischer Mystik emporgerungen, unnöthigerweise über die Klarheit hinausstrebt. Man thut insbesondere der Romantik schweres Unrecht, wenn man unsere Zeit mit ihr in Einstimmung setzt. Die Romantik in ihrer Dunkelheit besitzt einen Ueberschuss von Poesie; wir in unserer Deutlichkeit haben ein beträchtliches Deficit davon aufzuweisen. Dort schäumt der Becher lustig über; hier wird der Inhalt einer kalten, kunstchemischen Analyse unterzogen. Es war ein Traum, da mystische Romantiker verkündeten, die Kunst müsse nun bald in Religion aufgehen. Sie hat in das stricte Gegentheil umgeschlagen und über die schwesterliche Religion hinweg der Wissenschaftlichkeit die Hand zum gefährlichen Bunde gereicht. Uns ist nicht einmal mehr jener schöne Traum geblieben.

Ja, wenn es eine Religion des Egoismus gäbe! . . . In der Renaissancezeit wurde der Grund zum modernen Leben gelegt. Der Mensch, so wird uns verkündet, fand sich da wieder, das Individuum kam vollends zur Herrschaft, das Subject ist mündig geworden. Wie aber die Renaissanceformen in ihrer Anwendung bei den heutigen Zinshäusern verzerrt erscheinen, so ist jener frei gewordene Individualismus heute nur noch eine Fratze. Das Subject ist mit einem gewissen Wohlbehagen sein eigenes wissenschaftliches Object geworden. Je mehr die Wissenschaft thierische Ueberbleibsel in uns und an uns entdeckt, desto „interessanter" wird uns unser Ich. Mag auch die Wissenschaft durch solche Erkenntniss reichen Gewinn ziehen; das Leben büsst dabei in ästhetischer und ethischer Hinsicht unendlich viel ein. Nackter Egoismus herrscht jetzt. Er gewinnt durch das wisschenschaftliche Schlagwort „Kampf ums Dasein" die kräftigste Nahrung. Nur das Hervorstechende, Glänzende, Strahlende erhält sich. So will es die Zuchtwahl. Und nun streben die Menschen um die Wette, gestützt auf wissenschaftliche Gründe, ihr Ich in allen Farben schillern zu lassen, fortwährend auf sich zu deuten und sich so deutlich als möglich zu geben. Früher lebte man ruhig seine Tage fort. Heute sucht man nach Abschnitten, nach Theilpunkten in seinem Leben, um aufzufallen. Man eröffnet der Mitwelt Aussichtspunkte auf der eigenen aufsteigenden und selbst absteigenden Lebensbahn; es finden sich auch genug Leute, welche diese Ruheplätzchen „zur schönen Aussicht" mit allerhand Versen bekritzeln. . . Man feiert also Jubiläen; sie verdeutlichen den Lebensweg. Und wenn die Knoten seines Fadens auch noch so unbedeutend sind; man spürt sie dennoch deutlich, wenn man denselben durch die Finger gleiten lässt.

In dieser Triumphepoche des Ichthums begegnen wir jedoch der merkwürdigen Erscheinung, dass zugleich ein widerliches Zunftwesen sich einschleicht, welches nicht wie einst dem Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit entspringt, sondern dem eifervollen Streben nach corporativer Absonderung und

Abgrenzung der Berufe, Classen, Confessionen. Wie ein logischer Begriff durch Determination deutlicher wird, so verlangen die modernen Zünfte wissenschaftliche und behördliche Verdeutlichung ihres Wesens und ihrer Befugnisse. Die Kleidermacher petitioniren beim Handelsminister, dass die Kleiderhändler nicht massnehmen mögen. Die Zuckerbäcker urgiren einen Ministerialerlass, dass die allgemeinen Bäcker nicht Krapfen erzeugen dürfen. Das führt selbstverständlich zur Determination des Begriffes „Krapfen" durch eine fachmännische Commission. . . Fürwahr, das verpönte „mittelalterliche" Zunftwesen war doch wenigstens von einer Idee getragen, hatte doch ästhetische Elemente in sich, welche man noch heute bei Huldigungsfesten und Aufzügen nicht ohne Erfolg hervorzukehren liebt. Unseren modernen Zunftbestrebungen mangelt aber jeglicher sittliche und ästhetische Gehalt. Wenn in unserer Zeit nicht einmal mehr Krapfen ohne Reflexionen, Erwägungen und Rücksichten gebacken werden können, wie sollen wir da naive, mit unbefangener Ursprünglichkeit geschaffene Kunstwerke erwarten, die nicht Product kühler Ueberlegung sind!

Auf jedem Gebiet menschlichen Strebens drängt sich jetzt die Absicht vor die That. Wir wünschen wahrlich nicht so sehr Bücher zu schreiben als sie angezeigt zu sehen. Sie müssen sich nur deutlich machen. Und die Zeit ist nimmer fern; da befreundete Recensenten nur über unsere Intentionen schreiben werden. Das unbequeme Buchmachen wird dann nicht mehr vonnöthen sein. Man braucht doch auch heutzutage nicht mehr in Stein gehauen zu werden, sondern kann sich photographiren lassen, als wenn man es wäre. Lästige Heldenthaten haben natürlich solchen Denkmalphotographien durchaus nicht vorauszugehen. Ebenso genügt es heute vollkommen, seinen Sinn für altdeutsche Sitten und Einrichtungen durch bemaltes Papier, mit welchem man in Form von Butzenscheiben die Fenster beklebt, zu verdeutlichen. Nicht minder wird aber in unseren modernen Classikerausgaben auch viel Papier bemalt, um die einfachsten

Gedanken unnöthigerweise durch Illustrationen deutlich zu machen. Und zu ähnlichem Zwecke werden Commentare und Commentare zu diesen Commentaren und Recensionen dieser commentirten Commentare in schwerer Menge in die Welt gesetzt, bis die Deutlichkeit etwa in der Goetheforschung die denkbar höchste Spitze erreicht, so dass schliesslich ein Hofrath, der zuweilen dem Dasein seines Sohnes zu einiger Deutlichkeit verhelfen möchte, diesen einfach behufs einer kleinen Goetheforschung nach Weimar berufen lässt. Keineswegs zum Ueberfluss wird dieser Act dann in Zeitungsnotizen vollends deutlich gemacht. . . Ja, die Reclame, sie ist der reinste Ausdruck unserer Zeit und eigentlich die vollendete, ins Praktische umgesetzte Deutlichkeit zu nennen, Die kleinste Sängerin wird durch grosse Placate bemerkbar und der grössten blieb darum kaum mehr übrig als ihrem Concert den deutlichen Titel „Adieu à Vienne" zu geben. Ein hiesiger Clavierschulinhaber war von dem plötzlichen Tode seiner jungen Tochter so erschüttert, dass er noch am Todestage eine Stiftung für unbemittelte Clavierschüler seines Institutes errichten, die umständlichen Modalitäten festsetzen und diese in Form einer Notiz an die Zeitungen versenden konnte. Es ist derselbe Grossindustrielle, welcher für seine Pianistenfabrik am besten Reclame zu machen wähnte, indem er eine Broschüre „Mittel gegen die Clavierepidemie" verfasste. . . Den Gipfel hat eben jene dreimal verstockte Reclame erreicht, welche sich selbst ironisirt und mit dieser Selbstironie erst wieder Reclame macht. Vor dieser teuflischen Spottgeburt unserer Zeit gibt es keine Rettung. Geissle ich die unverschämten Reclamen jenes höllisch klugen Pillenerfinders, so bereite ich ihm das innigste Vergnügen und durch diese Erwägung allein ist leider schon seinem Zwecke bestens gedient.

Die Presse, welche, dem Zuge der Zeit folgend, jeden einzelnen Moment der Zeitgeschichte festhält und bis ins Unglaubliche verdeutlicht, ist darum nicht nur eine Grossmacht, was nicht immer viel bedeuten muss, sondern eine Macht geworden. Und diese Macht äussert sich im Grössten

und Kleinsten. Trägt der Zwetschgenbaum eines Landwirths im Spätherbst neue Blüthen, so sollte man meinen, der Biedere rufe seine Nachbarn zusammen und feiere ein kleines Fest, er bewundere die freigebige Natur und betrachte die seltene Nachblüthe als einen glückverheissenden Wink von oben. Doch nein, damit wäre der Deutlichkeit nicht genügend gefröhnt. Der brave Landmann schneidet die Blüthe eiligst ab — es könnte ein Anderer zuvorkommen — und schickt sie einem Tagesblatt. Dieses bedankt sich im Briefkasten, und nun kommen die Nachbarn, und nun gibt er ein Fest, denn „es ist in der Zeitung gestanden".

Unser Leben hat längst allen poetischen Reiz abgestreift. Mit dem Aberglauben wurde vielleicht der letzte Rest unwiederbringlicher Poesie aus unserem Gemüthe gerissen. Das biedere „Helf Gott", welches die kleinen Revolutionen der Nase begleitete, ist als eine vormärzliche Schmach unserer aufgeklärten Zeit längst aus der Mode gekommen und von den Neujahrswünschen, welche sicherlich ihre poetische Seite haben, kann man sich gegen Erlag einer Armentaxe, die in der „Wiener Zeitung" deutlich zu controliren ist, entheben lassen. Wir können nichts dagegen einwenden, dass der Aberglaube auch in seinen letzten gemüthvollen Ueberbleibseln ausgerottet werde. Aber unserer Zeit blieb es vorbehalten, ihn in ekelerregender Weise zu fructificiren, und das ist empörend. . . Wer früher im grünen Felde ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden, bewahrte den glückverheissenden Fund als Talisman sein Leben hindurch sorgsam auf. Es liegt ein eigener Zauber in dieser hoffnungsseligen Schwäche des menschlichen Gemüthes. Nun werden aber diese zarten Glückshoffnungen künstlich in Massen gezüchtet, fabriksmässig erzeugt, in ganzen Ballen auf den Markt gebracht und uns mit geschäftiger Deutlichkeit überall vor Augen geführt. Als wenn nicht gerade in der Seltenheit der Reiz und Werth solcher kleinen Naturformen läge! Amulette, für die man früher ein Vermögen geboten hätte, blinken uns aus den Schaufenstern in Dutzenden entgegen. Volksschüler tragen

Pentagramme gegen körperliche Züchtigung; die junge Dame sichert sich auf dem Ball durch einen Georgsritter, der mit dem Drachen kämpft, dass ihre Mama vor der dritten Quadrille nicht schläferig wird; sie trägt ein Glücksschweinchen, wohl gegen das Sitzenbleiben; einen Glücksbären, der etwa den Cotillontänzer beistellt. Andere tragen Glückskreuzer, dass sie zum Buffet geführt werden, und Glücksesel, welche für ein Souper sorgen.

In unserem Hauswesen gehen uns vollends vor Deutlichkeit die Augen über. Sie stört die traute Ruhe, die heimliche poetische Stille der echten Häuslichkeit. Alle Gegenstände werden durch sie laut und lebendig, sie drängen sich hervor, machen sich vernehmbar und deutlich. Sie sprechen, erzählen, citiren, dass es eine Art hat. Der geschwätzige Schlüsselhaken räth zur Ordnung, der redselige Eierbecher gibt in Versen sein deutliches Nationale an, der Topf citirt den Goethe, jener Krug den Schiller, der Aschenbecher declamirt über seine Existenzberechtigung und dem Kachelofen sind Wagnerverse eingebrannt. Kein Geräth begnügt sich mit seinem Dasein. Der Daseinszweck muss sich in übertriebener Deutlichkeit offenbaren. Der Lehnstuhl säuselt sein „Ruhe sanft!", der Schreibtisch mahnt: „Mensch, ärgere Dich nicht", und nun wird specialisirt und variirt: Mann, ärgere die Frau nicht; Frau, ärgere den Mann nicht. Wir trocknen das Gesicht in classische Handtuchverse, wischen die Hände in altdeutsche Sprichwörter, die Aufschriften, Citate u. s. w. verfolgen uns bis zur innersten Leibwäsche. Wer in den hoffentlich „reinlich geglätteten" Wäscheschrein blickt, wird zuerst durch aufdringliche gestickte Streifen belästigt, die mit der Schiller'schen „Glocke" die Tugenden der auf diese Weise überall gleich züchtigen Hausfrau ausläuten. Die verdächtig „schimmernde Wolle" hat zwar längst den schneeigten Lein verdrängt, aber das gestickte Aushängeschild hausfräulicher Tugenden fügt schon selbst zum Guten den Glanz und den Schimmer. . . Jedes Tüchlein hat auch sein deutliches Zeichen; da sind Teller, dort Gläser, dort

Bestecke, da wieder Lampen, selbst allerhand Töpfe eingestickt. Jedes Stück predigt so deutlich und unzweideutig seinen Zweck, und dem jungen Ehemann wird sogar die harmlose Freude geraubt, dass sein junges Weibchen der schelmischen Magd ein Tellertuch statt eines Gläserlappens „herausgibt". . .

Wie kann sich aber der unselige Hang nach Deutlichkeit, auch dort, wo sie nicht am Platze ist, deutlicher bekunden als durch die krankhafte Monogrammwuth, in welcher sich zudem auch unsere masslos eitle Ichliebe erschreckend spiegelt? Ueber die ganze Länge des Tafeltuches sieht der Vater „mit frohem Blick" seine geehrten Initialen in inniger Umschlingung mit denen seiner Ehehälfte sich hinstrecken. Im Reiche seiner Schüsseln geht sein Name nicht unter. Es ist sogar Mode geworden, dass zwei Monogramme von den beiden Längsseiten pikant einander zustreben . . . Ein Balljüngling unserer Zeit ist vollends die menschgewordene Deutlichkeit. Auf der Hemdbrust prangt sein Monogramm statt des nothwendigeren Hemdknopfes, die Manschettenknöpfe tragen seine Anfangsbuchstaben, sie fehlen nicht auf seiner Uhr und baumeln an der Uhrkette. Von seinem Schnupftuch leuchten sie entgegen, sein Claque führt sie in Gold, unter den ausgeschnittenen Schnabelschuhen lassen die Strümpfe sie hervorblicken. Er ist ganz Buchstabe. Will er seinen theueren Namen gar in eine Tanzordnung eintragen, so zieht er seinen Bleistift aus einer durch und durch monogrammirten Brieftasche, welche nebstbei mit goldenen Lettern schwatzhaft von sich rühmt: „Aus einem Stück!" Glücklicherweise fällt gerade eine Visitkarte heraus, welche neben dem unzweifelhaften Namen und zweifelhaften Titeln auch das getreue Bildniss des Besitzers in Briefmarkenformat trägt, natürlich in einem Festzugscostüm nach dem 16. Jahrhundert . . . Schliesslich überreicht er der ebenfalls durch Handschuhe (oder deutlicher: Armschuhe), Fächer, Schnupftuch, Armbänder, Strümpfchen u.s.w. ganz in die eigenen Buchstaben gehüllten Schönen eine Rose. Jetzt darf nicht mehr der zarte, liebselige Duft, die glühende Farbe, der keusche Reiz der knospenden Form, der An-

sturm verborgener Liebesgefühle jene poetische Geheimsprache reden, welche noch unsere Eltern in ihrer Jugend in seligstes Entzücken versetzte. Da steht es vielmehr mit unverkennbarer Deutlichkeit auf dem Rosenblatte gedruckt: „Ich liebe Sie!" (Buchstabe zu 5 kr.). Was ist der Schönen wohl Duft, Farbe, Form, Gefühl und Liebe! Sie ruft begeistert aus: „Wo haben Sie das machen lassen?" . . . Am nächsten Tage sendet sie ihrer Freundin eine Rose mit einem gedruckten „Guten Morgen!"

So gewahren wir überall die kleinliche Sucht, alles Dunkel und Geheimnissvolle und deshalb Poetische mit dem Glühlicht der Deutlichkeit zu erhellen; das Heiligste durch das Aufdecken seiner mystischen und symbolischen Grundlagen zu profaniren, das Kostbarste durch fabriksmässige Vervielfältigung zu entwerthen und das Reizvolle durch raffinirtes Zerfasern und Blosslegen seiner zartesten, feinsten Beziehungen von Grund aus zu zerstören. In geradezu verwerflicher und widerwärtiger Weise wird aber dem Volke seine Volksthümlichkeit durch beständiges Hindeuten und Hinweisen auf seine Eigenart und seine Gebräuche verderbt und geraubt. Ein naseweises Volksthümeln und frivoles Fangspiel mit volksmässigen Formen gehört jetzt zum guten Ton. Der Wiener Humor, ein köstliches Gut, so lange er frisch aus natürlicher Unbefangenheit sprudelte, wird auf Flaschen gezogen und erhält marktschreierische Etiketten. Er wird placatirt, inserirt, illustrirt und recensirt. Du sollst und musst Volk sein! tönt es von allen Ecken, rauscht es in allen Blättern. „Wien bleibt Wien!" rufen Riesenlettern in die gedrückte Stadt, und „Mir san mir!" brüllt von der nächsten Wand ein concurrirender Abzapfer des Volksthumes im Namen des Volkes. — Dieses Volk jedoch, dem die Rufe in den Mund gelegt werden, steht stumm vor den monströsen Placaten und zuckt verwundert die Achseln . . . Typische Volksfiguren wurden so lange ausgebeutet, in aufdringlichster Weise dargestellt, erläutert, besungen, bis sie ihren Reiz gänzlich eingebüsst haben und es ist zur bedauerlichen That-

sache geworden, dass die Illustratoren und Zeichner, anstatt sich an die Originale zu halten, weit eher mit ihren Uebertreibungen und grellen Darstellungen die Volkstypen beeinflussen. So weit hat die Deutlichkeit schon die Naivetät umklammert. Der Wiener „G'spass" findet in einem speciellen „Organ" seinen deutlichen Ausdruck, womit natürlich wieder einem „tiefen Bedürfnisse" — der Herausgeber — abgeholfen wurde. Denn man muss jede Gelegenheit ergreifen, um den Wienern eine Art Wienerthum, welches unsere Stadt nicht gerade in grossen Respect zu setzen vermag, aufzudisputiren und wo es nicht anders geht, aufzudrängen. Schliesslich wird das Volk an sich selbst irre, und die Volkssänger erwirken ein Verbot gegen die beim Heurigen jodelnden Fiaker. Wir haben also wiederum deutlich zu unterscheiden, wer mehr Volkssänger ist; der Fiaker, wenn er auch von den Cavalieren die alte, volksthümliche „Miete" nimmt — oder der mit Goethe, Schiller und dem „Extrablatt" kokettirende Brettelsänger mit dem Stich ins Gebildete. Dass übrigens die Wiener sich selbst nicht mehr genügen, dass sie sich in der neuesten Zeit deutlicher als „Urwiener" geben wollen, ist bekannt. Der Begriff des Wieners muss in makelloser Reinheit dastehen. Kein Merkmal zu viel, keines zu wenig! So verlangt es die ins Leben übertragene logische Deutlichkeit, und die „unverfälschten" Deutschen sind da offenbar Modell gesessen, die wirklich echten Sprösslinge unseren Zeit; denn sie haben sich's zur einzigen Lebensaufgabe gemacht, lediglich eine deutliche Sprache zu führen.

Es ist für den Witz charakteristisch, obwohl Niemand bisher darauf aufmerksam gemacht hat, dass er dort nach Verdeutlichung strebt, wo es am wenigsten nöthig ist. Er zieht für das Einfachste, Klarste, Verständlichste, für das Geringste, Unbedeutendste zur Verdeutlichung ein anschauliches Bild heran, er holt aus klar erfassten Begriffen mit einer gewissen wichtigen Miene noch einige verborgene Merkmale hervor, um den Schein höchster Deutlichkeit zu erwecken. Schon im Komischen liegt dieser Deutlichkeit

affectirende Hang verborgen. Die Nase wird deutlich als „Gesichtsvorsprung", als „Riechstengel" bezeichnet, also gewisse Merkmale der Nase werden schon im Namen an die Oberfläche getrieben. Statt „Trinken" wird mit breitspuriger Deutlichkeit „durch die Kehle giessen" gesagt, und schreibt ein witziger Recensent vielleicht: „Ich spitzte Ohr und Feder" — so schüttet er gleichsam alle Merkmale, welche im Doppelbegriff des Wortes „spitzen" liegen, mögen sie wohl oder übel zu einander passen, auf einmal vor uns aus. Wenn Voltaire dem grossen Friedrich stets vorhielt, dass er Schlachten und Verse liefere, so zwingt uns dieser Witz, alle Merkmale des Wortes „liefern" hervorzustöbern; wir denken dabei auch an das geschäftsmässige, massenweise Austheilen, und so fällt wiederum auf die Verse des Königs ein deutliches Licht . . . Wer möchte sich demnach wundern, dass der Witz, ein Kind der Deutlichkeit, heutzutage die Welt beherrscht, sich das Höchste und Heiligste unterwirft und in einer Legion von Witzblättern gezüchtet wird! Kein gelehrtes Buch ohne Witze! Zum mindesten weist das Vorwort stereotype Autorenwitze auf. Der Parlamentarier lechzt nach der stenographischen Bezeichnung: Heiterkeit, sei's rechts oder links oder selbst beim Centrum. Der Kritiker kann nur durch einen Witz deutlich machen, was er selbst nicht versteht, und als „grosse" Kritik wird ja bekanntlich bei uns nicht nur diejenige angesehen, welche für Blätter grossen Formates schreibt, sondern welche auch die besten Witze macht . . . Die geschäftigen Anführungszeichen, das sind die kleinen Kuppler des gedruckten Witzes. Wie sind doch diese einst so keuschen „Gänsefüsschen" in unserer Zeit degenerirt, zudringlich und unzüchtig geworden! Ursprünglich dazu bestimmt, in schlichter, allerdings deutlicher Weise anzuzeigen, was ein Anderer gesagt oder geschrieben hatte, liessen sie sich bald als Zeichen dafür brauchen, dass der Autor sich bei einem Worte etwas Feines gedacht habe und schliesslich, dass der Leser sich bei einem Worte etwas ganz besonders Feines denken könne. Damit geriethen die kleinen Häkchen auf ein recht

schlüpfriges Terrain, sie wurden zum spitzen Werkzeug des Witzes; und nun wimmelt es von Anführungszeichen in unseren Büchern. Sie keilen sich zwischen anzügliche Worte ein, sie heben da und dort Pointen heraus, kehren beissende Reden hervor, decken Frivolitäten auf und machen Zweideutigkeiten eindeutig. So war es wieder unserer Zeit vorbehalten, diese kleinen schamhaften Schutzgeister der Deutlichkeit sich dienstbar zu machen, ihnen zu ungeahnter Verbreitung zu verhelfen. Sie sind dem Schriftsteller unentbehrlich geworden. Wo aber diese fliegenden Brücken des Witzes ihre Hilfe versagen, da greift der Autor zu den durchschossenen Lettern, und die Deutlichkeit ist gerettet. . . . Der Witz hat unser ganzes Denken und Gehaben derart durchsetzt, dass uns sein Walten kaum mehr auffällt, dass wir gar nicht merken, wie er unter der Decke des vermeintlichen Ernstes poltert und sticht. Eine „Akademie für wissenschaftliches Zuschneiden und Massnehmen", eine „Akademie für höhere Bekleidungskunst", wie sie bei uns allen Ernstes annoncirt werden, hätte man zu jeder anderen Zeit für magere Schneiderwitze gehalten. . . Beethoven schrieb im Jahre 1816 in einer Anwandlung guter Laune nach Baden: „. . . nächstens schicke ich Ihnen meine Abhandlung über die vier Violoncellsaiten, sehr gründlich abgefasst; erstes Capitel: Von den Gedärmen überhaupt etc." — Heute, da über einzelne Wagner-Motive, über einzelne Buchstaben ganze Bücher entfesselt werden, würde man jene fingirte Monographie kaum mehr als Witz betrachten. Die Thatsachen haben die Satyre überboten, und „die alte Schwiegermutter Weisheit" lässt mit bedenklicher Geschäftigkeit nicht das Allergeringste ungeschoren.

Es ist schlechterdings unerfindlich, wie aus dem trockenen Boden unseres Lebens gar eine rechtschaffene Kunst erwachsen sollte. Unser Denken und Fühlen ist zerstückt und zerfasert. Es mangelt uns eine einheitliche kunstbewegende Lebensanschauung, und im Gedränge der auf uns einstürmenden Abschnitzel von Ideen, im Zögern, Ueberlegen, Haschen,

Verfehlen und Versuchen geht uns jene göttliche Ruhe und jene zielbewusste Kraft verloren, welche allein das Schöne zu begünstigen vermögen. Ein grosser Kreis von Ideen, welche die Entstehung und Entwickelung der Künste bis zu ihrer höchsten Erhebung, wenn nicht direct beeinflusst, so doch harmonisch begleitet haben, sind uns mit der wachsenden naturwissenschaftlichen Aufklärung entschwunden. Schon unsere Jugend, wir selbst müssen uns in ästhetische und ethische Gedanken, welche unseren Vätern noch als selbstverständlich galten, mühsam hineinleben. Der Knabe hört von 8 bis 9 den Katecheten, von 9 bis 10 aber einen „exacten" Naturgeschichtslehrer, welcher zur Entschädigung für die abgeschnittene Universitätscarrière sich in traumhaften Gelehrtenillusionen wiegt und die unreifen Knaben wie seine erträumten Hochschüler tractirt.

Angeschoppt mit unverdaulichen starren Dogmen und unverdauten Dosen freisinniger Anschauungen wächst unsere Jugend in verderblichem inneren Zwiespalt auf. Kritische Spürsucht wird ihr eingeimpft, bevor sie denken gelernt. Die Dichter werden kritisirt, bevor sie gelesen oder gar verstanden sind, und noch hat der grüne Junge den ersten Vers der Iliade nicht analysirt, da beweist er uns schon, dass es keinen Homer gegeben habe.

Was wird uns also für den Verlust kunstbildender Ideen geboten? Die wissenschaftliche, die kritische Methode, die Methode zu verdeutlichen, zu individualisiren. Sie steht zum Kunstprincip, welches zum Allgemeinen, zu den Idealen fortschreitet, im vollkommenen Gegensatz. Und da jede Zeit die Kunst hat, welche sie verdient, so ist die crasse Deutlichkeit nicht nur das Hauptmerkmal unseres Lebens, sondern auch unserer Kunst.

Der Roman ist darum gewissermassen die Kunstform der Gegenwart, weil er, schildernd und erzählend, am wenigsten poetische Auffassungskraft erfordert. Er entspringt mehr gestaltender als naiv schöpferischer Kraft. Im Roman feiert der Naturalismus jetzt den grössten Triumph.

Der Naturalismus ist aber Deutlichkeit in der höchsten Potenz. Man kann nicht deutlicher sein als jene Dichterschule, welche die Wirklichkeit in platter Weise abklatscht und solche Vervielfältigung des Wirklichen für Wahrheit ausgibt und anpreist. Schiller unterscheidet so treffend den naiven vom sentimentalen Dichter: Jener sei Natur, dieser suche Natur. Wir kennen noch eine dritte Species von Dichtern; sie suchen die Unnatur. Die Abfälle in der Welt des Wirklichen, welche von den Dichtergenerationen durch Jahrtausende beiseite gelassen oder verworfen wurden, werden nun mit Wohlbehagen aus dem Miste der Natur — denn auch im Haushalte der Natur gibt es stille Ecken für den Unrath — herausgestochert und nun wird mit ästhetischen Fetzen und sittlichen Scherben hantirt, als wäre dies echtes, frisches Kunstmaterial. „Das Wirkliche ohne sittliche Beziehung nennen wir gemein." Mit diesem Satze hat Goethe, der Realist, jener Schule das Urtheil gesprochen. . . Auch die „wissenschaftlichen" Professorenromane eines Ebers und seiner Schule — man könnte sie die Romane der Anmerkungen nennen — sickern mühsam durch den dürren Sand prosaischer Deutlichkeit. . . Es braucht kaum betont zu werden, dass der gesunde Realismus — die deutlichen Unterscheidungen sind schon für unsere Zeit charakteristisch — nicht in dieses leidige Capitel gehört. Kein Dichter ist naiver und freier von Reflexion als der Realist. Keck wie ein Kind greift er zu und packt, was er findet. So stellt er's aber auch wieder hin. Passirt ihm dabei etwas Natürliches, und zollt er der Natur seinen dichterischen Tribut, so war's nicht seine Absicht. Er wird sich nie wie der Naturalist damit brüsten. . . Man bedenke aber, dass unsere Zeit wohl den Naturalismus, nicht aber den gesunden uralten Realismus geboren hat, für den schon Aristoteles mannhaft eingetreten ist.

Bedürfte es noch eines Beweises, dass Witz der Tyrann unserer Zeit sei, so fänden wir die Bestätigung in unserer Lyrik. Die Empfindungsweise jeder Zeitepoche spricht sich am unmittelbarsten in der Lyrik aus. Ein Vers von Anakreon,

eine Strophe von Walter von der Vogelweide, ein Lied von Heine, sie wiegen drei Bände Culturgeschichte auf. Betrachten wir unsere populärsten Lyriker Scheffel und Baumbach. Sie bieten fast ausschliesslich versificirte Witze. Unsere Empfindungsweise ist eine im Witz befangene. Ueberall eine Pointe, die Deutlichkeit in der Lyrik. Bezeichnend für unsere lyrische Poesie im Gegensatze zum Volkslied und zu Heine sind insbesondere die Ueberschriften, welche die Stimmung eines Liedes gleich von vornherein verdeutlichen sollen. Dem Liede und dem Leser wird unnöthigerweise ein helles Lichtlein aufgesteckt. Die Aengstlichkeit, mit welcher von unserer Poesie jener gerade in der Poesie begründete Dämmerschein sorgsam ferngehalten wird, wäre zu belachen, wenn sie nicht tief betrüben müsste. Ein alter Minnesänger würde Augen machen, wenn er gewahren könnte, dass heute den Ausfluss einer subjectiven Stimmung vier Personen zu reguliren haben. Dem Dichter folgt der Componist, diesem der Sänger, und diesem wieder der Begleiter. Im Gegensatz zu Schubert, der wenigstens so musikalisch fühlte, wie Jeder fühlen zu müssen glaubt, winden und kneten die heutigen Liedcomponisten zum grössten Theil die einzelnen Worte musikalisch so gründlich durch, dass man lange zu thun hat, um den verwickelten Stimmungscomplex im Einzelnen so deutlich, wie es der Componist wünscht, auseinanderzulegen. Jeder Gedanke, jede Silbe erhält einige deutliche Tontüpfelchen; das Lied wird musikalisch tätowirt.

Die Deutlichkeit in der dramatischen Kunst heisst Tendenz, in jüngster Zeit hat sich die Tendenz noch zum „Problem" zugespitzt. Eine Kunst ist ohne eine gewisse Tendenz allerdings nicht zu denken; wir billigen aber nur jene, bei welcher man „jene echte Phantasie voraussetzt, welche, durchdrungen von dem, was mächtig im Jahrhundert waltet und alle Gemüther bewegt, eben von den Stoffen zum Schaffen entzündet wird, worin sie den Geist ihrer Zeit niederlegen kann, niederlegen ohne eine von der Formthätigkeit gesonderte Absicht, ohne ein darauf ausdrücklich gerich-

tetes Wissen und Wollen" (Vischer). Mit unserer Deutlichkeit harmonirt aber jene verwerfliche Tendenz, unter welcher man, wie Vischer treffend darlegt, „diese gesonderte Absicht, dieses ausdrückliche Wissen und Wollen versteht, das nothwendig die Elemente, Idee und Bild zersetzt, einen Stoff als Mittel ergreift, um durch ihn im Sinne einer bestimmten Idee auf die Zeit zu wirken, diese ausspricht, statt sie als unsichtbaren Geist durch den Körper des Stoffes zu führen und so mit der Ausdrücklichkeit des Denkens und Wollens, mit der Unruhe des stoffartigen Interesses den Zuschauer ansteckt" . . . Da haben wir die modernen „Probleme" der Franzosen.

Man verspricht sich viel von dem Einwirken der „grossen socialen Idee" auf unsere dramatische Poesie, auf die Kunst überhaupt. Indem man davon spricht, würde schon ein etwaiger gesunder Kunstkeim zerstört. In der Kunst heisst es nicht versprechen, sondern halten. Im Anfang (der Kunst) war die That. Aus Worten lässt sich wohl ein socialistisches System, aus Systemen jedoch nie und nimmer eine Kunst bereiten.

Auch die dramatische Darstellung hat in unserer Zeit die höchste Stufe der Deutlichkeit erreicht. Zum Heile dieser Deutlichkeit (Wolterschrei, Verbrechermaske etc.) werden Sensationskomödien geschrieben. Glücklicherweise hat das Personal der Meininger — „regt hundert Gelenke zugleich" — den Deutlichkeitssport so weit getrieben, dass selbst unserem „Publicum" die Augen geöffnet wurden . . . Der kleinen Meiningen'schen Brutstätte der Deutlichkeit entstammt auch jenes Reiseorchester, welches unter der Führung Bülow's in vielen Städten Musteraufführungen veranstaltete, wahre Wunder der Präcision und Deutlichkeit. Die classischen Symphonien wurden mit anatomischer Gewissenhaftigkeit zerlegt, unscheinbare Notengruppen schnellten wie von Nadelstichen gequält empor, aus dem wogenden Rhythmus wurde ein spanischer Schritt, Sechzehntelpausen erhielten die Bedeutung von Offenbarungen und der Geist des Werkes

schwebte über den Paukenschlägeln. Dieser Bülow selbst ist das lebendige Ausrufungszeichen unserer Zeit. Der Witz ist sein Lebenselement. Seine persönliche Erscheinung ist selbt ein Witz der Natur. Sein Spiel, sein Sprechen, selbst sein Schweigen wird witzig aus Deutlichkeit. Seine Reclamesucht, sein Hang, in der Kunst zu dociren, seine Poesielosigkeit, seine Trockenheit in der Begeisterung — dies alles hat er von unserer Zeit. Einer Dame aus dem Publicum, die im Programm das Stück sucht, welches er gerade spielt, ruft er während des Vortrags die Nummer zu. So objectiv verhält sich unser ganzes Zeitalter zur Kunst. Inspiration ist eine unbekannte Sache geworden.

In der Poesie ist es, wie schon angedeutet wurde, der Roman, welcher als die eigentliche Kunstform der Gegenwart gelten darf. Er entfernt sich auch desto mehr von der reinen Poesie, je mehr er dem Dichter durch die Freiheit der Prosa „die erste Anspannung" erlässt und ihm gestattet, Weltansichten, Beobachtungen mit der weitgehendsten Ausführlichkeit und Deutlichkeit vorzubringen, in einer Form, „in welcher fast alle Formen liegen und klappern können". Er steht deshalb, wie Bouterweck sagt, zwischen der eigentlichen Poesie und der schönen Prosa. Aehnlich nun kann man von der dramatischen Musik — da sie nach Wagner „Mittel des Ausdrucks" ist — sagen, dass sie zwischen der eigentlichen Musik und der Sprache liege. Indem die Musik zum Drama tritt, wird ihr charakterisirendes Vermögen aufs höchste gesteigert, ihre Ausdruckskraft wird bis zur äussersten Grenze angespannt; sie wird Kunst der Deutlichkeit und somit neben dem Roman Herrscherin in unserer Zeit. So kommt es, dass nicht nur das Musikdrama durch Richard Wagner in unserem Zeitalter zur höchsten Vollendung gelangte, sondern dass auch, wie der Roman unsere Literatur, so der musikdramatische Stil die gesammte moderne Musik mehr als billig beeinflusst. Der Stil der musikalischen Deutlichkeit, welcher sich in dem präcisen Sprachaccent, in den eindringlichen Harmonien und in der Anwendung jener präg-

nanten, bezeichnenden Motive ausspricht, welche mit bestimmten Vorstellungen und Begriffen zu verbinden sind, dieser Stil, welchen Wagner's Genie als den einzig richtigen für seine dramatischen Zwecke geschaffen, drängt sich in unsere Symphonien und Kammermusikstücke ein (Bruckner), in unsere Oratorien, Messen und Lieder. Und während bei dem Musikdrama der Wechsel der Situationen, das Hindrängen auf eine Katastrophe eine wechselvolle, unruhig pulsirende Musik fordert, so fühlen sich dagegen die Componisten zu einer solch knappen, sprunghaften Tonsprache auch bei der absoluten Musik nur deswegen gedrängt, weil die Erfindungskraft hinsichtlich breiter, in ruhigen, edlen Linien aufsteigender Themen sie im Stiche lässt. Es entsteht aus schöpferischem Unvermögen eine Stilvermischung und Verirrung, wie sie sich auch in den zahlreichen modernen Dramen zeigt, welche so gern auf Romandichtungen gepfropft werden. Dabei betrachte man das wunderliche Treiben unserer musikalischen Stürmer und Dränger, die gar nicht genug in ihre armselige Musik hineinlegen können und durch eine Unmasse ausgeklügelter Vortragsbezeichnungen, welche die Noten völlig überschwemmen, die Musik ganz deutlich zu machen streben. Ihnen ist kein Forte genügend stark, kein Piano entsprechend schwach; sie möchten am liebsten Berlioz folgen, der in seiner Partitur zu „Lelio" einem *pppp* schliesslich die Bezeichnung: „Fast wie nichts" beifügt. Diese Deutlichkeit in der Pianobezeichnung könnte nur noch durch die Mahnung, gar nicht zu spielen, übertroffen werden. In der That versieht Berlioz in seiner Cantate „Le cinq Mai" einen schon „sotto voce" und „*pppp*" bezeichneten Ton mit der Bemerkung: „Diese Note muss mehr geseufzt als gesungen werden" . . . .

Die Deutlichkeit in der Tonkunst hat in der „Programm-Musik" nicht nur Sanction, sondern auch einen für ästhetische Behandlung recht brauchbaren Titel erhalten. Das Programm, etwa Schiller's „Ideale", tritt für die Musik, die Musik hinwieder für das Programm ein, und diese musikalisch-dichterische Rückversicherung auf gegenseitige Deutlichkeit heisst

„Symphonische Dichtung". Wäre es selbst möglich, dass ein Kunstwerk die Bedingungen seiner organischen Entwickelung, die Grundlagen seines Gerüstes und dessen Form aus einer fremden Kunst herüberhole, wäre es selbst der Musik gegeben, ohne das feste Band begleitender Gesangsworte, ohne Bühnendarstellung so deutlich zu sein wie der symphonisirende Dichter möchte, so bliebe noch immer die unumstössliche Thatsache feststehend, dass eben dieser, statt frei und aus sich selbst zu schaffen, sich erst von der Poesie elektrisiren lassen muss, um sein Unvermögen gewissermassen zu umgehen. Solche Schaffensweise ist für unsere Zeit charakteristisch. Wie niedrig ist doch der Flug unserer musikalischen Phantasie, wenn sie in die Poesie hineinkriechen kann, um auf der anderen Seite allerdings nur als Reflexion wieder herauszugerathen . . . Wenn in einer alten Passionsmusik der Hahnenschrei bei den Worten des Evangelisten „Ehe der Hahn kräht" durch eine kleine Tonfigur verdeutlicht wurde, so fühlen sich unsere Pharisäer und Schriftgelehrten zu einem erhabenen Lächeln gedrängt. Sie bedenken nicht, dass solche Tonmalerei einem naiven, gesunden Gemüthe entstammt und im Geiste und in der unbefangenen Denkweise des Volkes begründet liegt; wie denn auch wirklich das Volk bei alten Passionsspielen sich auf den täuschend imitirten Hahnenschrei stets unbändig freute. In einem Bach'schen Riesenwerke stört unsere Helden der Deutlichkeit ein solcher ästhetischer Splitter. Unsere Programmmusik, die Errungenschaft unserer Zeit, ruht einzig und allein auf solchen zusammengeleimten Splittern. Nach der Aufführung der Matthäuspassion in Wien fanden sich wieder „falsche Zeugen", welche trotz der Begeisterung des Publicums zu berichten wussten, das Werk stehe unserem modernen Empfinden fremd gegenüber. Wenn es modern empfinden heisst, etwa aus dem Gretchensatze der Faustsymphonie bei der gewissen Stelle das Zupfen: „Liebt mich, liebt mich nicht" herauszuhören, dann möchte man wahrhaftig lieber altägyptisch als „modern" empfinden. Die Zeit ist wohl gekommen, da Werke wie die Bach'schen

Passionen nicht mehr geschaffen werden können; sollten wir aber wirklich schon dahin gelangt sein, dass auch unser Fühlen für die alten Meisterwerke nicht mehr ausreicht, so hätte die Kunst wirklich ein Ende, und wir müssten uns fortan lediglich in modernen Wählerversammlungen oder an Pasteur'schen Vivisectionen für Wuthheilversuche erheben und erbauen.

Es steht zwar ausser Frage, dass die Musik, die Kunst des Unausgesprochenen und Unaussprechlichen, durch das Streben nach Deutlichkeit im Ausdruck des Bestimmten viel an charakterisirender Kraft gewinnt. Kaum fühlt sie jedoch ihr Erstarken, so experimentirt sie zu ihrem Schaden sogleich mit der Vertonung musikfremder, starr abstracter Texte. Solche musikalische Probleme liebt vornehmlich Brahms, der es sich doch sonst zur Aufgabe gesetzt, in unserer fortschrittlichen Zeit an classischen Formen festzuhalten und gewissermassen gegen den Strom zu componiren.

Unsere ganze Musikpflege ist von Deutlichkeit durchsetzt. Aus dem bescheidenen häuslichen Kreis wird sogar die Kammermusik an das blendende Licht der Oeffentlichkeit, in grosse Concertsäle gezerrt. Die Künstler machen ein öffentliches, peinliches Gerichtsverfahren durch. Das Volk, auch das gebildete, welches einst die Kunst selbst mit erzeugte, ist sich dessen nicht mehr bewusst und übt heute die Kunst — wenn überhaupt — wie eine Gnade. Das instinctive Kunstbedürfniss wird durch eine ostentative Absichtlichkeit überdeckt. Unsere die Oeffentlichkeit beherrschende Geldaristokratie sieht grösstentheils jeden Concertsitz für ein Almosen an, das der Künstler erhält, den Kaufpreis für ein Gemälde als eine milde Gabe. Der Künstler scheint nicht mehr die Menschen zu erfreuen, sondern die Leute brüsten sich damit, mit ihrem Gelde die Kunst zu erfreuen.

Man kauft um zu kaufen, nicht um ein Gemälde zu besitzen; man geht ins Concert, nicht weil man die Musik liebt, sondern um die Musikliebe zu zeigen. Das hohle

Protzenthum, welches unaufhörlich auf seine Kunstbegeisterung hinweist, ist die Deutlichkeit in der Kunstpflege.

Die Deutlichkeit in der Musikübung verkörpert sich aber in noch ganz anderer Weise. Wir begnügen uns nicht mehr, Musik zu machen und zu hören. Wir lieben es, einige Tage später zu einer Nachfeier oder zu musikalischen Nachwehen zu gelangen. Wir gehen das Gehörte noch einmal durch, aber kühler, genauer, deutlicher; wir lesen musikalische Feuilletons, welche in zierlicher Weise die materiellen Verhältnisse, die Nase, die Gesichtsfalten etc. eines Künstlergastes, eines Compositeurs, mitunter auch das Spiel, das Werk einer Analyse unterziehen; auf die pikanteste Art werden da die Grossen klein, die Kleinen gross gemacht. Und das muss jeden braven Menschen freuen. Es wäre thöricht, zu verlangen, dass die vielen Tausende, welche Kritiken lesen, auch die beurtheilte Musik, Musik überhaupt hören sollen. Unsere Concertsäle reichten selbstverständlich für diese Menge nicht aus. Ist es also nicht eine Wohlthat dass diese Leute wenigstens aus Feuilletons deutlich ersehen können, „was in der Musik vorgeht", wie sozusagen die musikalischen Curse stehen? Da oft kaum hundert Personen ein Concert mitmachen wollen — zumal, wenn es sich um ein ernstes Programm handelt — die tausendfache Anzahl aber sich der Mode gemäss an den feuilletonistischen Niederschlägen der Musik erfrischen möchte, so werden die Leser in solchen Kritiken mit grosser Liebe auf stilistische Rosen gebettet und in Blumengehegen, wo ab und zu auch eine bunte Lügenguirlande das Auge ergötzt, herumgeführt. Dem Leser wird auf solchem Blumengrunde so wohl, dass er, von dem stilistischen Blüthendufte berückt, an Musik und Musiker gar nicht mehr denkt. Was ist ihm Bach oder Wagner? Die Kritik ist ja ein Kunstwerk für sich. „C'est le feuilleton, qui fait la musique" . . . Als Richard Wagner starb, für uns wohl der letzte Tondichter, dessen Brust wahre und grosse Ideale erfüllten, da interessirte sich unser „Publicum" zumeist dafür, wie nun dieser oder jener Gegner sich

im Nekrologe „stellen" werde, vor Allem der Erfinder der modernen musikalischen Unterhaltungskritik, zu dessen Charakteristik man am besten mit freier Anwendung ein bekanntes Distichon heranzieht: „Was er weise todtschweigt, zeigt ihn, den Meister des Stils." — Wer wollte verkennen, dass wir auch gewissenhafte Kritiker besitzen, sowie es uns an Künstlern mit einem Kunstgewissen nicht fehlt — aber sie sind eben nicht „tonangebend". Den Ton anzugeben, ist Sache der Deutlichkeit.

Wenn man das Gemeinsame hinsichtlich der Idee oder Form aus einer Anzahl von Kunsterscheinungen heraushebt, so gibt das deren Stil. Unsere Betrachtungen würden uns demnach hinleiten, der Gegenwart einen „Stil der Deutlichkeit" zuzusprechen, was jedoch — wie charakteristisch für unsere zersetzende, vom Geiste des Widerspruchs durchwühlte Zeit! — eine contradictio in adjecto bedeutet. Denn die Deutlichkeit, welche das Besondere, das Einzelne im Ganzen hervorholt und so emporhebt, dass der Blick für das Allgemeine, Grosse sich verwirrt, sie fördert unzählige Stilarten, aber keinen grossen Stil. Ein Stil der Deutlichkeit wäre also nichts Anderes als Stilüberfluss oder, was dasselbe ist, Stillosigkeit. Dass solche vornehmlich unserer bildenden Kunst eigen ist, lässt sich bei einem Gang durch unsere Strassen, durch unsere Kunstausstellungen erkennen. Es fehlt an Ideen; man sucht in der geistlosen Form das Wesen. Ja, man geht noch weiter, verachtet selbst die Form und erhebt die blosse Technik zum Idol. Der übermässigen Freude an der vollen Beherrschung des Technischen entspringt jene Kunst der Deutlichkeit im engern Sinne, welche an den Bildern die Knöpfe sorgfältiger behandelt als die Köpfe, welche das Nackte um des Nackten willen, um mit gewagten Stellungen zu experimentiren, auf die Leinwand bringt und so Unterrichtstafeln für anatomische Institute zu Tage fördert. Sowohl aus Mangel an Ideen, wie der Technik zu Liebe werden die unbedeutendsten Gedanken und Gegenstände, die kaum der Beachtung im Leben werth sind, von Künstlern aufgegriffen. Die Darstellung des

Todes, welcher im galonirten Bedientenfrack der erhitzten Ballschönen ein Glas Wasser reicht, ist für diese moderne Kunstrichtung typisch. Der betreffende Maler ist sicher stolz darauf, für die Idee der galopirenden Lungenschwindsucht den deutlichen Ausdruck gefunden zu haben. Wereschagin's Thüre, welche an der Klinke die Schmutzspuren von unzähligen Bettlerhänden blicken lässt, lehrt, wie die Freude an der Technik zum Naturalismus führt, wobei unsere Deutlichkeit den Weg zeigt. Mit der Photographie um die Wette arbeitet dieser Naturalismus, welcher durch seine Absichtlichkeit wieder unnatürlich wird, eigentlich nur an Steckbriefen der Natur . . . Neben dem Götzenthum der Form begegnen wir aber in unserer Zeit zugleich auch einer schrankenlosen Verachtung derselben, ein Genügen an der Idee, mag diese auch noch so sehr der künstlerischen Darstellung spotten. Da erscheint uns die Kunst bald als Schulmeisterin, bald als historisches Nachschlagebuch, bald als philosophische Propädeutik. Dass merkwürdigerweise so verschiedene Kunstwege in einer Epoche eingeschlagen werden können, erklärt sich nur durch die Herrschaft der Deutlichkeit, welche den Impuls nach allen Seiten gibt. Diese Deutlichkeit ist beispielsweise nicht mit einem „Vivisector" zufrieden, mit seinem strengen, nur reines fühlloses Denken und Forschen offenbarenden Gesichtsausdruck — es muss auch zum Ueberfluss hinter dem Gelehrten eine symbolisirende Frauensperson stehen, in der Hand eine Wage, deren Schalen einen Gehirnklumpen und ein flammendes Herz enthalten.

In Wereschagin hat die kunsttödtende Deutlichkeit ihren eifrigsten Förderer gefunden. Bei seiner widerwärtigen „Auferstehung" ist doch das ästhetische Rechenexempel so einfach. Der Gläubige denkt sich die Auferstehung nicht in dieser Weise, ihn entrüstet die Darstellung. Der Ungläubige gibt selbst die historische Thatsache nicht zu. So fällt diese Kunst zwischen dem Wissen und Fühlen durch. Hätte der Maler aber selbst die Wirklichkeit erreicht, so wäre die

Darstellung wegen des Mangels jeder sittlichen Beziehung nach Goethe's Wort gemein zu nennen. Die kirchliche Behörde hat also die Wereschagin'schen Christusbilder vom ethischen Standpunkt verworfen; auch vor dem ästhetischen Kunstrichter können sie nicht bestehen, und es hätte auch der Areopag der Wissenschaft, nachdem Aesthetik und Ethik das Urtheil gesprochen, vom rein logischen Gesichtspunkte diese Bilder als unsichere Geschichtstafeln verurtheilen können. Wo in aller Welt ist also der Boden, auf dem diese naturalistische Scheinkunst ruhen sollte?

Man halte uns nicht entgegen, dass wir vielleicht zu grosses Gewicht auf solche naturalistische Kunsterscheinungen der Gegenwart legen und andere gesunde Kunstrichtungen übersehen. Diese letzteren gehören wohl in unsere Zeit, wurzeln aber in den Anschauungen früherer Epochen. Für unsere Kunstepoche ist aber die deutliche „heilige Familie" von Wereschagin, die auf dem reflectirenden Umwege über David Strauss u. A. concipirt wurde, so bezeichnend und charakteristisch wie die naive Darstellung der „heiligen Familie" irgend eines classischen Meisters für seine Zeit. Wir vermeiden es ohnehin, unserer parasitischen Deutlichkeit im Einzelnen hier bis ins Kleinste nachzugehen und die peinliche deutliche Kleinmalerei von der Strasse, die Deutlichkeit im „Stillleben", welche von satyrischen Gschnasbildern nicht übertrumpft werden kann, die sehr „deutlich" sprechenden Augen bei Mädchengestalten und Heiligenbildern französischen Ursprungs und jene modernen deutschen Gebilde näher zu beleuchten, welche mit dem hohle Scheinkraft lustig imitirenden Blumauer von sich sagen können: „Gleich Kanonenkugeln rollen Thränen aus den beiden Augenmörsern mir." Ebenfalls nur nebenbei sei bemerkt, dass wir in dem Uebermalen von photographischen Porträts durch sogenannte Künstler den Triumph der Deutlichkeit in der bildenden Kunst erblicken dürfen.

Für die Architektur hat die Deutlichkeit im Profanbau, soweit nicht in älteren Stilen gearbeitet wird, namentlich

dort Geltung erlangt, wo die unsere Zeit durchfluthenden praktischen Interessen mit den ästhetischen Formen in Streit gerathen. Es liegt dem grossen Schneider oder Möbelhändler daran, seine Geschäftslocalitäten, welche ein Heer von Bediensteten bevölkert, den Blicken der vorübergehenden Menge völlig preiszugeben. Riesige Spiegelscheiben, nur von einem in Holz gekleideten Eisengerüst gestützt und umrahmt, gestatten diese geschäftliche Deutlichkeit, und so scheinen dem Beschauer die oberen aus Stein gefügten Stockwerke auf umrahmten Glasscheiben zu ruhen und alle statischen Gesetze sind anscheinend auf den Kopf gestellt. Die Eisenconstruction bedingt bei der Anlage riesiger Schaufenster lächerlich enge Eingänge. Wie jeder Stil, so ist auch dieser Geschäftsstil Ausdruck seiner Zeit, weil er eben Geschäftsstil ist; aber er deutet auch symbolisch durch die auf Glas gethürmten Steinmassen auf die unsoliden Grundlagen unseres Verkehrs, er gemahnt an die Tyrannis der Deutlichkeit, indem er den Verkauf jedes Beinkleides von den Vorübergehenden controliren lässt; er ist endlich auch deshalb überaus bezeichnend für unsere Zeit, weil uns bei den hochragenden Gebäuden alles Andere eher in die Augen springt als die Hauptsache, der Eingang, welcher meist unauffindbar ist. Wie zum Hohn nennen sich diejenigen Handwerker Portaltischler, welche es sich angelegen sein lassen, das Portal des modernen Hauses durch überladene, für Aufschriften, Anempfehlungen, riesige Schildertafeln etc. bestimmte Holzverkleidung fast unsichtbar zu machen. *Porta a non portando*, würde ein Römer beim Anblick unserer modernen Portale ausrufen.

Wir sind am Ende unseres kleinen Streifzuges durch die moderne Kunst. Es war nur ein flüchtiges Durcheilen möglich, denn eine „Flugschrift" will mit Material nicht zu sehr belastet sein. Unsere Zeit hat auch dieser Schrift vielleicht mehr „Deutlichkeit" eingeimpft als dem Leser, der zu unseren Grundsätzen hält, lieb sein dürfte. Wollten wir noch deutlicher sein, so müssten wir vergan-

gene Epochen, welche durch ihre Deutlichkeit der unseren nahe kommen, zum Vergleiche heranziehen. Es sind nicht gerade die erquicklichsten, zumal wenn man bedenkt, dass wir die übertriebene Deutlichkeit der früheren Zeiten gewöhnlich Schwulst zu nennen lieben. Lesen wir also von den „fruchtbringenden Gesellschaften" des 17. Jahrhunderts, so denken wir sicher an unsere sprachreinigenden Vereine, welche sich doch auch „der neuen deutschen Zierlichkeit und Lieblichkeit unserer alten deutschen Heldensprache" befleissen wollen, und der famose Erlass des Berliner Intendanten bezüglich des Buchstaben *g* ist nicht mehr, als eine unbewusste Parodie auf das Treiben der alten verpönten, sprachreinigenden Gesellschaften. Erinnern wir uns der Beurtheilungen, welche ein Martin Opitz in der Literaturgeschichte erfahren hat, so müssen wir gestehen, dass nicht wenige Opitze mit ihren erheuchelten Gefühlen und geschraubten Gedanken heute die Literatur beherrschen. Christian Weise, der in „nothwendigen Gedanken an die grünende Jugend" die jungen Poeten zum fleissigen Abschreiben von Versen ermahnte, die deutsche Poesie als Lehrgegenstand in den Gymnasien einführte und wirklich eine Anzahl Poeten aufzupäppeln trachtete, er könnte, ohne besonders aufzufallen, ganz gut in unserer Zeit leben, da die Väter Stundengeld mit einiger Beharrlichkeit leicht in Componisten oder dergleichen Künstler umzusetzen wähnen.

Es gibt genug Quietisten, welche in jeder Kunst, die in ihrer Zeit wurzelt und die Ideen ihrer Zeit zum Ausdruck bringt, volle ästhetische Beruhigung finden. Als ob irgend eine Kunst möglich wäre, welche etwa nicht aus dem Boden ihrer Zeit die Säfte zöge. Aber auf die Beschaffenheit des Bodens kommt es eben an, ob er starke oder schwache Säfte entsendet und wie weit sich die Kunst über den Boden erhebt.

Es ist wahr, man kann die Zeit nicht rückwärts drehen wie die Zeiger einer Uhr; wir können unserer Zeit keinen anderen Boden schaffen. Aber diesen Boden, welchen die Sonne der Wissenschaft völlig ausgetrocknet und verhärtet

hat, sollen wir nach Kräften zu verbessern trachten. Die Kunst braucht ein lockeres Erdreich. Kunstideen zwängen sich nicht mit den Würmchen um die Wette durch schmale Spalten. Sie senken sich wie befruchtender Regen nur in vorbereitete, empfänglich gemachte Erde. Also Platz, ein wenig Platz, ihre Herren, die ihr in der Sonnengluth der exacten Wissenschaft im Schweisse eueres Angesichtes mit Tellerbrillen die Hälmchen und Gräslein, die Blättchen und Körnlein untersuchet und bestimmet und das ganze Terrain für euch in Anspruch nehmt. Gönnet uns nur ein kleines Fleckchen Erde; wir wollen es auflockern, durchackern — Humanismus heisst unser Pflug — wir wollen wieder grüne Bäume pflanzen. Der künftige „Schatten kühler Denkungsart" wird auch euch gut thun, sofern ihr Philosophen — doch nein, wir vergessen, ihr spottet ja der Philosophie, weil sie euerem Forschen ein Ziel setzt, weil sie wie die künstlerische Phantasie göttlicher Begeisterung und Ruhe bedarf und bei der Arbeit nicht schwitzt; weil der Philosoph niemals gleich dem „exacten" Herrn Carl Vogt sich rühmen wird, dass er sein Ideal auf dem Gymnasium nicht in den Werken der Classiker, sondern im Füttern von Raupen und Fangen von Schmetterlingen gefunden habe.

Raupenfutter findet auch der reife Mann, will er es suchen; aber Begeisterung für die höchsten Ideale ist unwiederbringlich verloren, wenn sie der Jugend geraubt wird. Stemmen wir uns demnach mit aller Macht gegen die Einschränkung humanistischer Studien. Wenn unserer Jugend noch ein Funken Idealismus, noch eine Spur reiner und wahrer Empfindung in den Wirbelstürmen unserer Zeit gewahrt bleiben kann, so ist es durch Studium der Alten. Unsere Jugend, welcher täglich mit cynischer Behaglichkeit in dem „Localbericht" der Blätter Bilder elendester Verworfenheit vorgehalten werden, welcher unter unseren Volksführern wahre Caricaturen entgegentreten, welche in einer Kunst voller Absichtlichkeit, Pointen und Tendenzen, in einem Leben voller zersetzender, materialistischer, moral-

fremder Grundsätze steckt — sie kann nur durch den Blick in die Vergangenheit wieder zu idealen Vorstellungen gelangen.

Was immer gegen frühere Lebens- und Kunstepochen eingewendet werden möge: sie bieten doch ein ruhiges, abgeschlossenes und abgeklärtes Bild, welches unser Wollen und Fühlen nicht hetzt, sondern stärkt. Mag es früher auch nicht besser gewesen sein als heute, so bewahrten die Alten uns wenigstens gute Bilder ihrer Zeit. Das Schlechte, Gemeine liessen sie im Sumpfe stecken, während es jetzt mit ostentativer, ekelerregender Deutlichkeit sogar zur künstlerischen Anschauung gebracht wird.

Der Humanismus war nie ein Feind der Wissenschaft, und die erhaltenen Reste alter Kunst werden die moderne Kunstgeschäftigkeit nicht lähmen. Wer es gelernt hat, sich in ein altes Gedicht oder Gemälde, in altclassische Musik einzuleben, wird mit der Auffassung eines modernen Kunstwerkes im Moment fertig — wozu wären überdies die „Vorbemerkungen" und „Vorreden", Programme und Erläuterungen da? Dort wird der Phantasie Spielraum gelassen, sie fühlt sich fortwährend von neuem angeregt, tiefer zu dringen und kommt fast nie an ein trockenes Ende — hier aber werden die Intentionen des Künstlers sofort so deutlich an die Oberfläche getrieben, dass die Phantasiethätigkeit erst gar nicht einzutreten braucht. So steht unsere Phantasie in Gefahr zu verkümmern. Zum Glück verschwendet aber die Kunst ebensowenig nutzlos ihre Producte wie die Natur. Die organische Entwickelung fordert es, dass ein Kunstzweig nicht nur einmal blühe, sondern neue Keime aussende, die zur rechten Zeit in den Boden fallen und unter günstigen Bedingungen wieder emporstreben. Die Zeit ist da. Ein Auffrischen überkünstelter, unnatürlicher Zustände durch alte, edle, einfache Formen, ein Ablenken von gemachten Empfindungen und verlogenen Gefühlen, ein Wiederaufleben freier Phantasie kann von der Beschäftigung mit alter naiver Kunst, mit den alten Classikern erhofft werden. Diese Hoffnung

hat nie getrügt, sie muss sich auch in unserer überreizten Kunstepoche erfüllen.

Leicht ist es fürwahr, „mit seinem Jahrhundert zu leben". Weit schwerer dünkt es uns, in dem schwanken Treiben der Zeitgenossen einen sicheren Standpunkt zu gewinnen. Mag es uns auch nicht vergönnt sein, den richtigen zu finden, so stählt doch dieses Streben unsere Kraft. Wir bedürfen aber ein mächtiges Zuströmen derselben; denn unsere Zeit, welche beständig auf ihre Stärke hinweist, ist eben deshalb schwach. Sie möchte sich fortwährend hoch leben lassen und schwingt eine Krücke. Diese Krücke aber, so glauben wir gezeigt zu haben, heisst Deutlichkeit.

WIEN, April 1887.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

XV.

DIE CORRUPTION IM KLEINEN.

In einer Zeit, wo die Jagd auf das Capital (und auch wieder nach dem Capital) auf der Tagesordnung steht, wo Schlagworte, wie „Aussaugung durch die Finanzwelt", „Ausbeutung, Bewucherung durch das grosse Capital" etc. durch die Lüfte schwirren, wo Verlästerung, Verleumdung und Verhetzung wahre Orgien feiern und mit dem Bestreben, die Plutokratie zu stürzen, zugleich die Rohheit und Verwilderung fördern, wo an allen Ecken und Enden gegen die Corruption durch die Grossen und im Grossen, gewiss nicht ohne Berechtigung, gepredigt und geeifert wird, ist es wohl auch an der Zeit, auf eine Art der Corruption aufmerksam zu machen, welche nicht minder verderblich in ihren Folgen als die capitalistische Corruption, von Vielen kaum beachtet oder gänzlich ignorirt, mitten unter uns ihr Wesen treibt, die geduldet, ja zum Theil gepflegt, gehätschelt und künstlich gezüchtet wird. —

In einem wirklich gesunden Volksleben stehen Recht und Moral in vollkommener Harmonie. Was das Gesetz verbietet, gestattet auch nicht die Moral. Was der Staat erzwingen kann, das erfüllt freiwillig das Pflichtbewusstsein. Diese Harmonie wird jedoch gestört, wenn eine laxe oder verderbte Moral das bestehende oder sich bildende Recht beeinflusst. Unter dieser Einwirkung beginnt ein Zersetzungs-

process im Recht. Das Rechtsbewusstsein wird durch die gelockerte Moral im Wege der Gewohnheit und verbreiteten Uebung erschüttert, das bestehende Recht wird in gewissen Beziehungen thatsächlich ausser Uebung gesetzt oder in seiner Entwickelung gehemmt. Es bildet sich neben dem bestehenden Recht oder gegen dasselbe eine Uebung, ein Usus aus, der für gewisse Lebensbeziehungen in einem grösseren oder geringeren Kreise der Bevölkerung das Rechtsbewusstsein langsam ertödtet, indem er die Unterscheidung von Recht und Unrecht verwischt und das Gewissen erweitert. Diese usuellen Gewissenserweiterungen gegenüber dem Rechte, speciell dem Vermögensrechte, bilden das, was wir die Corruption im Kleinen nennen.

Ein Blick auf unsere Zeit zeigt, welch ausgedehntes Terrain das weite Gewissen auf dem Rechtsgebiet erobert hat. Aus der Legion von Beispielen seien einige hervorgehoben.

Ein Bruchtheil der Bevölkerung interpretirt die Delicte des Diebstahls, der Veruntreuung, des Betruges in der denkbar weitesten Weise. Den Reichen von seinem Ueberflusse zu befreien, mit ihm gemeinschaftlich auf seine Kosten, ohne sein Wissen zu leben oder Andere leben zu lassen, darin erblickt ein weites Gewissen keine Rechtsverletzung. Man frage einmal unsere Hausmeister, ob unter einem Dutzend Einer es für einen Diebstahl ansieht, wenn er bei passender Gelegenheit aus dem Keller der Miethparteien, ohne diese zu befragen, seinen Holz- und Kohlenvorrath ergänzt. Er würde eine derartige juristische Qualification seiner Handlungsweise als Ehrenbeleidigung auffassen.

Nicht minder entrüstet würde die überwiegende Mehrheit unserer Köchinnen sein, wenn Jemand das Institut der „Marktkreuzer", auch „Körbelgeld" genannt, als Betrug bezeichnen würde. „Ist es nicht mein Verdienst," docirte einmal eine der culinarischen Vertreterinnen einer höchst praktischen Philosophie, „wenn ich billiger und besser einzukaufen verstehe, als eine Andere? Muss ich nicht eine Gefahrprämie gegen das

Vergessen beim „Aufschreiben" haben? So einen kleinen „Nebenverdienst" ausschlagen, das könnte Eine nur aus Ueberspanntheit thun."

Sollte übrigens eine Köchin am Ende rigoroser sein, als viele sonst ganz ehrenhafte Angestellte und Bedienstete in Geschäftshäusern und Comptoirs, denen man vielleicht ruhig Tausende von Gulden anvertrauen könnte, die sich aber kein Gewissen daraus machen, gelegentlich kleine Bedürfnisse ihrer Person oder Familie aus dem Waarenvorrathe des Chefs zu decken, sein Schreibmaterial für ihre und der Familie Correspondenz zu verwenden, mit seinen Briefmarken ihre Briefe zu frankiren etc.

Dies mag unter Umständen allerdings mehr aus Bequemlichkeit geschehen, als um des Vortheils willen. Dann mag ja der Chef — vielleicht aus seiner eigenen Praxis noch — vermuthen, dass auch bei ihm ein solcher Usus besteht. Aber dass man derlei Dinge unter Collegen ganz offen erzählt, sogar lachend derselben sich rühmt, das zeigt, wie sehr Gewohnheit und verbreitete Uebung das Rechtsbewusstsein zu alteriren vermögen. Wer wird solche Lappalien genau nehmen? Ob die Geschäftsspesen ein paar Gulden mehr oder weniger im Jahre ausmachen, das kann doch keinen Unterschied ergeben? Und nun das Hauptargument: Kann der Chef, selbst wenn er diesen Usus merkt, etwas dagegen haben? Nimmt er es etwa den Committenten und Kunden gegenüber so genau.

Die Antwort hierauf ist allerdings, dass unter den Kaufleuten und Gewerbetreibenden die usuellen Gewissenserweiterungen wohl am meisten Terrain erobert haben. Wir brauchen wohl nicht erst zu versichern, dass uns, indem wir diese Antwort geben, nichts ferner liegt, als eine Beleidigung dieser geachteten, nützlichen, ja unentbehrlichen Stände. Aber an keinen Stand treten eben Versuchungen ökonomischer Natur mehr heran als an diese. Den Massstab des bürgerlichen Verkehrs im geschäftlichen Leben anzuwenden, kann man kaum vom Kaufmanne verlangen. Reclame und An-

preisung seiner Waare ist für ihn Nothwendigkeit, List und Verschlagenheit eine Tugend, absolute Wahrheitsliebe fast eine Dummheit und Bescheidenheit in seinen Forderungen eine Eigenschaft, die ihn concurrenzunfähig macht.

Dies ist auch allgemein bekannt und es fällt Niemanden ein, vom Kaufmanne im geschäftlichen Verkehre die Beobachtung der Fibelmoral zu verlangen. Allein wer ein wenig in die Mysterien des internen kaufmännischen Verkehrs eingeweiht ist, wird zugeben, dass in jeder Branche bei einem Bruchtheile ihrer Vertreter gewisse Praktiken üblich sind, die im Grunde nur durch Gewohnheit sanctionirte Gesetzesverletzungen sind. Es kann nicht Aufgabe dieser Broschüre sein, diese im Einzelnen aufzuzählen. Es könnte dies ein lehrreiches, für die betreffenden Kreise sehr interessantes Buch geben. Sein Titel würde etwa lauten: „Ueber das Schinden, Breitschlagen, Schneiden, Reissen, Zwicken, Ueber's Ohr hauen, Drücken, Pressen, Prellen, Anschmieren, Einseifen, Leimen, Absieden und andere Arten der wirthschaftlichen Tortur" und es müsste für alle Branchen die bezüglichen Usancen bei der Erzeugung, dem Ein- und Verkauf, der Commission, Agentur und Kundenwerbung enthalten. Der Titel allein zeigt die Reichhaltigkeit des Buches. Seine Lectüre wäre für alle Staatsanwälte obligatorisch.

Die Gründe, durch welche man dieses unreelle Vorgehen zu rechtfertigen versucht, sind ähnliche wie die, welche oben die Köchin für sich anführte. Warum soll der Commissionär sich mit der bedungenen Provision begnügen müssen? Ist es nicht sein Verdienst, dass er billiger einzukaufen, theurer zu verkaufen verstand als seine Collegen? Hätte ich, sagt der Börseagent, nicht ebensogut die Actien eine Minute früher oder später für den Auftraggeber nehmen oder geben können, als ich es gethan? Und wo bleibt meine Gefahrprämie? Ist diese — allerdings geheime und eigenmächtige — Entlohnung der persönlichen Geschicklichkeit zum Schaden eines Anderen ein Betrug? Was ist da Schlimmes dabei, meint gar mancher Banquier, wenn ich

meinem Committenten Bemühungen und Auslagen anrechne, die ich nicht gehabt habe, die ich aber — überflüssigerweise — hätte machen können.

Muss ein Trödler, wenn ihm Waaren zum Verkaufe angeboten werden, deren Herkunft wie ein Criminalrichter erforschen, können ihm nicht Verdachtsmomente sehr leicht entgehen, wenn er sie eben nicht finden will?

Und welche Maximen herrschen unter manchen Handeltreibenden in Bezug auf die Crida? Man eröffnet ein Geschäft, geht's gut, ist es recht. Wenn nicht, so schmeisst man um. Vetter Hinz und die Frau Gemahlin haben bei Zeiten Forderungen gegen den Cridatar erworben, ist man vorsichtig, so legt man rechtzeitig etwas auf die Seite, natürlich dorthin, wo man es nicht leicht findet, und der Vetter Kunz schliesst einen brillanten Ausgleich zu 10 oder 20 Procent. Die Gläubiger — manche unter ihnen denken: „heute dir morgen mir" — sind zu Tod froh. Und in der Bereitung solch allseitiger, reiner, unschuldiger Freude soll eine strafbare Handlung, am Ende gar ein Betrug liegen? Das Gesetz steht hier offenbar noch auf einem veralteten Standpunkte, welcher die modernen Verkehrsverhältnisse nicht genügend würdigt, das kaufmännische Leben nicht versteht.

Leidet der Ruhm des Schriftstellers N. darunter, verantwortete sich ein Verleger, wenn ich für meine Rechnung 100 Exemplare über die vereinbarte Auflagezahl drucke?

Was schadet es dem Kunden, docirt der Fleischhauer Wurzel, wenn er statt 1 Kilo nur 95 Deka bekommt? Für ihn macht der Unterschied nichts aus, mich aber macht er reich. Und ob eine Semmel etwas grösser oder kleiner ist, das hat doch keine Bedeutung. Satt essen kann man sich an einer Semmel nicht. Sind die „Borten" und der „Hansel" beim Bier nicht eine prächtige Erfindung? Ist es nicht glücklich von der Natur eingerichtet, dass Holz und Kohlen im nassen Zustande mehr wiegen als im trockenen? Was liegt daran, wenn schon etwas ranzige Butter oder altes Fleisch für frische Waare,

Kunstwein statt Naturwein, Wasser im Wein, Gyps im Mehl verkauft wird, wenn die bessere Qualität einer Waare mit schlechterer versetzt und als bessere verschleisst wird, wenn — doch wer vermöchte es, alle oft sorgfältig gehüteten Geheimnisse einer raffinirten Getränke- und Esswaarenchemie zu erschöpfen? In solchen Dingen soll auch Corruption stecken? Muss man denn nicht seine Steuern zahlen? Wovon soll man denn leben? Und wie treiben's denn die Anderen?

Wir fürchten durch allzugrosse Häufung von Beispielen aus dem geschäftlichen Leben, unsere Leser zu ermüden. Ein Jeder von ihnen könnte aus seiner Erfahrung unsere Sammlung bereichern.

Man thäte übrigens den Kaufleuten und Gewerbetreibenden Unrecht, wenn man behaupten würde, dass blos bei ihnen die Corruption im Kleinen vorkäme. Fast kein Beruf und keine Classe, in welcher nicht in grösserem oder geringerem Masse dieser Fäulnisspilz Eingang gefunden hätte.

Man sollte glauben, dass der Anwalt, der ja das Recht kennt und handhabt, im eigenen Wirkungskreise dasselbe strengstens beobachtet. Aber doch finden sich hie und da Advocaten, bei denen der „expensarische" Standpunkt nicht immer der exemplarische ist und welche ihr uncontrolirtes Vorgehen, als im Interesse der Clienten gelegen, durch die scharfsinnigsten Sophismen — vor sich selbst — zu rechtfertigen vermeinen.

Es gibt Aerzte, welche den Fehltritt einer Frau durch ein Verbrechen zu sühnen wissen, welche unter Uebertreibung der Gefahr, in welcher der Patient schwebt, ihre Besuche vervielfachen und aus dem gefälschten Beweise ihrer Heilungskunst klingenden Dank zu ziehen wissen, oder im Falle einer körperlichen Untersuchung bei Abgabe ihres ausschlaggebenden Gutachtens mit dem Scharfsinne des Eigennutzes nicht existirende Gebrechen entdecken und sie Andere entdecken machen.

Es gibt Beamte, die durch die Macht der Gewohnheit verlernen, in der Annahme eines Geschenkes in Amtssachen

ein Delict zu erblicken, die den Parteien gegenüber in einer Weise vorgehen, welche diese zum Geschenke, zur Bestechung zwingt.

Es gibt öffentliche Lehrer, welche sich nicht scheuen, die Beurtheilung ihrer Schüler durch pecuniäre, statt durch sachliche Gründe beeinflussen zu lassen, und deren vernichtende Strenge sich nur durch den erstrebten Privatunterricht des Zöglings mildert.

Es gibt Schriftsteller, Gelehrte, Redacteure und Journalisten, welche gewerbsmässig ihre Meinung wie eine Waare, auch zu sträflichen Zwecken verkaufen.

Es gibt Künstler aller Art, welche ohne zu erröthen, um Lohn oder ihres Vortheils willen ihre Kunst missbrauchen, die öffentliche Sittlichkeit und die private Ehre verletzen.

Und so könnten wir die Beispiele weiter verfolgen bis in jenes Gebiet, wo diese Corruptionshügel, allmählich ansteigend, in das goldene Hochgebirge der grossen Corruption übergehen.

Eine eigenthümliche Species der usuellen Gewissens-erweiterungen hat das gesellschaftliche Leben geschaffen. Das Bezeichnende an ihnen ist die Sanction, welche ihnen die Gesellschaft gegeben hat, die sie hierdurch ihres rechtswidrigen Charakters fast entkleidet hat. Wenn die erste Kategorie der usuellen Gewissenserweiterungen sich zumeist sorgsam umhüllt und einspinnt und das Licht des Tages scheut, so geht diese letztere am hellen Tage bloss. Aus Schamgefühl hängt ihr jedoch die Gesellschaft öfters ein Mäntelchen um, das die ärgsten Blössen deckt, und nennt das Kind Vergesslichkeit, Scherz, Laune, Bizarrerie, Manie, schlimmstenfalls Schmutzerei.

Thatsächlich sind die kleinen Dinge, von denen im Folgenden die Rede sein soll, oft nichts Schlimmeres, sehr häufig aber, häufiger als man glaubt, spricht sich in diesen kleinen Zügen — aus solchen beurtheilt der Beobachter am besten den Menschen — geschwächtes Rechtsgefühl oder völliger Mangel desselben aus.

Eine der auffallendsten Erscheinungen dieser Species, die man häufig zu beobachten Gelegenheit hat, ist die, dass unter gewissen Verhältnissen gewisse Gegenstände gänzlich den Charakter ökonomischer Güter zu verlieren scheinen. Am auffallendsten ist diese Art der Güterentwerthung bei Cigarren, Büchern, Musikalien u. dgl. Wie viele sonst ehrliche Diener gibt es, die ihrem Herrn keinen Kreuzer entwenden würden, aber dessen Cigarren, ohne erst zu fragen, mitrauchen, das sehen sie für keinen Diebstahl an.

Wenn wir einem unserer guten Freunde ein Buch, insbesondere ein kostbares oder seltenes Werk leihen, so thun wir dies gewiss in der Voraussetzung, dass jener es uns wieder zurückgeben wird. Sehr häufig entlehnt jedoch unser Freund das Buch in der entgegengesetzten Absicht. Er betrachtet die Entlehnung als eine abgeleitete Art der Eigenthumserwerbung. Es gibt Leute, welche auf solche Art ihre Bibliothek wesentlich bereichert haben. Man weiss doch, dass sie für den Werth eines Buches gut sind, und ihr Vorgehen mit Veruntreuung oder Betrug zu bezeichnen, dies hindert der gesellschaftliche Tact. Charakteristisch für die Verwirrung der Rechtsbegriffe dieser Personen ist es, dass sie ein Geschenk gewiss nie unerwidert lassen würden. Das wäre eine „Schmutzerei", aber eine Sache, die ihnen gefällt, dem Eigenthümer vorzuenthalten, dabei finden sie nichts Schlimmes. Bei ihnen gilt das umgekehrte Sprichwort: „Schenken, schenken, wiedergeben; leihen, leihen, nimmer geben".

Am häufigsten lässt sich der erwähnte Process der Güterentwerthung bei Gegenständen von kleinstem Werthe beobachten, welche in öffentlichen Localitäten der „Discretion" überlassen sind. Das Wort „Discretion" erfährt hier die uneingeschränkteste Auslegung. Die im Gast- oder Kaffeehause aufgestellten Zeitungen, Zündhölzer, Zahnstocher sollen jedem Gaste zum individuellen, mässigen, gelegentlichen Gebrauche dienen. Dieser Gebrauch wird füglich dem Gaste nicht geradezu geschenkt, indem die erwähnten Dinge als Theil der Regiespesen in die Speise- und Getränkepreise ein-

gerechnet werden. Aber wie häufig kann man beobachten, dass sonst ganz rechtschaffene Leute, gewissenhafte Beamte, zumal wenn sie Stammgäste sind, aus der „Discretionsbüchse" des Gastlocales ihren Zündholzbehälter füllen, ruhig ohne zu fragen, Zeitungstheile herausschneiden, ganze Zeitungen mit sich schleppen. Beispiel und Gewohnheit üben hier diese befremdliche Wirkung, doch auch der Reiz zum Sündigen, und sei es auch nur im Kleinen, wirkt hier mit.*)

Diese Combination scheint auch in anderen verwandten Fällen eine grosse Rolle zu spielen. Bekanntlich sind „Irrthümer" der Kellner — zu ihrem Vortheile — keine Seltenheit. Als Gegenstück hat hier die Natur, die überall einen Ausgleich zu finden weiss, die „Vergesslichkeit" mancher Gäste geschaffen. Es bereitet Vielen ein inniges Vergnügen, eine Cigarre, ein Stück Brot, ein Glas Bier weniger beim Zahlen der Zeche anzugeben; diese Erscheinung findet sich mitunter bei Gästen, die recht splendid mit dem Trinkgeld umgehen. Für Andere, zumeist Frauen — wir bedauern, so ungalant sein zu müssen — haben wieder kleine Betrügereien einen eigenen Zauber; wenn der Händler beim Verkauf der Waare, ohne es zu merken, ihnen mehr zuzählt, -misst oder -wägt, als sie verlangen und bezahlen, wenn er beim Wechseln des Geldes ihnen mehr herausgibt, als ihnen zukommt, dieses Mehr bereitet ihnen eine aufrichtige Freude. Von den Fällen, in denen reiche Damen und Herren beim Einkaufen kleine Gegenstände direct stehlen, gewohnheitsmässig stehlen, soll hier nicht die Rede sein, sie gehören bereits in das Gebiet der Pathologie, der moral insanity, der moralischen Unzurechnungsfähigkeit.

Die grösste Verbreitung auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Corruption im Kleinen haben die kleinen Betrügereien beim Spiel, insbesondere beim Kartenspiele. Gewinnsucht, mehr vielleicht noch das Bestreben zu siegen, erklären diese Erscheinung. Einen guten Freund im Spiele

*) (In paranthesi sei bemerkt, dass kürzlich in Deutschland eine derartige widerrechtliche Besitzaneignung von Zündhölzern als Diebstahl bestraft wurde.)

„betrügen", „bemokeln," „betakeln," „beschummeln" — der Wortreichthum deutet schon auf die Verbreitung — in seine Karten sehen, das eigene Versehen verstecken, ja selbst das Glück direct corrigiren, mit einem Worte, falsch spielen, kommt ungemein häufig vor, und nicht immer blos geschieht es im Scherz. Der gesellschaftliche Tact verbietet allerdings dergleichen zu bemerken.

Der gesellschaftliche Tact, dann Furcht vor dem Scandal, Denkfaulheit und Bequemlichkeitsliebe sind der günstigste Nährboden für die gesellschaftliche kleine Corruption — nebenbei bemerkt — keineswegs blos in ökonomischer Beziehung.

Sie ermöglichen es, gewandten Schmarotzern eiu flottes Leben zu führen. Bei den guten Freunden und Bekannten kleinere, wenn möglich auch grössere Darlehen „zur Ordnung einer dringlichen Angelegenheit auf ein paar Tage" aufnehmen, wenn man „momentan" in Verlegenheit ist, darin liegt nichts Unanständiges. Und wenn man selbst von vornherein weder die Möglichkeit noch die Lust hatte, diese Schulden zurückzuzahlen, so bleibt man doch ein Ehrenmann. Von Crida oder Betrug kann allerdings in vielen derartigen Fällen nicht gesprochen werden, indem der „Angepumpte" von den Intentionen des „Gewohnheitspumpers" zumeist durchdrungen ist.

Nahe verwandt mit der eben erwähnten Species der usuellen Gewissenserweiterungen ist eine andere, deren Entstehung und Verbreitung zum Theil historisch zu erklären ist.

Unsere Alpenbewohner sind wohl der redlichste Menschenschlag, den man sich denken kann. In ihren Dörfern hat der Fremde es kaum nöthig, seine Habe zu versperren und ruhig kann man bei offenen Thüren schlafen. Aber Wild auf fremdem Grund und Boden erlegen und als Beute mit nach Hause bringen, das verbietet dem bravsten Burschen nicht das Gewissen, davon hält ihn nicht der Richter, noch der Pfarrer zurück. Das mittelalterliche Jagdregal hat er niemals anerkannt und Wild im Walde dünkt ihm herrenloses Gut. Auch fremde Büchsen und Kähne sollen

in manchen Gegenden für viele sonst brave Bauernburchen eine gewaltige Anziehungskraft haben, der sie nicht widerstehen können. Eine Occupation derselben scheint ihnen kein Diebstahl. Hiefür wissen wir allerdings keine historische Erklärung. Auch dafür nicht, wenn Bauern, wie dies so häufig geschieht, ein Stück vom Nachbargrunde an den ihrigen anackern, oder wenn sie ihr Vieh unbefugt auf fremder Weide grasen lassen, u. dgl. mehr.

Das Bild der kleinen Corruption, das wir bis jetzt entrollt, so wahr es ist — reihten wir doch nur, aus tausenden von Fällen des Lebens eine kleine Zahl bekannter Thatsachen und Erscheinungen aneinander — es ist leider bei weitem kein vollständiges. Wir zeigten bis nun, wie verderbte Moral bestehendes Recht, festes Rechtsgut parasitenartig befällt und es partiell in unsittliches Gewohnheitsrecht umbildet. Allein dieser Parasit macht vor dem gewordenen Recht, dem Gesetze nicht Halt; er hemmt auch die Ausgestaltung des Rechtsorganismus, indem er eng sich anschmiegend an das Gerüste des Gesetzes, seine Lücken erfüllt, sein Wachsthum, seine Entwickelung hemmt. Gleicht das unsittliche Gewohnheitsrecht im entwickelten Sinne dem Wurme, der die Wurzeln des Baumes zernagt und ihn ersterben macht, so ist der Schwindel das Insect, das den jungen Keim bedroht.

Der Schwindel, wohl so alt wie Handel und Wandel unter den Menschen, hat in unserer Zeit eine ungeheure Entwickelung gefunden. Kein Gebiet des menschlichen Lebens, das nicht seinen speciellen Schwindel, seinen Schwindelpilz besitzt.

Das Wort „Schwindel" dient im gemeinen Verkehre zum Ausdrucke einer mehr minder lebhaften Missbilligung der verschiedenartigsten Handlungen. Es klingt bald scherzhaft, bald tadelnd, bald verächtlich. Es bezeichnet jetzt einen losen Streich, dann eine Schmutzerei, dann wiederum etwas moralisch Verwerfliches und gesetzlich doch nicht Strafbares. Von dem Schuljungen, der seine Lection nicht kennt und doch

die Prüfung besteht, der geschickt abzuschreiben oder die Leistungen Anderer zu benutzen versteht, heisst es, er schwindelt sich durch. Der Exploiteur auf geistigem Gebiete, der Speculant in Philosophie oder Actien, der Reclameheld, derjenige, der es versteht, seine ihm eigenen oder nicht eigenen Vorzüge ins gehörige Licht zu setzen oder aus seinen Fehlern Vorzüge zu machen, der Schlaukopf, der sich geschickt aus einer bedenklichen Situation herauszuwinden, ein Wort geschickt anzuwenden oder zu deuten weiss, der Faiseur oder Charlatan, der Ritter des Humbug, der den Leuten Sand in die Augen streut — sie alle empfangen dasselbe schmeichelhafte Prädicat.

Wir kennen einen Schwindel mit Gefühlsäusserungen, mit Schmerz und Freude, mit Verheissungen, Versprechungen und Betheuerungen, mit Thränen und Schwüren; der Verführer schwindelt und es schwindelt die Coquette. Es gibt einen Schwindel mit eleganten Manieren, mit Würden und Stellung, mit Schönheit und Sittsamkeit, Prunksucht und Einfachheit, Geist und Einfalt, Grossmuth und Entsagung, Milde und Härte, kurz mit allen Tugenden und Lastern. Vom Routinier auf irgend einem Gebiete, vom Künstler, vom Schriftsteller, vom Advocaten, vom Staatsmann und Redner, vom Pfarrer und Komödianten, die ihren Truc geschickt anzubringen wissen, heisst es scherzhaft, sie verstehen den Schwindel. Der Schmeichler, der Heuchler, der Lügner und Zweizüngler, der Scheinheilige und Kriecher, sie alle trifft verächtlich das Wort Schwindel. So kehrt in tausendfacher Verkleidung dieses Wort wieder, und doch bleibt trotz seiner scheinbar proteusartigen Natur der Begriff im Grunde doch derselbe. Alles, was die Sinne blendet und verwirrt, was aussen gleissend, glitzernd, schillernd, innen hohl und leer ist, seine Schwäche als Kraft hinstellt, Erborgtes für Eigen, Unechtes für Echtes, gefälschte Münze für baar, mit einem Worte, alles was dem Falschen den Schein des Wahren gibt, heisst Schwindel.

Aber noch in einem anderen Sinne wird dieser vieldeutige Begriff, und zwar am häufigsten gebraucht. Man

spricht von Gründungsschwindel, von Bank- und Börsenschwindel, wir haben Heirats- und Cautions-, Geheimmittel- und Militärbefreiungsschwindler. Der betrügerische Hochstapler, Wechselreiter, „Kratzer", Güterschlächter, alle heissen Schwindler. Hier erhält der Begriff Schwindel bereits eine festere Form, einen bestimmteren Inhalt, als in den früher erwähnten Fällen. Das Moment der Verletzung eines vermögensrechtlichen Interesses ist hinzugetreten. Während die oben erwähnten Fälle sich im Grunde nur als mehr oder minder erhebliche Abweichungen von anerkannten Moralprincipien darstellen, erscheint der Schwindel im letztgedachten Sinne als gesetzlich strafbares ökonomisches Unrecht, als Betrug.

Allein das Wort Schwindel in der zuletzt gedachten Bedeutung umfasst im vulgären Sinne nicht blos den Begriff des Betruges, es schliesst nicht blos strafbare, sondern auch strafwürdige, bisher jedoch vom Gesetze nicht geahndete Verletzungen verkehrsrechtlicher Interessen in sich; und indem das Volk, allerdings nur der Eingebung des Rechtsgefühles folgend, Betrug und Schwindel identificirt, stigmatisirt die rechtbildende Volksanschauung, dem Gesetze voraneilend, eine Reihe von strafgesetzlich noch nicht fassbaren Handlungen zum rechtswidrigen Verkehrsunrecht, zum Delict. Diese Identification von Schwindel und Betrug ist keineswegs juristisch-logisch, indem diese beiden Begriffe sich nicht unwesentlich unterscheiden, allein aus ihr spricht der gesunde Rechtssinn, das Gewissen des Volkes, sie bedeutet die moralische Verurtheilung einer Corruption, die eng sich klammernd an den Buchstaben des Gesetzes die feste Entwickelung des lebendigen Rechtes bedroht, sie ist der Ruf nach einer Sühnung der Verletzung noch ungeschriebenen Rechtes, nach Abhilfe durch die Gesetzgebung. —

Das charakteristischeste Merkmal unserer Zeit ist unstreitig die unter dem Einflusse des Wettbewerbes erfolgte gewaltige Steigerung des Verkehrslebens im weitesten Sinne. Diese Steigerung lässt sich nicht blos in quantitativer und

qualitativer Beziehung beobachten; der Verkehr hat vielmehr ganz neue Formen geschaffen, alte gänzlich umgestaltet, und rasch aus den sich drängenden Einzelerscheinungen unterscheidbare Verkehrsgebilde erzeugt. Solchen neuen Formen gegenüber findet sich Gesetzgebung und Rechtsprechung zunächst dadurch ab, dass sie, nach dem Gesetze eines auch auf geistigem Gebiete thätigen Beharrungsvermögens, die neuen Formen in die alten zu zwängen suchen. Dieser gewaltthätige Process hat aber zur Folge, dass zumeist nur ein Theil eines neu auftauchenden Rechtsinstitutes mühsam Raum in dem alten Rechtskörper findet, während der Rest, der keinen Platz finden konnte, ohne gesetzliche Hülle so lange schutzlos den Angriffen preisgegeben ist, bis die Legislative endlich dem ausgereiften neuen Verkehrsgebilde, in Erkenntnis seiner Wichtigkeit, eine selbstständige rechtliche Gewandung gibt.

Dieser Entwickelungsgang des Verkehrsrechts lässt sich in der Gesetzgebung über Handels- und Wechselrecht, Eisenbahnen, Telegraphen, Privilegien, Muster- und Markenschutz, Autorenrecht u. a. m. beobachten. Alle diese Specialrechte waren einstens zwangsweise adoptirte Kinder des allgemeinen bürgerlichen Rechtes, bis die Gesetzgebung sie emancipirte, ein eigenes Heim ihnen gründete. So lange sie geduldet im Elternhause lebten, hatten sie keinen oder nur dürftigen Schutz. So lange Eisenbahnen und Telegraphen nicht einem besonderen Gesetzesschutze unterstellt waren, konnte eine geflissentliche Beschädigung dieser Einrichtungen nicht die Strafsanction finden, welche die öffentliche Meinung als gebührlich ansah. Ohne Patentgesetz war die Erfindung schutzlos der Nachahmung preisgegeben. So lange die Production des Künstlers und Schriftstellers nicht Gegenstand einer speciellen Gesetzgebung war, galt das Plagiat zwar als Unrecht, aber es blieb ohne Sühnung, oder fand diese nur im unvollkommenen Masse. So sehr nun auch die moderne Gesetzgebung bestrebt sein mag, dem beschleunigten Tempo des Verkehrs zu folgen und dessen Anforderungen an die Legislative Rechnung zu tragen, so gelingt ihr dies nur in unvollkommenem Masse, und zwar einerseits, weil

in unserer raschlebigen Zeit das eben geregelte Verkehrsrecht in Folge der mächtigen Fortentwickelung der ihm zu Grunde liegenden Institute bald wieder reformbedürftig wird und andererseits, weil junge Verkehrsgebilde so unentschiedene, vage Formen zeigen, dass ihre Gliederung durch das Gesetz bedeutenden technischen Schwierigkeiten unterliegt. Dieses Stadium der Verkehrsentwickelung ist die günstigste Periode für den Schwindel. Er findet hier reichlich unoccupirtes herrenloses Gut zur Beute. Auf solchen Gründen ist die Jagd noch frei und sehr ergiebig für den gewissenlosen Glücksjäger.

Die unerlässlichste Nothwendigkeit bei einem stark gesteigerten und entwickelten Verkehr ist das Vertrauen, wie es wechselweise Angebot und Nachfrage in der weitesten Bedeutung einander schenken müssen, Credit und Discretion. Bei der Vervielfältigung und Verfeinerung der Bedürfnisse, bei den täglich neu auftauchenden und wechselnden Verkehrserscheinungen, bei der Fülle von Eindrücken, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen und dieselbe zersplittern, ist es dem Consumenten im weitesten Sinne des Wortes, schwer möglich ja unmöglich, alle ihm angebotenen Erzeugnisse mit Genauigkeit zu prüfen, alle Anpreisungen auf das richtige Mass zurückzuführen. Hierzu fehlt ihm die Musse und zum mindesten in einer oder der anderen Hinsicht die nöthige Sachkenntniss. Er ist gezwungen, Vieles auf Treu und Glauben hinzunehmen und so paradox es klingen mag, man kann kühn behaupten, dass unsere als skeptisch verschrieene Zeit im Verkehre mehr Vertrauen schenkt, ja schenken muss, als jede andere zuvor. Selbst der Misstrauischeste wird auf einem ihm etwas ferne liegenden Gebiete leicht irregeführt und getäuscht. Hierzu kommt aber noch ein weiteres Moment, die Reclame in Wort, Bild und Schrift, welche durch ihre Ausbildung zu einer Kunst, durch ihre Kühnheit, Beharrlichkeit und Gewandtheit, ihre Auf- und Eindringlichkeit, durch das fortwährende Getöse, mit dem sie unser Ohr erfüllt, auf die Legion der Leichtgläubigen, Eitlen, Denkfaulen, Neugierigen und Bequemen, vor Allem der Unerfahrenen und Unein-

geweihten, mit einem Worte — wie der Wiener classisch sagt — „der Wurzen" eine ungeheure, fast unwiderstehliche Gewalt, geradezu eine Suggestion ausübt, der zufolge das laut Angepriesene in weiten Kreisen von vornherein für vorzüglich gehalten wird. Umsomehr soll es nun Pflicht des Angebotes sein, dieser künstlich geschaffenen Beeinflussung der Meinung, diesem erzwungenen Vertrauen Rechnung zu tragen. Das Publicum ist auf die Discretion des Angebotes gewiesen.

Andererseits hat unsere Zeit eine Reihe von Einrichtungen geschaffen oder ausgebildet, welche ihrer Natur nach, sollen sie nicht durch und an Schwerfälligkeit leiden oder zu Grunde gehen, an die Ehrlichkeit und Wohlanständigkeit des Publicums, an die Discretion der Nachfrage appelliren müssen. In dem gegenseitigen Missbrauche dieser Discretion im wirthschaftlichen Verkehr durch Angebot und Nachfrage liegt das Hauptkriterium des Schwindels.

Wir wollen nun nach dem Vorausgeschickten nicht weiter durch akademische Erörterungen ermüden und unmittelbar auf die Hauptgattungen des wirthschaftlichen Schwindels näher eingehen; wir sind uns hierbei der Schwierigkeit wohl bewusst, welcher dieser in jeder Beziehung aalglatte Begriff einer Eintheilung entgegenstellt. Die Neuheit des Versuches mag seine Unvollkommenheit entschuldigen.

Man kann je nach dem Objecte einen Werth- und Waarenschwindel, einen Leistungsschwindel und endlich einen Verkehrsschwindel unterscheiden.

Der Werthschwindel (Agiotage) umfasst den Schwindel bei Gründungen von Banken, Bahnen und industriellen Unternehmungen, bei Emissionen von Actien, Renten und anderen Werthpapieren, bei Fusionen und Conversionen. Er ist das Prototyp des Schwindels. Wir kennen ihn viel zu genau, um ihn erst beschreiben zu müssen und führen ihn hier nur der Vollständigkeit wegen an — denn er ist fast aus. schliesslich die Domäne der grossen Corruption — dann aber auch aus dem Grunde, weil er ein trefflicher Beleg

dafür ist, wie ungenügend geschützte ökonomische Interessen das Gedeihen des Schwindels begünstigen. Das Fehlen eines entsprechenden Actiengesetzes, der Verantwortlichkeit der Gründer, dann die (frühere) Unklagbarkeit der Börsegeschäfte hatten mit ihren Theil an den vorkrachlichen Erscheinungen.

Als eine der relativ harmlosesten Spielarten des Werthschwindels erscheint der Ratenschwindel. Er ist ein, unter dem Einflusse der Börsen-Agiotage entstandener Auswuchs des an sich nicht verwerflichen, ja mitunter sehr nützlichen Ratengeschäftes. Sein gewöhnliches Object sind unverzinsliche kleinere Lose, deren Curs durch bekannte Mittel über ihren inneren Werth gehoben und die dann an das gutgläubige Publicum abgesetzt werden. Der Rat enschwindel kommt übrigens auch vor in der mit der eben behandelten verwandten Kategorie des

Waarenschwindels. Das Hauptgebiet dieser Kategorie ist die „Schund-" oder „G'schnas"waare, der „Pofel", der „auf den Glanz" hergerichtet wird. Seine Verbreitung und ganz behagliche Existenz gewinnt der Waarenschwindel dadurch, dass die Dummheit, wenn sie unter das polizeilich gestattete Mass fällt, gesetztlich nicht geschützt wird. Das bürgerliche Gesetz vermuthet nämlich, „dass Jeder, welcher den Verstandesgebrauch besitzt, eines solchen Grades des Fleisses und der Aufmerksamkeit fähig sei, welcher bei gewöhnlichen Fähigkeiten angewendet werden kann". Vorspiegelungen, welche im alltäglichen Verkehre vorkommen und als solche von Jedem leicht gewürdigt und erkannt werden können, vermögen daher nach dem Gesetze keinen Betrug zu veranlassen. Die Marge nun zwischen der gesetzlich vermutheten Grösse des Durchschnittsverstandes und dem polizeiwidrigen Intelligenzmangel bietet den sichersten Spielraum für den Waarenschwindel. Er tritt hier noch in der plumpsten Form auf und erzielt doch dauernd ganz überraschende Resultate durch einfache Mittel. So ist der 27- oder womöglich noch weniger Kreuzer-Bazar eine dieser einfach genialen Erfindungen. Sein Princip ist bekanntlich Massenerzeugung von Schleuder-

oder Ankauf von Ausschusswaare und Anziehung der Massen und Erdrückung der Concurrenz durch ausserordentliche Billigkeit.

Das bestehende Gesetz gewährt dagegen keine Handhabe. Wenn Jemand einen ganz neuen, soliden Winteranzug nebst Winterrock um 8 fl., eine echte Genfer Uhr mit Goldkette um 3 fl., einen Diamantring gar um 2 fl. kauft, der darf sich nach dem Gesetze nicht für betrogen halten. Er wurde zwar irregeführt, aber nicht in einer Weise, die man als listig bezeichnen kann. Und einen Schaden erleidet er, juristisch genommen, auch nicht. Denn was diese Waaren kosten, nun, das sind sie zumeist auch werth. Eine Vermögensminderung aber erleidet er indirect allerdings dadurch, dass er, durch die ausserordentliche Billigkeit angelockt, Dinge einkauft, die für ihn überflüssig sein mögen und überdies bald zu Grunde gehen müssen.

Der Waarenschwindel ist jedoch keineswegs an diese plumpen Formen gebunden. Je nach dem Stande und Geldbeutel des Publicums, auf dessen Dummheit er speculirt, weiss er sich entsprechend zu civilisiren. Eine höhere Stufe bildet der „Ausverkauf", sei es wegen „Räumung des Locales", „gänzlicher Umgestaltung des Geschäftes", oder „Auflösung" desselben, bei welchem die Waaren zu bedeutend herabgesetzten Preisen, oder weit unter dem Erzeugungspreise veräussert werden. Wir kennen ein Geschäft, welches mindestens drei Jahre in einemfort „ausverkaufte" und in allen Zeitungen und in buntfarbigen Wandmalereien den „Ausverkauf" verewigte. Selbstverständlich wurde rechtzeitig immer für Ergänzung des „Ausverkauften" gesorgt. Aber das Publicum „fiel" auf den Schwindel „herein"; besonders der weibliche Theil, dessen Wirthschaftlichkeit die Billigkeit über Alles liebt. Die „Occasion", der „Gelegenheitsverkauf"und der „Restenverkauf" der letzten Mode übt einen fascinirenden Reiz auf die Damenwelt. Wie sollte man auch dem widerstehen können, etwas zu besitzen, das „früher 50 fl. kostete, jetzt um 20 fl." zu haben ist?

Verwandt mit der „Occasion" sind die Verkäufe eines „herrschaftlichen" Mobilars wegen „plötzlichen Todesfalles", oder wegen „Uebersiedelung", oder der „gesammten Einrichtung des Fräuleins X.", einer bekannten Bühnengrösse.

In seiner Vollendung zeigt sich aber der Waarenschwindel in der „Auction" der Gemäldegallerie, der Waffen- oder Antiquitätensammlung des Grafen Dingsheim, — des genialen Künstlers ***. Aus dem 27-Kreuzer-Parvenü entpuppt sich da der Edelmann. Hier geht nicht mehr der Bauer, der Arbeiter, das Stubenmädchen, die Hausfrau auf den Leim, sondern der Aristokrat und der Banquier.

Wir begnügten uns im Vorstehenden, die wichtigsten Arten des Waarenschwindels zu geben, sie im Einzelnen zu verfolgen kann nicht die Aufgabe dieser Broschüre sein. Ihnen gemeinsam ist die Benachtheiligung des Publicums, welches zwar billige, doch zumeist unhaltbare oder unbrauchbare Waare erhält, und die Schädigung des soliden Geschäftsbetriebes, welcher der Minuendolicitation der Preise, ohne sich zu Grunde zu richten, nicht folgen kann. Sie stellen sich als deloyale Concurrenz, als unreeller, ungebührlicher Wettbetrieb dar und ihre energische strafrechtliche Ahndung als solcher dürfte sich vielleicht eben so wirksam erweisen als der Befähigungsnachweis.

Nahe verwandt mit dem Waarenschwindel ist der Leistungsschwindel. Wir verstehen unter dieser, mangels einer passenderen, gewählten Bezeichnung jene Kategorie des Schwindels, dessen Object Leistungen auf wirthschaftlichem, künstlerischem oder literarischem Gebiete sind. In dieser Richtung hat die Gewerbenovelle vom Jahre 1883 argen, schwindelhaften Missbräuchen abzuhelfen gesucht, indem sie in Ergänzung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen über die widerrechtliche Aneignung des Namens, der Firma, des Wappens, der Marke eines anderen Producenten und Gewerbetreibenden, dann über Auszeichnungen und Firmaführung im geschäftlichen Verkehre den vermögens-

rechtlichen Werth des Renommées, des guten oder doch des bekannten Namens neuerlich anerkannt hat.

Aber auch auf anderen Gebieten wäre die gesetzliche Anerkennung des Rechtes auf den Namen als eines vermögensrechtlichen Interesses zur Hintanhaltung von Missbräuchen wünschenswerth. Nehmen wir z. B. an, Karl Elis hätte unter seinem Namen oder unter dem Pseudonym „Wolfram Gebhardt" einen bedeutenden Ruf erlangt. Fiele es nun dem Schriftsteller Schmierer ein, unter dem Pseudonym „Karl Elis" oder „Wolfram Gebhardt" ein Werk zu publiciren, so müsste es sich der echte Elis oder Gebhardt, ausser im Falle eines Betruges, wohl oder übel gefallen lassen, nebst der directen oder indirecten pecuniären Schädigung auch eine Einbusse seines schriftstellerischen Credites zu erfahren. Oder es hätte der Roman Mayer's, „Werner in Egypten" einen kolossalen Erfolg gehabt. Wenn nun Schulze einen Roman „Werner in Arabien" herausgibt und sein Buch ganz so wie das Mayer'sche ausstattet, so darf dieser nicht mucksen. Die Marke, welche die unbedeutendste Waare deckt, ist vor Nachahmung geschützt. Der Titel eines literarischen Werkes oder Unternehmens muss dieses Schutzes entrathen. Dem Schwindel ist hier Thür und Thor geöffnet.

Als in Wien die Gallmayer und Geistinger auf dem Gipfel ihrer Beliebtheit standen, suchten zwei Volkssängerinnen von deren klangvollen Namen zu profitiren. Die Eine nannte sich Gnallmayer, die Andere dagegen Geistiger. Ein Wiener dürfte hier kaum aufgesessen sein. Einem „Fremden" konnte es aber leicht passiren, dass er in der Meinung die berühmte Soubrette zu hören oder der gefeierten Operettensängerin zu lauschen, Vertreterinnen der Brettelmuse anhörte und dann weidlich über die erwähnten Künstlerinnen schimpfte, die diese Beeinträchtigung ihres Renommées ruhig erdulden mussten.

Nicht besser ging es dem bekannten Taschenspieler M., dessen Pseudonym ein Rivale angenommen hatte und dem

sein wohlerfahrener Rechtsanwalt nicht Rath dagegen zu schaffen wusste.

In jüngster Zeit kam es vor, dass eine schneidige Volkssängerin, die sich unter dem Taufnamen M . . . . eines gewaltigen Zuspruches erfreute, mitansehen musste, wie eine noch „harbere" Collegin von ihrer Zugkraft auf ihre Kosten und zu ihrem Schaden profitirte. Letztere liess nämlich in gleicher Weise ihre Leistungen ankündigen, indem sie unter demselben, in Riesenlettern erscheinenden Taufnamen M . . . ., nur ganz bescheiden und kaum leserlich ihren Familiennamen drucken liess. Das Publicum, in seiner Flüchtigkeit und Unaufmerksamkeit, wird durch derartige Manöver nur zu leicht getäuscht, in dem erwarteten Genusse — mag er vielleicht auch nur niederen Grades sein — beeinträchtigt und der Schwindel bleibt straflos, da kein Gesetz ihn untersagt und daher der Gewinn aus demselben wohl als unreell aber doch nicht als unrechtmässig bezeichnet werden kann.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt der bekannte verdammungswürdige, jedoch kaum ausrottbare Strohmännerschwindel ein. Durch die Art seines Vorkommens, vorzüglich in Generalversammlungen von Actiengesellschaften, hängt er mit dem Werthschwindel zusammen. Darin, dass er zu egoistischen Zwecken auf künstliche Weise die Minorität in eine fictive Majorität verwandelt und unter dem erborgten Schein, dem angenommenen Namen einer Majorität, den wahren Willen der Versammlung fälscht, gleicht er dem Leistungsschwindel. Seiner Natur nach ist er aber wohl unter den

Verkehrsschwindel einzureihen, dessen Wesenheit im Missbrauche von Einrichtungen des geistigen und des Ortsverkehres besteht.

Die Hauptarten dieser dritten Kategorie des Schwindels sind der

Pressschwindel und der Communicationsschwindel.

In der ersteren Bezeichnung muss man vorsichtig sein. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass derselbe, ent-

sprechend der Tagesströmung, allzu freigebig angewendet wird.

Die Presse hat vorzüglich zwei Functionen: sie ist das Hauptorgan des Meinungsverkehres, und sie ist das Riesenreservoir der Neuigkeiten. Im ersten Falle ist sie, wie das Bild dies zeigt, wesentlich productiv und subjectiv, sie bildet, klärt und beeinflusst die Meinungen; im zweiten wesentlich receptiv und objectiv. Jedes Blatt, ohne Ausnahme, bis auf die officiellen, ist Parteiblatt; es hat seine Färbung, diese ist beeinflusst durch den specifischen Farbstoff, dieser mag nun tricolor, schwarz, roth oder blau sein. Nur Gold soll er nicht sein. Diese Farbe bezieht das Blatt aus seinem Neuigkeitsreservoir.

Der Pressschwindel ist im Wesentlichen eine missbräuchliche Vermengung der zwei erwähnten Functionen der Presse, er entsteht dadurch, dass das Organ des öffentlichen Meinungsverkehrs „receptiv" oder das der Neuigkeiten „productiv" zu werden beginnt, mit klaren Worten: die Reclame darf nicht Ausdruck der erkauften Meinung des Blattes werden.

Es wäre kleinlich und beschränkt, die Reclame heutzutage als etwas Unsittliches zu bezeichnen; sie ist eine unentbehrliche Nothwendigkeit geworden, und das Unentbehrliche kann nimmer etwas Unsittliches sein. Was soll denn Unsittliches darin liegen, dass Jemand seine Waare anzeigt oder anpreist? Was daher Gegenstand des erlaubten Verkehres ist, es darf sich selbst als solchen anzeigen. Die Annonce als solche ist nichts Unsittliches. (Eine andere Frage, die uns hier nicht berührt, ist die, ob das unsittliche Inserat zu gestatten sei, wobei wir allerdings bemerken, dass in der Einladung zu einem Rendez-vous, in dem Versprechen, gewisse Krankheiten zu heilen, oder durch gewisse Präventivartikel ihnen vorzubeugen, nur unsere weitgehende Prüderie, die das Natürliche laut und offen auszusprechen sich scheut, etwas Unsittliches finden mag.) So lange also die Reclame im Inseratentheil sich bewegt, als solche kenntlich ist, sei sie

frei. Die Zahl Derer, welche in einer Zeit, wo das Inseratenwesen so verbreitet ist, einer Annonce, die als solche zum Publicum spricht, unbedingt Glauben schenken, ist wahrlich nicht gross genug. Für allzu naiv darf man das Publicum doch nicht halten.

Die raffinirtere Reclame, welche dieses Factum wohl kennt, sieht sich daher nach einer einflussreichen Bundesgenossenschaft um und findet diese in der Presse, welche die Annonce im Texte des Blattes eingeschaltet in eigenen Namen empfiehlt. Dies ist an sich vom Standpunkte des Zeitungsunternehmens nicht unreell, wenn die Leitung des Blattes die Gewähr für das Empfohlene, die sie dem Publicum bietet, auch selbst besitzt. Wenn letzteres jedoch nicht der Fall ist, wenn die Unbrauchbarkeit, Unsolidität, Schädlichkeit oder Unsittlichkeit des Empfohlenen der Zeitung bekannt ist, dann missbraucht sie ihre Macht, die in dem Glauben an ihre Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe besteht, dann trifft sie mit Recht der Vorwurf des Schwindels.

Wir können auf das umfangreiche Thema des Pressschwindels hier nur flüchtig eingehen; eine Art desselben jedoch, die Ausbeutung der Sensation, insbesondere die durch fingirte Nachrichten, im Interesse einer gesteigerten Abnahme des Blattes, verdient wohl mit Recht auch an dieser Stelle eine kennzeichnende Erwähnung.

Der „Betheiligungs"schwindel, als Gehilfe des Werthschwindels, gehört in das Gebiet der grossen oder capitalistischen Corruption.

Im Gegensatze zu den bisher skizzirten Arten des Schwindels, bei welchem das Angebot sich hinter falschem Scheine verbirgt, das Vertauen des nachfragenden Publicums täuscht und die Discretion missbraucht, übernimmt bei dem Communicationsschwindel oder Verkehrsschwindel im engeren Sinne das Publicum diese Rolle.

Bei einer Reihe von öffentlichen Verkehrsanstalten und Veranstaltungen bringt es das Bestreben nach Vereinfachung, nach Vermeidung von Störungen und Verzögerungen mit sich,

dass die Formen der Legitimation für das Publicum möglichst erleichtert werden. Dieser Umstand in Verbindung damit, dass obige Einrichtungen unter gewissen Verhältnissen zugleich von einer grossen Anzahl Menschen in Anspruch genommen werden, erschwert die Controle des Publicums, ja machen dieselbe factisch oft unmöglich. Die Unternehmung ist daher, will sie nicht durch lästige und kostspielige Massnahmen sich und das Publicum beeinträchtigen, gezwungen, dem letzteren das Vertrauen zu schenken, dass es sich seinen Verpflichtungen gegenüber der Unternehmung nicht entziehen werde; die Unternehmung überantwortet sich in dieser Richtung der Discretion des Publicums. Dieses Vertrauen wird jedoch nur zu häufig getäuscht, und bezeichnenderweise nicht gerade von Personen der ärmsten Kreise. Der Schwindel mit Freikarten, Retourkarten, Rundreisebillets auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, mit Correspondenzkarten bei Tramwayfahrten ist zu bekannt, um hier weitläufig erörtert werden zu müssen. In Deutschland kam es jüngst vor, dass der Missbrauch einer Eisenbahnfahrkarte durch eine nicht hierzu legitimirte Person vom Gericht als Betrug angesehen und als solcher bestraft wurde. Das deutsche Gericht ging in seiner strengen Auffassung vielleicht zu weit, aber immerhin contrastirt dieselbe wohlthuend gegen die Ansichten, welche in dieser Richtung bei einem Theile des Publicums herrschen welcher solch groben Unfug nicht als unreelle Handlung, sondern als vorzüglichen Spass ansieht und sich noch damit brüstet. Es lässt sich gewiss über die Natur — nehmen wir an — eines Retourbillets streiten. Aber soviel leuchtet wohl Jedem ein, dass, wenn dem ursprünglichen Abnehmer desselben die Benützung nur für seine Person gestattet ist, die Benützung durch einen Dritten ein rechtswidriges einseitiges Abweichen von dem ursprünglichen stillschweigenden Vertrage mit der Unternehmung ist. Und wenn auch aus dem Grunde, das B statt A die Rückreise antritt, die Bahn nicht geschädigt wird, indem sie ja für B nichts mehr und nichts Anderes leistet als für A — so urtheilt wenigstens der Laie — so

erfährt dennoch B, indem er sich den vermögensrechtlichen Gegenleistungen entzieht, die ihm, ohne die rechtswidrige Uebernahme der Karte von Seite des A obgelegen wären, einen vermögensrechtlichen Vortheil, der nur durch den Missbrauch des ihm, mangels einer Controle, nothwendig geschenkten Vertrauens erlangt wurde. Ein solcher Vorgang darf wohl aber als Schwindel bezeichnet werden.

In ähnlicher Weise wie der Fahrkartenschwindel auf Eisenbahnen, blüht der Schwindel mit Eintrittskarten für Theater, Bälle, Concerte, Leseabende von Vereinen, Sportplätze, als Eislauf- und Rennbahn, und andere Vergnügungsörtlichkeiten. Ein Unterschied, der allerdings nicht das Wesen der Sache trifft, ist der, dass der Entréekartenschwindel noch leichter genommen wird als der Fahrkartenschwindel. Sich zu den Vergnügungen der erwähnten Art einschmuggeln, gilt nur als Scherz, im schlimmsten Falle als Schmutzerei. Wir wollen in dieser Hinsicht die regelmässige Cession der reichlich bezahlten Ehrenkarten für Bälle immerhin als loyal betrachten, ja die betreffenden Comités, denen diese Uebung wohl bekannt ist, begrüssen die jungen tanzlustigen Cessionare an Stelle der meist älteren Ehrencedenten mit Vergnügen. Aber über den Spass geht es bereits, wenn auf solche Karten hin, die ihren Rückweg geschickt in die Vorräume der Ball-, Concert- oder Theatersäle oder Sportplätze nehmen, ungebetene Gäste gratis den Eintritt zu finden wissen, wenn die ausschliesslich für eine bestimmte Person geltende Sport-Vereinskarte zur Benützung einer anderen Person oder selbst mehreren gegen den Willen des Vereines überlassen wird, wenn das ermässigte Entrée für Theater und Sportplätze statt in die Cassa der Unternehmung, in die Tasche des Portiers fliesst etc.

Es gibt eine Sorte von Sportsmen, die auf diese Art ihre Vergnügungen sehr billig zu stellen wissen. Wenn sie das Theater als Habitués besuchen, dann halten sie es für naiv, direct oder indirect, der Cassa ihren Obolus zu entrichten

und erwerben auf eine der erwähnten Arten billigst ihren Steh- oder Sitzplatz. Beehren sie den Turf mit ihrer Gegenwart, so betreten sie stolz den Actionärraum mit der erschmuggelten Plaque eines gefälligen Bekannten. Frequentiren sie die Eisbahn, so geschieht dies mit der Karte eines Freundes, zu dessen ausschliesslichem Gebrauche sie dienen soll — mitunter auch ohne Karte. Etwas Unanständiges oder Rechtswidriges erblicken diese oft recht wohlhabenden Leute in solchem Vorgehen nicht. Würde man es gar ernsthaft Schwindel nennen, sie wären im Stande, Einen auf Pistolen zu fordern.

Der Verkehrsschwindel weist eine Menge kleiner oft komischer Züge auf: Der Papa, der mit seinem baumlangen Jungen auf der Eisenbahn fährt und ihn als Kind unter „10 Jahren" ausgibt, um ein halbes Billet von Wien nach Meidling zu ersparen, oder die Mama, die auf der Tramway das bereits französisch parlirende Töchterchen auf den Schoss nimmt, um es auf diese Art kostenlos zu transportiren, die merkwürdigen Verwandtschaften, die sich ergeben, wenn eine Eintrittskarte für Herrn N. sammt Familie lautet, etc.

Wir rufen für Lappalien, wie die letzterwähnten, keineswegs die Hilfe der Legislative oder die Intervention des Staatsanwaltes an. Aber wir glaubten sie als bezeichnend dafür anführen zu sollen, wie viele das wirthschaftliche Unrecht dann zu begehen sich nicht scheuen, wenn seine Bestrafung nicht wahrscheinlich oder so viel wie ausgeschlossen ist, und wie wenig das Recht durch das Gewissen geschützt ist, wenn die Verletzung des Rechtes nicht gesetzliche Ahndung erfährt. Gerade in diesen und in tausend anderen Zügen des Lebens, die ein jeder zu beobachten genugsam Gelegenheit gefunden hat, und die von Vielen als zu unbedeutend und lächerlich geringfügig betrachtet werden, um überhaupt einer Würdigung oder gar der Ahndung des Strafgesetzes unterzogen zu werden, von anderen, denen der stricte Rechtsstandpunkt als naiv, den vorgeschrittenen, modernen Anschauungen nicht entsprechend und längst überwunden

gilt, auf das lebhafteste gebilligt, auf das energischeste vertheidigt werden, äussert sich, je nach dem Masse der Verbreitung der in ihnen zu Tage tretenden Grundsätze, der moralische Halt eines Volkes, die Stärke seines Rechtsgefühles. —

Wenn wir auf das gesammte, vorstehend gruppirte, bei weitem nicht vollständige Material zurückblicken, so erschrecken wir fast vor der Consequenz, die mit Nothwendigkeit daraus gezogen werden muss: eine schwerwiegende Anklage gegen die Gesellschaft, ein trauriges Bild, dessen einzige Schönheit in der Charakteristik, in dem einheitlichen Zuge liegt, den die Corruption im Kleinen den verschiedenartigsten Theilen aufgedrückt. Fast möchte man unter dem Eindrucke desselben behaupten, dass in dieser corrumpirten Welt das Zusammenleben nur dadurch möglich wird, dass gleichsam eine wechselseitige Compensation in der Corruption eintritt, und dass das Sprichwort „Ehrlich währt am längsten" der Vergangenheit angehört, dass, in anderem Sinne, Ehrlich am längsten gewährt hat. Wir sind nun keineswegs dieser pessimistischen Ansicht. Auch vermeinen wir nicht etwa, dass unsittliches Gewohnheitsrecht und Schwindel eine auszeichnende Eigenthümlichkeit unserer Zeit wären. Aber ohne ihr Unrecht zu thun, kann man wohl behaupten, dass unsere Zeit eine jener Epochen bildet, in welcher die Principien der usuellen Gewissenserweiterungen eine ungeheure Verbreitung gefunden haben. Die Gründe hiefür liegen klar. Das an sich vortreffliche Princip der freien Concurrenz hat in seiner vollen Verwirklichung die wirthschaftlichen Kräfte der Einzelnen entfesselt, und in dem erbitterten Ringen um die Existenz gelten alle Mittel. Dass hierbei die Schranken, welche das Interesse Aller dem Einzelinteresse setzt, oft überschritten werden, ist, wenn auch nicht entschuldbar, doch begreiflich. Als weiteres Moment tritt hinzu die Verbreitung falsch verstandener socialistischer Ideen in den ärmeren Bevölkerungsclassen, welche in dem Kampf gegen das sie drückende System in der Abweichung von dem, die wirth-

schaftliche Ordnung schützenden und ihm entspringenden Rechte eine berechtigte Reaction ihrerseits, gleichsam eine Compensation der behaupteten Aussaugung von oben erblicken.

Nebst diesen activen Ursachen der Ausbreitung der Corruption spielt aber eine passive Ursache, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, eine wichtige Rolle, es ist der historisch entwickelte Volkscharakter. Wie der Verlauf einer Krankheit die Resultirende aus dem angreifenden Uebel und der physischen Constitution des davon Befallenen ist, so erscheint auch der Rechtssinn einer Bevölkerung als das Resultat der Einwirkung corrumpirender Einflüsse auf den Volkscharakter. Während bei einem energischen Volk, das von jeher sich selbst zu leiten gewohnt war, in welchem der Einzelne kühn und unerschrocken sein Recht behauptet, der heftigste Interessenkampf schliesslich mit dem Siege des Rechtes endet, nimmt dieser Kampf bei einer stets bevormundeten und weicher gearteten Bevölkerung einen anderen Verlauf. Da ein so geartetes Volk, welches sich selbst zu lenken nicht gelernt hat, den Kampf nur ungern aufnimmt, so duldet es einerseits herrschende Missbräuche, es nimmt aber andererseits seine Vergeltung in einem passiven Widerstande, indem es die ihm obliegenden Pflichten nur theilweise erfüllt. Es begnügt sich im Empfangen und Geben mit halben Leistungen, und zwar dann um so mehr, wenn eine Reihe günstiger Umstände ihm den Kampf ums Dasein erleichterten. Selbst nicht erzogen, aus eigener Kraft seine Lage zu verbessern, ist es stets geneigt, dem Zufall zu vertrauen, vom Glücke zu erwarten, was ihm die mangelnde zielbewusste Selbstthätigkeit nicht bieten kann, und nicht gewöhnt, freiwillig die ganze Pflicht zu üben, übt es die eine Hälfte nur erkauft: Das Trinkgeld ist das Compromiss der vollen Pflichterfüllung. Es ist das liebste Kind der Corruption und ihr hilfreichstes.

Das Trinkgeld war ursprünglich die freiwillige Anerkennung freiwillig geleisteter Dienste, die Entlohnung für

den Ueberschuss an Diensteifer, ein Entgelt für Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit, aber immer Geschenk. In dieser seiner ursprünglichen Gestalt lassen wir es gelten, es hat seine Existenzberechtigung. Aber diese Urform aus der Tertiärperiode hat sich nur mehr ganz spärlich erhalten und das heutige Trinkgeld unterscheidet sich von seinem Urahn mehr als beispielsweise die Eidechse vom Ichthyosaurus. Das Organ der Freiwilligkeit ist vollständig verkümmert und nur mehr rudimentär vorhanden, die Geschenksnatur hat sich vollkommen verändert. Aus dem Schenken-können ist ein Leisten-müssen geworden. Das heutige Trinkgeld ist ein Unicum eines Rechtsinstitutes, es ist das Recht auf das Geschenk. Ob zu dieser Umwandlung blos Freigebigkeit, Gutmüthigkeit und Wohlwollen und nicht vielleicht eben so viel Indolenz, Grossmannssucht und Protzenthum beigetragen haben, werden Diejenigen zu beurtheilen wissen, bei denen eine offene „Schmutzerei" weniger gilt als eine verborgene Unanständigkeit.

Welches nun auch immer die Factoren dieses Umbildungsprocesses waren, so viel steht fest, dass mit der Erhebung des Trinkgeldes zu einem legitimen Rechtsinstitute, mit der freiwilligen Anerkennung des unfreiwilligen Geschenkes für den Einzelnen nicht mehr die sociale Möglichkeit vorhanden ist, den ungeschriebenen Satzungen des Trinkgeldes sich zu entziehen, und koste es ihm auch die schwersten Opfer.

Ein Statistiker hat einmal den platonischen Versuch gemacht, die wirthschaftliche Schädlichkeit des Trinkgeldes an einem Rechenexempel zu demonstriren. Wir glauben diese Zusammenstellung, die mehr besagt als eine lange Abhandlung, unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

„Hans ist in einem Handlungshaus angestellt, Staats- oder Privatbeamter und bezieht einen monatlichen Gehalt von 75 fl. Er hat es versucht, seine Lebensweise seinem Einkommen anzupassen. Die einzelnen Posten seines Budgets waren genau festgestellt; so und so viel für den Lebens-

unterhalt, so und so viel für Kleidung, u. s. w. Niemals gestattete sich Hans eine Extravaganz, niemals eine Ueberschreitung der Linie, die ihm von der Nothwendigkeit gezogen wurde. Um so grösser war nun freilich seine Ueberraschung, als er sich am Schluss eines jeden Monats einem Deficit gegenüber sah, dessen Entstehen er sich durchaus nicht erklären konnte, und das am Ende des Jahres eine stattliche Summe ergab.

Er rechnet und rechnet — nirgends ein Fehler. Woher die Mehrausgabe? Wer lebt auf seine Kosten? Ist er das Opfer eines pedantischen Diebes, der ihm jeden Monat eine bestimmte Summe entwendet? — da plötzlich überkommt es ihn wie eine Erleuchtung. Das Räthsel ist gelöst; er hat einfach vergessen, die Trinkgelder in sein Budget aufzunehmen. Und nun rechnet er wieder und macht die Probe.

Hans speist in einem Gasthaus dritten Ranges und gibt Mittags und Abends — wenig genug, je zwei Kreuzer Trinkgeld; man behandelt ihn auch nicht gerade sehr respectvoll, ebensowenig wie in seinem Kaffeehause, in welchem er täglich dieselbe Summe vertheilt: macht monatlich: zwei Gulden vierzig Kreuzer.

Hans ist sehr solid; nur an Sonn- und Feiertagen gönnt er sich den Luxus, ein Theater zu besuchen, in welchem er einen der letzten Plätze nimmt. So sehr er auch nach Hause eilt, kommt er doch immer erst nach 10 Uhr und muss daher dem Hausbesorger einen Obolus von zehn Kreuzern entrichten: macht monatlich fünfzig Kreuzer.

Hans ist nicht eitel, und sein Bartwuchs ist nicht allzu stark; nur zweimal in der Woche überantwortet er seinen Kopf den Händen des Friseurs, nur zweimal im Monat besucht er ein Bad, und ein Douceur von je fünf Kreuzern ist das Aeusserste, wozu er sich aufrafft: macht monatlich sechzig Kreuzer. Alle diese Ausgaben, welche in jedem Monat vorkommen, ergeben für das Jahr eine Summe von zweiundvierzig Gulden. — Einigemale im Jahr ist Hans bei seinem Chef geladen, hie und da zieht man ihn einem

Hochzeits- oder Taufschmaus, einem Namensfest bei, auch Weihnachten und Sylvester verbringt er in Gesellschaft. Hans ist keine noble Natur und glaubt mit einem Trinkgeld von je fünfzig Kreuzer bei diesen Anlässen bereits Bedeutendes geleistet zu haben: macht, die zweifache Sperrtaxe mit eingerechnet, jährlich ungefähr fünfzehn Gulden.

Dann kommt Neujahr. Wie freundlich, wie zuvorkommend ist alle Welt auf einmal gegen Hans! Der Hausbesorger stammelt schüchtern einen Glückwunsch, der mit einem Gulden wahrlich nicht zu theuer bezahlt ist; ein freundliches Lächeln des Stubenmädchens ist auch nicht billiger zu haben; der Marqueur beschenkt unsern Hans mit einem Notizkalender — was bleibt Hans übrig, als sich zu revanchiren? — der Friseur hat einen Teller aufgestellt, auf dem einige als Lockmittel ausgelegte Silbergulden eine stumme und doch beredte Sprache führen; der Amts- und Bureaudiener, dessen Gehalt mit Nebenbezügen dem Einkommen unseres Hans mindestens gleichkommt, hält so treuherzig die Hand hin, dass man seine Erwartung unmöglich täuschen kann; die Briefträger treffen eine so weise Eintheilung, dass es Hans möglich ist, einem jeden für seine Glückwünsche zu danken, kurz — von zehn Gulden bleibt unserem Hans wohl nicht allzuviel übrig.

Nehmen wir noch dazu, dass Hans im Laufe des Jahres bei den Sendungen seiner Lieferanten die Bekanntschaft zahlreicher Lehrjungen macht, die eine ausgesprochene Vorliebe für Zehnkreuzerstücke haben; dass bei dem kleinen Ferienausflug, den Hans sich gönnt, ihm auf Schritt und Tritt Gelegenheit geboten wird, sich freigebig zu zeigen, und rechnen wir noch eine bestimmte Summe für jene vielen unvorhergesehenen Fälle, welche von Zeit zu Zeit an seine Grossmuth appelliren, und bewerthen wir all das zusammen auf acht Gulden.

Wie man sieht, ist Hans durchaus kein Verschwender, durchaus nicht bestrebt, in den Ruf eines freigebigen Menschen zu gelangen; im Gegentheil, er fügt sich nur widerwillig

einem Zwang und begnügt sich überall mit dem Minimum, und doch gibt er jährlich für Trinkgelder eine Summe aus, welche einem vollen Monatsgehalt gleichkommt.

Er muss einen ganzen Monat angestrengt arbeiten, um Leute zu erhalten oder deren Existenz zu verbessern, die ihm persönlich keine Dienste leisten, die für ihre Arbeit bezahlt werden, die keinerlei Verpflichtungen nach aussen haben, die weder Capital, noch Mühe, noch Studium auf ihre Ausbildung verwendet haben.

Hans ist leider beschränkt und findet dies ungerecht, aber er kann dem Uebelstand nicht abhelfen. Um auch ferner seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, und um das Gleichgewicht in seinem Budget herzustellen, wird er sich selbst irgend eines Vergnügens berauben, seine kargen Genüsse noch vermindern.

Immerhin. Dafür erlebt er die Freude, den Marqueur, der täglich in freundlichster Weise seine armseligen vier Kreuzer nimmt, im Fiaker an sich vorüberfahren zu sehen; dafür wird ihm die tröstliche Gewissheit, dass der Hausbesorger mit seiner Familie sich die Primeurs der Saison vergönnen kann; dass der Friseurgehilfe von einem bequemen Sitzplatz der Vorstellung folgen kann, die Hans selbst stehend mitansieht; dass es dem Dienstmädchen möglich ist, die neueste Mode mitzumachen und den Hunger eines schmucken Soldaten zu stillen."

Das vorstehende Rechenexempel zeigt, wie schädlich in wirthschaftlicher Hinsicht das Trinkgeld unter Umständen auf den Geber wirkt. Weit schädlicher und gefährlicher aber, als in wirthschaftlicher Hinsicht durch die systematische Aussaugung der Spender von unten, wirkt das Trinkgeld in moralischer und rechtlicher Beziehung auf die Empfänger. Wie muss sich der Charakter eines Menschen gestalten, der sein Einkommen vorzüglich oder gar ausschliesslich aus einer Art von Bettel zieht, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Erhaschung von Geschenken gerichtet ist! Muss sein Ehrgefühl nicht ertödtet, sein Egoismus auf das höchste auf-

gestachelt werden! Kann sich echter Mannesstolz und Würde bei dem behaupten, für den Heuchelei, Kriecherei und Wohldienerei die Mittel zur Fristung seiner Existenz sind? Soll man dort Widerstand gegen Corruption erhoffen, wo sie aus Indolenz oder falsch verstandener Noblesse in einem Heere von Schmarotzerexistenzen künstlich gezüchtet wird? Das Trinkgeld in verschiedenartigster Gestalt und Verkleidung, in seiner weitreichenden tief- und hochgehenden Verbreitung ist der Dünger, aus dem die Saat der usuellen Gewissenserweiterungen und des Schwindels ihre kräftigste Nahrung zieht.

Ein Schlagwort unserer schlagwortreichen Zeit heisst: Kampf gegen die capitalistische, die grosse Corruption. Gut! Kann aber dieser Kampf mit einer Armee geführt werden, in deren Reihen die zahlreichen wirthschaftlichen Marodeure die Deroute bringen? Vernichten wir erst die kleine Corruption, die grosse streckt dann selbst die Waffen. Gesellschaft und Staat haben gemeinsam diesen Kampf zu führen. Der Staat durch strenge Handhabung der bestehenden Strafgesetze und durch Schaffung eines Gesetzes oder mehrerer Specialgesetze gegen den Schwindel, insbesondere gegen dessen häufigste Formen, unredlichen Wettbewerb und groben Unfug. Schon allein durch die blosse Brandmarkung der kleinen Corruption durch den Richterspruch oder das Gesetz werden jene, deren Gewissen noch nicht völlig schläft, von Handlungen abgehalten werden, die sie unter dem Einflusse des Beispiels und der Gewohnheit, ohne sich hierüber Rechenschaft zu geben, für gesetzlich oder anständig, erlaubt oder geduldet angesehen haben. Aber die Staatshilfe allein vermag hier nur wenig, wenn nicht die Initiative der Gesellschaft sie werkthätigst unterstützt. Irren wir nicht, so sind die ersten schwachen Anzeichen einer solchen Initiative vorhanden, wenn sie auch vorerst, wie dies bei neu auftauchenden Bewegungen häufig geschieht, sich in verkehrter oder einseitiger Weise äussert.

Einen Erfolg versprechen wir aber dieser Bewegung erst dann, wenn sie von einer, von wahrem Gemeinsinn erfüllten

Generation geleitet wird, von einer Generation, in welcher jeder Einzelne es einsehen gelernt hat, dass das Opfer an Egoismus, welches er der Gemeinschaft bringt, von dieser tausendfach vergolten wird, dass der Gemeinsinn die edelste und beste Art des wirthschaftlichen Egoismus ist. Hierzu aber bedarf es der Bildung, nicht sowohl der intellectuellen, für die genug gethan wird, als der sittlichen Bildung, der Erziehung durch die Schule, vielleicht zum Theil auch durch die Kirche, vor Allem durch das elterliche Haus. Unsere ungläubige Zeit verlernt es mehr und mehr, das Gute zu thun, weil es im Himmel belohnt wird, das Böse zu meiden, weil es in einer anderen Welt bestraft wird. Ein mächtiger Impuls des sittlich-rechtlichen Handelns wird hier von dem gewaltigen, unwiderstehlichen Zuge der Zeit hinweggeräumt. Doch das Gewissen, der Herold der Vernunft, schafft einen neuen, vielleicht höheren Impuls. Wir üben dann Recht, ohne Furcht vor Strafe, wir üben Recht ohne Hoffnung auf irdische oder himmlische Belohnung, wir üben Recht, weil wir es als unsere Pflicht erkannt. Das religiöse und wirthschaftliche Ideal, welches die Zukunft finden und verkünden wird, es liegt im Evangelium der Pflicht.

Mai 1887.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

XVI.

GRÖSSENWAHN.

Ein deutsches Witzblatt brachte vor einiger Zeit folgendes hübsche Zwiegespräch:

A. Sie wollen also Jurist werden, junger Mann?

B. Allerdings, mein Herr.

A. Aber bedenken Sie! Wir haben doch ohnehin einen gewaltigen Ueberfluss an Juristen.

B. Ja, aber nicht an bedeutenden!

So komisch diese Antwort klingt, sie regt doch zu ernsten Betrachtungen an. Mit Recht hat ein geistreicher Franzose die Anekdote »la boutique à un sou de l'histoire« genannt. In dieser Pfennigbude, wo man mit wenig Mühe und geringen Kosten ein Zeitalter studiren kann, wenn man nur die Fähigkeit besitzt, aus kleinen Zügen ein grosses Charakterbild zusammenzustellen, sind neben Fürsten, Staatsmännern und Heerführern auch die schlichten Bürgers- und Bauersleute zur Schau gestellt, neben Gelehrten und Künstlern auch die einfachen Alltagsmenschen, neben Neuerern und Umstürzlern auch die Anhänger oder Anhängsel des ererbten Zopfes, neben Missethätern und Verbrechern auch die harmlosen Bekenner der gewohnheitsmässigen Philistermoral. Und eben deshalb ist ein Anekdotenbüchlein oft weitaus lehrreicher als ein mehrbändiges Geschichtswerk, denn es beleuchtet nicht nur die Höhen, sondern auch die Tiefen des Lebens, und zwingt uns nicht einer fremden Darstellung zu

folgen, sondern lässt die Menschen, die es uns vorführt, mit ihrem eigenen Munde und in ihrer eigenen Sprache zu uns reden.

Das kurze Gespräch, mit dem wir unsere Erörterungen einleiteten, wäre gewiss geeignet, einem künftigen Forscher als werthvoller Beitrag zur Charakteristik und Beurtheilung unserer Zeit zu dienen. Der junge Mann, der mit kühler Selbstverständlichkeit von seiner »bedeutenden« Zukunft spricht, ist nicht eine gelegentliche Einzelerscheinung, sondern ein die ganze Zeitrichtung kennzeichnender Typus. Das Geschlecht unserer Epoche zeigt eine auffallende, in stetem Wachsen begriffene krankhafte Neigung zu übertriebener Schätzung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen — eine Zeitkrankheit, die übrigens die seltene Eigenthümlichkeit besitzt, unter den Männern mehr verbreitet zu sein als unter den Frauen. Die Eitelkeit, die den Frauen so oft und so nachdrücklich als ein ausschliesslich weibliches Laster vorgeworfen wird, ist eben in Wirklichkeit dem starken Geschlechte ebensowenig fremd. Der Unterschied ist nur der, dass der eitle Mann in der Regel um Vieles unausstehlicher ist als die eitle Frau.

Wenn aber eine an Wahnsinn grenzende Eitelkeit auf so bedrohliche Weise unter unseren Zeitgenossen um sich greift, so sind hieran die Frauen — trotz dem Gesagten — zwar nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar in sehr beträchtlichem Masse betheiligt. Sie sind, wenn auch nicht die Haupt-, so doch die Mitschuldigen, sie sind es als Mütter, als Erzieherinnen ihrer Kinder. Allerdings ist der Grössenwahn, der aus mütterlicher Zärtlichkeit entspringt, der Ehrgeiz, der nicht im eigenen, sondern im Interesse eines geliebten Wesens sich regt, von reinerer und edlerer Natur, als die gleichen Triebe, wenn sie aus nackter Selbstsucht hervorgehen. Wie viel Unheil jedoch weiblicher Unverstand, närrische Affenliebe, blinde Abgötterei mit dem eigenen Fleisch und Blut anzurichten vermögen, das sieht und weiss Jedermann, der das Heer von verzogenen Muttersöhnchen und verzärtelten

Nestquakelchen kennt, welches von unserer bürgerlichen Gesellschaft in die Kämpfe einer Zeit hinausgeschickt wird, deren Daseinsbedingungen sich von Jahr zu Jahr schwieriger gestalten. Man hat auch in vergangenen Tagen seine Kinder geliebt, aber einen so tollen Cultus hat man nicht mit ihnen getrieben, weil man sich stets vor Augen hielt, dass das Schicksal nur seine bevorzugten Günstlinge auf Daunen bettet und nur wenigen Auserwählten den Titel und Charakter eines Sonntagskindes verleiht. Heute aber, wo die Erwerbsverhältnisse sich fortdauernd verschlechtern und wo das Leben mehr Anstrengungen und Aufregungen kostet als je zuvor, gerade heute greift in der Erziehung der Jugend eine sybaritische Verweichlichung Platz, die man ohne Schwarzseherei als eine Gefahr für Staat und Gesellschaft bezeichnen darf, und für die es keinen anderen Erklärungsgrund gibt als die allgemeine Verlotterung der Sitten.

»Des ist zu wundern nit daran — Das Narren narrecht Kinder han.« Dieses Sprüchlein Sebastian Brant's hat, seit es geschrieben wurde, an Wahrheit und Anwendbarkeit nichts eingebüsst. Wenn unsere Kleinen von frühester Kindheit auf daran gewöhnt werden, ihre naseweisen Bemerkungen gleich tiefsinnigen Orakelsprüchen von Mund zu Mund gehen zu hören, wenn sie gewahr werden, dass man ihre Dreistigkeit als Merkzeichen erstaunlicher Geistesentwicklung, ihre schlechten Triebe als berechtigte Eigenheiten ansieht, wenn sie vernehmen, wie die ersten Regungen jedes kleinen Talents als grossartige Genieproben ausposaunt werden — was Wunder dann, dass sie in die Schule mit dem Bewusstsein eintreten, sie hätten es nicht mehr nöthig, etwas zu lernen. Nimmt man hinzu, wie wenig unsere moderne Schule danach angethan ist, den Lerntrieb der Jugend zu fördern, dann erkennt man klar, wie und warum schon beim ersten Schritte in's Leben jener bedenkliche Mangel an Pflichtgefühl sich zeigt, der über die ganze spätere Laufbahn seinen finsteren Schatten wirft. Ein jesuitischer Schriftsteller entschuldigte die Unwissenheit des Stifters seines Ordens mit der Erzählung, dass dessen

Geist, während der Körper in die Schule gegangen, zum Himmel aufgeflogen sei. Auch unsere Schuljugend sitzt nur mit dem Körper im Lehrzimmer, während ihr Geist in einem von thörichten Frauenzimmern und wohldienerischen Lectionensklaven zurechtgemauerten Himmel weilt, in einem Schlaraffenhimmel, wo es ein Wohlleben ohne Arbeit, Ruhm und Reichthum ohne Plage gibt.

Wenn die Knaben zu Jünglingen heranreifen, wird die Sache schlimmer statt besser. Eine übelverstandene und irreführende Kunstpflege weckt in ihnen Neigungen und Pläne, zu deren Verwirklichung ihre Anlagen in den seltensten Fällen ausreichen. Sie sind alle, durch die Bank, Dichter oder Maler, Musiker oder Schauspieler und sehnen sich aus der Schulstube in die Welt hinaus, um dort ihre sicheren, unzweifelhaften Erfolge einzuheimsen. Sie haben in jungen Jahren für ihren kindischen Dilettantismus bei Eltern, Verwandten und Freunden so viel Beifall geerntet, man hat sie mit einem so dichten Dunstkreis von Lob, Schmeichelei, Zuvorkommenheit und Nachgiebigkeit zu umhüllen verstanden, dass sie sich ihren weiteren Lebensweg als ein müheloses Fortschreiten von Triumph zu Triumph, als ein bequemes Einsammeln von Lorbeerkränzen vorstellen. Und wenn Einer von ihnen, was nicht häufig vorkommt, keine Art von künstlerischer Begabung in sich zu entdecken vermag, so ist er doch zum Mindesten ein geborener Staatsmann oder Weltverbesserer, jedenfalls aber irgend ein Messias auf irgend einem Culturgebiete, das eines neuen Propheten harrt. Dabei ist ja gewiss die Grösse des Vorsatzes, das Anstreben hoher Ziele nicht tadelnswerth. Allein die von vorneherein feststehende Ueberzeugung von der Unbegrenztheit der eigenen Befähigung, die jede Prüfung verschmähende Werthbestimmung der eigenen Kraft, das ist es, was der heutigen Jugend auch den Schein von Idealismus raubt, in welchem sie für den oberflächlichen Beobachter glänzen mag. Und dieser Schein kann vor dem schärfer blickenden Auge umsoweniger bestehen, wenn man die ganze Summe von Trägheit und

Arbeitsscheu in Betracht zieht, die hinter diesem »Idealismus« steckt. Aber davon soll späterhin noch die Rede sein.

Bezieht der junge Mann die Universität, dann tritt zu den bisherigen Ursachen der Verderbniss eine neue hinzu, die ihn vollends dem Grössenwahn in die Arme führt. Es ist dies das verwerfliche, nicht entschieden genug zu brandmarkende Treiben gewisser politischer Parteien, deren Sendlinge die studirende Jugend unermüdlich aufhetzen und bethören. Man redet den heissblütigen jungen Leuten ein, sie seien bereits gescheit und erfahren genug, an der Entscheidung öffentlicher Angelegenheiten mitzuwirken. Man sagt ihnen, sie seien der Stolz und die Hoffnung der Nation, auf ihren Schultern ruhe die Zukunft, ihr Wort falle schwer in die Wage, ihr Ja oder Nein, ihr Prosit oder Pereat stelle die öffentliche Meinung dar und sei von weltgeschichtlicher Bedeutung. Ist es unter solchen Umständen nicht leicht erklärlich, dass diesen kaum der Zuchtruthe eines Mittelschulpedanten entronnenen und nun die akademische Freiheit mit vollem Behagen geniessenden Jünglingen der Kamm ganz gewaltig anschwillt? Wenn ich ein vollberechtigter Staatsbürger, wenn ich eine so massgebende Person bin, ohne von meinem Fachstudium noch eine Ahnung zu haben — so folgert solch ein Gelbschnabel — wozu dann überhaupt studiren? Wozu den Bücherkram in sich hineinstopfen? Wozu die lästige Mühe, die unwillkommene Plage? Und er lässt der Erwägung die That, beziehungsweise das Nichtsthun folgen, und ist mit achtzehn Jahren ein ausgewachsenes politisches Genie. Im Vereine mit seinen gleichwerthigen Genossen, deren Uebereinstimmung mit ihm durch das Tragen gemeinfärbiger Mützen zum Ausdrucke kommt, ertheilt er allen übrigen Ständen der Gesellschaft gute Lehren, hofmeistert er seine Professoren, erklärt er Jeden, der nicht »s e i n e n« Ansichten beipflichtet, für einen gesinnungslosen Byzantiner oder Volksbetrüger, mit einem Worte, er ist ein kecker, nichtsnutziger Bengel, der jedoch die feste Ueber-

zeugung hegt, von allen Geschöpfen Gottes das gelungenste und wichtigste zu sein.

Dieser Grössenwahn ist lächerlich, aber ungefährlich, so lange die Jugend eben Jugend bleibt. Allein mit der Zeit sehen alle die hoffnungsvollen Genies sich denn doch genöthigt, nach irgend einem Brotstudium zu greifen. Die Bezeichnung »Brotstudium« deutet an sich schon an, dass man sich »eigentlich« zu etwas ganz Anderem ausersehen fühlt, dass man aber um des gemeinen Erwerbes willen sich herbeilässt, vorläufig die althergebrachten Bahnen einzuschlagen. Deshalb verzichtet man jedoch keineswegs auf seine sogenannten »Ideale«, auf welche loszusteuern man sich für einen günstigeren Zeitpunkt vorbehält. Man wartet und wartet. Du lieber Gott! Man muss Geduld haben, es lässt sich nichts überstürzen. Und das Haar des Wartenden wird grau, seine Glieder werden morsch, sein nie alzu stark gewesener Verstand wird schwächer und schwächer. In seinem »uneigentlichen« Berufe, den er ja nie als den endgiltigen angesehen, vermag er nichts Rechtes zu leisten, und die Gelegenheit, den »eigentlichen« anzutreten, bleibt ewig aus. Aber den Glauben an sich selbst verliert er darum nicht. »Man stelle ihm« — wie Liscov von seinem »elenden Scribenten« sagt — »man stelle ihm seine Einfalt, seine Unwissenheit, seine Thorheit und Ungeschicklichkeit so deutlich und lebhaft vor als man immer will: er wird doch dabei bleiben, dass die Natur an ihm ihr Meisterstück bewiesen habe.« — Und wenn man über das Los dieser Armen im Geiste sich wenigstens mit dem Troste beruhigen könnte: »Felices errore suo!« Wenn ihr Irrthum sie wenigstens glücklich machte! Aber nein! Missgunst und Neid quälen sie zu Tode. Jeden Erfolg eines Anderen betrachten sie als eine persönliche Kränkung, als ein ihnen selbst zugefügtes Unrecht. Unermüdlich schmieden sie Anklagen, erheben sie Vorwürfe gegen die Mitwelt, die nichts von ihnen wissen will, die ihnen vorenthält, was ihnen gebührt, die sie zurücksetzt, bedrückt und verfolgt. Sie sind und bleiben die Unverstandenen, die Verkannten. Was hätten

sie Alles leisten können, wenn man sie auf den richtigen Platz gestellt hätte! Aber sie sagen sich nicht, dass sie niemals auch nur einen Schritt gethan haben, um diesem richtigen Platze näher zu kommen. Mit allen Künsten der Selbsttäuschung ziehen sie in ihrem Innern die fixe Idee gross, dass irgend eine geheime feindliche Macht über ihnen walte, die ihre besten Absichten vereitle, ihre schönsten Pläne zu nichte mache. Kein Sprichwort ist falscher als jenes, das es als eine allgemeine Erfahrung hinstellt, dass man durch Schaden klug werde. Denn wie selten führt der Geschädigte den Schaden, den er erlitten, auf sein eigenes Verschulden zurück! Lieber erzählt er sich selber die unglaublichsten Märchen und glaubt daran, um nur seine Eitelkeit unverletzt nach Hause tragen zu können. Und wenn gar die seltene Ausnahme einmal zuträfe, wenn wirklich einer durch den Schaden, den er an Leib und Seele genommen, klug würde, was hülfe ihm dann diese mit seinem Lebensglück erkaufte Klugheit? Ist derjenige, der sich selbst verachten lernt, besser daran, als der andere, der sich sein bischen Grössenwahn aus dem Schiffbruche gerettet hat?

Aber nicht nur nach der ideellen Richtung hin tritt der Grössenwahn mit all seinen verheerenden Wirkungen zu Tage, er übt auf den materiellen Lebensgebieten einen nicht minder gefährlichen Einfluss aus. Ein Blick auf das wirthschaftliche Getriebe der Zeit gibt davon ausreichende Kunde. Auch hier zeigt unsere bürgerliche Gesellschaft eine Ueberhebung, die durch nichts gerechtfertigt ist, eine leichtsinnige und optimistische Bewerthung der vorhandenen Kräfte, die immer wieder zu Enttäuschungen und Zusammenbrüchen führen muss. In Geschäft und Haushalt herrscht ein dauerndes, durch die derbsten Schicksalsschläge nicht zu bannendes Missverhältniss zwischen Fähigkeiten und Zielen, zwischen Mitteln und Unternehmungen, zwischen Einkommen und Lebensführung. Der Schwächste will es dem Stärksten gleichthun, der kleine Geschäftsmann will hinter dem grossen Capitalisten nicht zurückbleiben. Und wie es sich überhaupt

beobachten lässt, dass derjenige, der Nichts besitzt, sich allenfalls bescheidet, während derjenige, der Etwas hat, gern Alles haben möchte; so tritt gerade beim mittleren Besitze die Grossmannssucht am allerheftigsten auf. Natürlich sind die Frauen, in welchen die alten thierischen Instincte der Eifersucht und des Neides trotz aller Culturschminke mit ungeschwächter Wildheit fortleben, die eifrigsten Anstifterinnen jenes sinnlosen Wettstreites zwischen Mittelstand und Plutokratie. Die Bewohnerin des vierten Stockwerkes, die es nicht ertragen kann, dass ihre zwei Treppen hoch wohnende Hausgenossin feiner speist und kostbarere Kleidung trägt als sie selbst, ist nicht eine nur dann und wann vorkommende, nicht eine bloss lustspielmässige, nicht eine gelegentlich den leichten Spott und die heitere Satire herausfordernde Episodenfigur. Diese Frau verdient viel ernster genommen zu werden. Sie ist eines der wirksamsten und zweckdienlichsten Werkzeuge zur Untergrabung und Zerstörung unseres Bürgerthums; ein Werkzeug, dessen sich jene Macht, welche man Gott, Schicksal, Vorsehung oder historische Gerechtigkeit nennen mag, in unbekannter Absicht, aber mit deutlich wahrnehmbarem Erfolge bedient. Denn nur die äusserste Verblendung könnte es leugnen, dass der von männlicher Seite gehegte, von weiblicher Seite gepflegte wirthschaftliche Grössenwahn den allgemeinen Aufreibungsprocess beschleunigen hilft, in welchem ohnedies — auf Grund eherner ökonomischer Gesetze — die Bindeglieder zwischen Reichthum und Armut, die Mittelclassen, mit unheimlicher Stätigkeit dahinschwinden.

Die verheerende Seuche Grössenwahn bleibt jedoch keineswegs auf den Kreis derjenigen beschränkt, die wenig haben und wenig sind. Sie befällt nicht nur die Emporstrebenden, sondern auch die Emporgekommenen, nicht nur die Hungrigen, sondern auch die Satten, und sie äussert sich bei den Letzteren noch viel unangenehmer und widerwärtiger als bei den Ersteren. Wo es sich um materiellen Besitz handelt, bedarf dies wohl keiner weiteren Ausführung. Die Dreistigkeit und

Anmassung des unsere Gesellschaft beherrschenden Geldprotzenthums kann ja Niemandem entgehen, der nicht etwa niedrig genug denkt, die Allmacht des Mammons berechtigt und natürlich zu finden. Was glauben diese Herren, die auf ihren aus der mittelalterlichen oder aus der modernen Raubritterzeit stammenden Geldsäcken sitzen, und die diesen glorreichen Thron aus den Trümmern zerstörter Bauernhöfe und Bürgerhäuser errichtet haben, was glauben diese Herren von vergilbtem Lehnsbrief- oder funkelnagelneuem Banknotenadel nicht alles vorzustellen und zu bedeuten! Nach fünfzig Jahren wird freilich kein Mensch mehr von ihnen reden und nur die prahlende Inschrift eines geschmacklosen Grabdenkmales von ihrem einstigen Dasein zeugen. Aber das hindert sie nicht, sich in der Gegenwart die Blüthe der Menschheit, oder wie es in ihrem Rothwälsch heisst, die »crême de la crême« zu dünken. »Jeder Lump, der eine Million besitzt, glaubt heutzutage ein Millionär zu sein«, sagte einmal ein bekannter Finanzbaron, und er hat damit den Grössenwahn seiner minder begüterten Mitbewerber, wie auch zugleich seinen eigenen Grössenwahn vortrefflich gekennzeichnet. Ja, mein liebes Publicum, du ahnst das gar nicht, welche schwere Arbeit es ist, eine Million zu besitzen, und deren Zinsen im Schweisse seines Angesichtes zu verzehren. Holzhacken ist nichts dagegen. Je beträchtlicher d e r Verdienst, desto beträchtlicher d a s Verdienst. Wir verlangen die Bürgerkrone für die Märtyrer des Reichthums! Und es gibt Leute, die das gar nicht spasshaft finden. Vor einigen Jahren geschah es, dass ein Wiener Vorstadttheater einen neuen, Gott weiss den wievielten, Director bekam. Bei der ersten Vorstellung, die unter der neuen Leitung stattfand, gab es stürmische Hervorrufe, die dem Director galten und denen er auch Folge leistete; an seiner Seite aber erschien ein Mann vor den Rampen, den man nicht gerufen hatte. Im Publicum erhob sich ein Flüstern und Zischeln: wer ist der Mann? Da wurde sein Name genannt, und ein ehrfurchtsvoller Schauer ging durch den ganzen Musentempel. Der Unbekannte war der Geschäfts-

genosse des Directors, die Geldkraft des Unternehmens! Die hervorgerufene oder sich doch gerufen glaubende Werthheimsche Casse — was will man mehr? Aber wir werden es noch erleben, dass in den Zeitungen, wenn von einem neuen Gemälde oder Gebäude die Rede ist, der Name des Malers oder Baumeisters gänzlich verschwiegen und nur mehr der Name des Käufers oder Bauherrn genannt werden wird.

Der Grössenwahn der beati possidentes erweist übrigens nicht nur wo es sich um Geldbesitz, sondern auch wo es sich um den Besitz von Amt und Würde, Stellung und Ansehen handelt, seinen erquicklichen Einfluss. Was liesse sich, besonders bei uns in Oesterreich, von bureaukratischem Grössenwahn erzählen, wenn man nicht fürchten müsste, dies Alles für den einen einzigen Leser zu schreiben, der den bekannten Rothstift in der Hand hält! Der Dünkel, jegliche Sache ganz allein und besser als alle Welt zu verstehen, scheint in gewissen Aemtern ebenso erbgesessen, wie die dort hausenden Hofräthe und der dort lagernde Actenstaub. Freilich muss man all diesen Hof-, Regierungs-, Rechnungs-, Landes- und Oberlandesgerichtsräthen zugute halten, dass zahlreiche Leute, die keine so schönen Titel besitzen, sich darum nicht minder weise und ansehnlich vorkommen. Jeder Ladenschwengel, der es zu einem hübschen Gehalte gebracht, hat ja heutzutage ein so wohlgemessenes Theil Einbildung im Kopfe, dass man ein ganzes Ministerium — sogar das der Finanzen — damit ausstatten könnte.

Und steht es in Politik und Wissenschaft, in Kunst und Literatur etwa besser? Was die Politik betrifft, so braucht man nur acht Tage lang — länger erträgt man es ohnehin nicht — sämmtliche Reden, die in Vereins- und Volksversammlungen, Gemeinderath und Parlament gehalten werden, aufmerksam zu lesen, und man wird genau wissen, was unsere Politiker von sich denken und was man von ihnen zu denken hat. Menschen der allergewöhnlichsten Art, Mittelmässigkeiten und Strohköpfe sieht man hier die Rolle von Propheten und Volksbeglückern spielen. Einen Mann, der

gerade so weit, als der Kirchthurm seines Heimatsdorfes sichtbar ist, für einen Denker, ja sogar für einen Dichter gilt, hört man von der unvergleichlichen Grösse und Herrlichkeit des deutschen Volkes, dieses Volkes der Dichter und Denker, declamiren, wobei er bedeutsam mit der Faust auf seine gewölbte Heldenbrust schlägt, damit nur Niemand im Zweifel bleibe, wen man als den reichstbegabten Sohn dieses reichbegabten Volkes anzusehen habe. Ein Anderer rühmt sich an einem Orte, wo er sicher ist, dass ihm nichts geschehen kann, seines unbeugsamen Muthes, seiner reckenhaften Unerschrockenheit, er donnert gegen die Regierung, gegen eine feindliche Partei oder gegen irgend etwas Anderes — er will ja nur donnern, einerlei gegen wen — er berauscht sich an dem Schall seiner Stimme, an der Wucht seiner Grobheit, und er nimmt endlich, wenn er ausgedonnert hat, die Glückwünsche seiner Freunde mit dem Lächeln eines Triumphators entgegen. Ein Dritter, ein Mann von »eiserner Consequenz«, die er hauptsächlich dadurch bethätigt, dass er die ihm mangelnde Schulbildung niemals durch Selbstbildung zu ersetzen versucht, ein derber, vierschrötiger Gesell ohne Manier und Schliff, ohne Wissen und Talent — hat sich gar zur Würde eines Parteihäuptlings emporgeschwungen, gebärdet sich als der einzig befugte Wortführer der Nation, erklärt bei jeder Gelegenheit, dass Millionen hinter ihm stehen, lässt sich in einem Blatte, das er ausschliesslich zum Behufe der Selbstverhimmelung herausgibt, als den bedeutendsten Mann des Landes preisen, lässt sich von einer Schaar hirnverbrannter Anbeter wie ein Götze huldigen, und lässt sich von seinen Taglohnschreibern in besonderen Lobschriften mit sämmtlichen grossen Geistern vergleichen, die je gelebt haben — ein Vergleich, der selbstverständlich durchaus zu Ungunsten der Verstorbenen ausfällt. Sind das nicht allerliebste Pröbchen eines Grössenwahns, der bereits hart an der Grenze steht, wo die psychologischeWürdigung aufhört und die psychiatrische beginnt? Alle diese Vereins-, Bezirks- und Provinzpolitiker, die zumeist an einer mehr als gewöhnlichen Be-

schränktheit leiden und von den historischen Zusammenhängen der Weltbegebenheiten keine Vorstellung haben, zeigen sich tief durchdrungen von dem Glauben an ihre staatsmännische Veranlagung und sind der festen Meinung, jeder ihrer Aussprüche sei für Europa und die umliegenden Continente von einer Alles überragenden Wichtigkeit. Als vor einiger Zeit im ungarischen Abgeordnetenhause ein Redner die Politik des Ministeriums so heftig angriff, dass der Präsident sich veranlasst fühlte, ihn zur Mässigung zu mahnen, da antwortete der selbstbewusste Volksvertreter: »Ich spreche Geschichte«. Das ganze Haus lachte. Aber im Grunde meinen doch alle die Komödianten der politischen Schaubühne, dies- und jenseits der Leitha sowie anderwärts, dass sie »Geschichte sprechen«. Ob die Geschichte auch von ihnen sprechen wird, ist freilich eine andere Frage.

Bei den Männern der Wissenschaft hat der Grössenwahn stets gastliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden. In erhöhtem Grade muss dies jedoch zu einer Zeit der Fall sein, wo die Wissenschaft in immer kleinere Arbeitsgebiete zerfällt, und immer mehr in Specialforschung aufgeht. Denn nichts befördert den Dünkel so sehr, wie die Einseitigkeit. Wer einmal das grosse Ganze, für das er arbeitet, aus dem Auge verloren hat, wer nur mehr für die geringfügigen Einzelheiten Sinn hat, die er erforscht und sammelt, der wird stets geneigt sein, seine Thätigkeit zu überschätzen, weil ihm der Massstab, dieselbe richtig zu bewerthen, fehlt. Er hält mit Recht jeden Fund, den er macht, für einen Fortschritt, allein den wissenschaftlichen Werth dieses Fortschrittes berechnet er falsch, und es ist eben nur menschlich, dass er sich dabei nicht zu seinem Nachtheile irrt. Wird aber der Rechnungsfehler allzu gross, dann ist die Sache bedenklich. Und leider kann von der überwiegenden Mehrheit unserer Gelehrten behauptet werden, dass ihre mehr die unteren als die oberen Körpertheile in Anspruch nehmende Thätigkeit Erzeugnisse zu Tage fördert, die durchaus nicht die Anerkennung verdienen, welche von ihren Urhebern immer

gefordert und nicht selten auch errungen oder erpresst wird. Der engherzige Philologengeist, den man längst todtgesagt, und der doch, wie es scheint, noch gar nicht an's Absterben denkt, hat sich in den letzten Jahrzehnten nach vielen Seiten hin weitreichende Uebergriffe erlaubt, und unsere Cultur hat dabei wahrlich nichts gewonnen. Die Wortklauber und Silbenstecher krabbeln bereits in allen historischen Disciplinen herum, vornehmlich in der Literaturgeschichte, die noch lange unter dieser Einwanderung zu leiden haben wird. Man fühlt sich oft ganz antiquarisch angehaucht, wenn man sieht und hört, was da geschaffen wird. Und mögen diese Kleinigkeitskrämer jedes Ei, das sie legen, noch so lärmend begackern, sie erinnern doch immer wieder an die kindische Gelehrsamkeit von dazumal, allwo ein Professor Hogel zu Gera als »vir illustris optimeque de literis promeritus« den gründlichen Nachweis zu führen vermochte, dass Gott die Welt am 26. September anno Eins erschaffen habe. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Summe an Fleiss und Mühe jahraus jahrein auf das belangloseste Zeug, auf allerlei Tand und Nichtigkeiten verschwendet wird, so muss man zugeben, dass auch heute noch in unseren Gelehrtenstuben eine Kraftvergeudung herrscht, die in der ganzen übrigen Natur nicht ihres Gleichen hat. Die unfruchtbare philosophische Speculation hat man glücklich in ihre Grenzen zurückgewiesen. Aber die philologische Tiftelei blüht nach wie vor und macht sich breiter denn je. Hoffentlich wird auch hier die Naturwissenschaft das Feld endlich säubern und uns die hochmüthigen Plagegeister vom Halse schaffen. Denn die Naturwissenschaft, der wir alle guten Keime danken, welche das moderne Leben in sich birgt, ist der nimmer ruhende Widersacher jener zünftigen Gelehrsamkeit, deren Druck nun seit Jahrhunderten auf der civilisirten Welt lastet und nur mit äusserster Anstrengung abzuschütteln sein wird. Einstweilen steckt unser Geschlecht noch zu tief in der überlieferten Denkweise und fühlt sich durch seinen eigenen Grössenwahn dem Geiste der Dogmatiker viel zu sehr verwandt, als dass an eine baldige

Befreiung zu denken wäre. Hört es sich nicht wie eine heute geschriebene und nur absichtlich in älteren Styl gekleidete Satire an, wenn man den langen schnurrigen Titel eines 1729 zu Freiburg erschienenen Buches vernimmt, der folgendermassen lautet: »Der gelehrte Narr oder ganz natürliche Abbildung solcher Gelehrten, die da vermeinen, alle Gelehrsamkeit und Wissenschaften verschluckt zu haben, auch in dem Wahn stehen, dass ihres Gleichen nicht auf Erden zu finden, wannenhero sie alle andere Menschen gegen sich verachten, einen unerträglichen Stolz und Hochmuth von sich spüren lassen, in der That aber doch selber so, wie sie in ihrer Haut stecken, Ignoranten, Pedanten, ja Erz-Phantasten und dumme Gimpel sind, die von der wahren Gelehrsamkeit, womit die Weisheit geschmückt sein muss, weit entfernt. Nebst einer lustigen Dedication und sonderbaren Vorrede, dergleichen Gelehrten zur guten Lehre und verhoffentlich daraus fliessenden Besserung, Anderen aber, so sich denen Studiis widmen und noch Anfänger sind, zur getreuen Warnung, auch sonst Jedermann zum Vergnügen geschrieben. Gedruckt auf des Autoris eigene Kosten«. — Gegenwärtig hat man es doch immerhin schon so weit gebracht, dass man gegen den Grössenwahn, selbst der Gelehrten, schreiben darf, ohne die Druckkosten selber zahlen zu müssen.

Die Künstler können wohl als die vorausbestimmten und bestgeeigneten, weil am wenigsten widerstandsfähigen Opfer der tückischen Zeitkrankheit angesehen werden. Denn die Phantasie, die ja ein unerlässliches Erforderniss künstlerischer Begabung ist, lässt sich eben nicht immer auf das Kunstleben beschränken und greift nur zu gerne auch in's Künstlerleben über, wo dann die Einbildungskraft als die Kraft, sich etwas einzubilden, erscheint. Auch hier lässt es sich wieder beobachten, dass der Grössenwahn der Besitzenden, das heisst hier der Künstler, in weit unangenehmerer Weise sich äussert, als jener der Nichtbesitzenden, der Dilettanten. Ein Mensch, dessen ohnmächtiger Geist sich allmächtig wähnt, und das ist eben der Dilettant, gewährt ein lächerliches

Schauspiel, das nur den Spott reizt, nicht den Zorn. Wer aber genug Talent und Kunstverstand besitzt, um als Künstler gelten zu können, und dennoch seine kleinen Leistungen mit den höchsten in eine Linie stellt, der erregt Aergerniss und Entrüstung. Der Grössenwahn des Dilettanten ist eine Schwäche, die nur ihm selber Schaden bringt. Der Grössenwahn des Künstlers aber schädigt die Kunst — wie wir in Folgendem, besonders in Hinblick auf das literarische Gebiet, darlegen werden.

Wer hat nicht wiederholt Gelegenheit gehabt, das bescheidene, zurückhaltende, tactvolle Auftreten unserer Künstler in gesellschaftlichen Kreisen bewundernd mitanzusehen? Wie geschickt verstehen es diese Leute, das Gespräch von ihrer eigenen Person, ihren Fähigkeiten und Werken immer wieder abzulenken, so oft es sich diesem Punkte nähern sollte! Mit welcher Sorgfalt vermeiden sie es, von ihren Erfolgen Erwähnung zu thun, wie zartfühlend wissen sie jedem Lobe, jeder Schmeichelei aus dem Wege zu gehen! Unsere Schauspieler müssen hier wie überall, wo von Bescheidenheit die Rede ist, in erster Reihe genannt werden. Obwohl ihnen doch die Vergänglichkeit ihres Ruhmes den Gedanken an eine rasche und gründliche Ausnützung desselben nahe legen sollte, sind sie doch wahre Muster der Selbstlosigkeit, immer nur der erhabenen Kunst und niemals den eitlen Ehren des Tages zugewendet. Beharrlich weisen sie die Beifallsbezeigungen, Lorbeerkränze und sonstigen Auszeichnungen zurück, mit welchen die Mitwelt sie zu überhäufen sucht. Nie suchen sie durch billige Effecte und Virtuosenstückchen ihr Publicum zu überrumpeln, denn sie verachten die Anerkennung, die durch so kleinliche Mittel gewonnen wird. Es ist ihnen nicht darum zu thun, dass ihr Name genannt werde, denn sie suchen den Lohn für ihre Leistungen in der eigenen Brust. Deshalb streben sie auch nicht nach Geld und Gut, handeln und feilschen nicht, sondern nehmen was man ihnen gibt — und das ist bekanntlich äusserst wenig. Sie leben einfach und zurückgezogen, drängen sich nirgends zu und

niemals vor. In Gesellschaft sind sie die Stillsten und Schweigsamsten von Allen und bemühen sich nie, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, oder gar den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu bilden. Wie könnten sie es ertragen, dass man sie auszeichne, ihnen huldige, da sie doch sehr wohl begreifen, dass ihre Kunst nur eine solche zweiten Ranges sei, nichts Bleibendes schaffe, und einer höheren Kunst bloss als Darstellungsmittel diene! Das denkwürdige Schreiben, welches die sowohl durch ihr Talent wie durch ihre Sittsamkeit berühmt gewordene Sarah Bernhardt im Jahre 1882 im Pariser »Gaulois« veröffentlichte, und in welchem sie schlankweg behauptete, dass ihre Darstellung von Sardou's Fédora — »die zweite Erschaffung des Weibes« bedeute, wird für alle Zukunft ein unvergängliches Zeugniss schauspielerischer Bescheidenheit bleiben.

Und nun zu unseren Dichtern und Schriftstellern. In der Literatur, wo bekanntlich die Production stets zu- und die Consumtion stets abnimmt, bildet sich nachgerade zwischen den Autoren und dem Publicum ein Verhältniss gegenseitiger Nichtachtung heraus, das wenigstens auf der einen Seite zu einer steigenden Selbstschätzung führt. Der Dichter, dessen Werke man nicht liest, wird stets ein Ankläger der Welt und ein Verehrer seiner selbst sein. An Grund, dem Publicum schlechten Geschmack vorzuwerfen, wird es ihm in der That niemals fehlen, und warum sollte ihm nicht just dieser schlechte Geschmack als die Ursache seiner Misserfolge gelten? Da ausserdem das Ausbleiben der Anerkennung in der Regel die Schaffenskraft lähmt, so wird der unglückliche Autor, den dies betrifft, sich selbst vorlügen, dass er nicht mehr will, was er in Wirklichkeit nicht mehr kann, und wird sich nun erst recht über den Pöbel erhaben dünken, für den zu schreiben er unter seiner Würde findet. Wie leicht kann er sich nun für einen Goethe halten, da ihm Niemand beweisen kann, dass er das nicht sei! Auf dem Pflaster unserer Grossstädte sieht man manchen hungernden Poeten herumlaufen, welcher jedem, der ihm zuhören

will, von der Grösse seiner Begabung und seiner Weltverachtung erzählt, an der zeitgenössischen Literatur die vernichtendste Kritik übt und allen Modeberühmtheiten das jüngste Gericht in Aussicht stellt für den Tag, an dem er selbst wieder die Feder ergreifen würde. Mittlerweile gibt er Anthologien heraus, um ein paar seiner alten Gedichte darin unterzubringen, und »verschenkt Ideen« an Leute, die deren bedürfen, denn er verfügt stets über einen unermesslichen Vorrath an »grossartigen Stoffen«. Nennt man ihm irgend einen bekannten Autornamen, so erklärt er achselzuckend, dass er mit dergleichen Stümpern auch nur ein Wort zu wechseln sich schämen und selbe, falls sie sich erkühnen sollten ihn aufzusuchen, durch seinen Kammerdiener hinauswerfen lassen würde. Dabei wohnt er in einem elenden Dachstübchen, lebt in äusserster Dürftigkeit, friert im Winter und hat im Sommer nicht Geld genug, ein Bad zu nehmen. — Andere Schriftsteller wieder bringen von vorneherein einen so ausgebildeten Grössenwahn in ihre Laufbahn mit, dass derselbe weder durch Erfolge noch Misserfolge vermehrt werden kann. Sie beginnen gleich damit, die allgemein als classisch anerkannten Werke hervorragender Dichter, deren Ruhm bisher für unantastbar gegolten, erbarmungslos herunterzumachen und für völlig werthlos zu erklären. Von diesem dunklen Hintergrunde literarischer Schutthaufen hebt sich dann der Name des Zerstörers um so glänzender ab. Mögen seine »Volksbühnenspiele« auch vorläufig durchfallen, er kräuselt nur spöttisch die Lippen, denn sein künftiger Sieg ist ja unausbleiblich! Auch die jüngsten Berliner »Stürmer und Dränger« haben in ähnlicher Weise ihren Einzug in die Literatur gehalten. Ihr Oberhaupt entfaltete unter betäubendem Geschrei die Fahne der »literarischen Revolution«, deren Schlachtruf »durch Grössenwahn zur Grösse« hiess, und deren Zweck kein anderer war als die Ruhmversicherung und Brotversorgung der »Revolutionäre«. Kaum schien dieser Zweck erreicht, als auch die »Revolution« schon zu Ende war. Nur der Grössenwahn ist glücklicherweise erhalten geblieben und

dürfte — lieb Vaterland, magst ruhig sein — nicht so bald verschwinden. Uebrigens wird die nachdrängende Jugend, die gerne die curulischen Stühle einnehmen möchte, auf welchen das Alter sitzt, sich bald nach einem wirksameren Kampfmittel umsehen müssen. Mit Marktschreierei und Grössenwahn wird sich nicht viel aufstecken lassen, denn in dieser Hinsicht leisten auch die alten literarischen Würdenträger gerade genug. Wilhelm Jordan z. B., der Nibelungensänger, lässt sich über seine eigenen, im Selbstverlage erscheinenden Werke in einem »Weihnachtskataloge« also vernehmen: »Bei vollendeter Herrschaft über Vers und Sprache besitzt der Dichter in bisher nicht erreichtem Masse die Gabe geradezu plastischer Darstellung durch das blosse Wort« u. s. w. Will man es ein übertriebenes Feingefühl nennen, wenn wir diese »geradezu plastische« Selbstverherrlichung unpassend, ja verletzend finden? Da fängt es unser lieber Nachbar vom andern Leitha-Ufer, Herr Moriz Jókai, doch viel schlauer an. So oft er die Zahl seiner in Deutschland viel und gern gelesenen Romane um einen neuen vermehrt, bekommt man zur Empfehlung desselben den stehenden Satz zu lesen: »Jókai selbst bezeichnet diesen Roman als seinen besten.« Es wäre interessant, zu erfahren, welcher von diesen »besten« eigentlich der allerbeste ist: wenn aber dieser allerbeste im nächsten Jahre durch einen noch besseren übertroffen werden sollte, welche Bezeichnung wird dann Herr Jókai für dieses Monstrum an Vollkommenheit erfinden?

Möchten sich doch unsere Schriftsteller ein beachtenswerthes Vorbild zur Nachahmung empfohlen sein lassen: den seltsamen Schwärmer Johann Kaspar Lavater nämlich, der in der Vorrede zu einem seiner Werke an jeden Käufer desselben die Aufforderung richtete, das Buch zurückzuschicken, wenn ihn der Kauf gereuen sollte; er, der Autor, sei bereit, Jedermann den ausgelegten Betrag zu ersetzen. Die Zahl Derjenigen, die es heutzutage auf eine solche Werthprobe ankommen liessen, dürfte wohl etwas weniger als sechzehn-

tausend betragen, trotzdem der neueste Schriftstellerkalender eine tintenklecksende Armee von dieser Stärke ausweist.

Es gäbe nun freilich eine Macht, die fähig und berufen wäre, dem Umsichgreifen des Grössenwahnes in Kunst und Literatur Einhalt zu thun. Wir meinen die Kritik. Allein die moderne Kritik hat ihre Aufgabe, die Entwicklung der Kunst rathend und fördernd zu begleiten und das Publicum zu tieferem Kunstverständniss zu erziehen, längst aus dem Gesichte verloren. Sie ist zum literarischen Selbstzweck geworden. Sie ist von einem Geiste beherrscht, der nur Funken gibt, aber nicht leuchtet. Sie zeigt auf sich selbst, statt auf den Weg. Sie witzelt, wo sie ernst sein, sie kokettirt, wo sie predigen, sie will lehren, wo sie lernen sollte. Und so haust sie in der Kunst, wie der Bock als Gärtner, zieht alle Uebel gross, die sie bekämpfen sollte, und ist selber dem Grössenwahn mit Haut und Haar verfallen. Mit welcher hochnasigen Sicherheit, mit welcher selbstgewissen Unfehlbarkeit wird da geurtheilt und abgeurtheilt! Jeder Einzelne dieser Prätoren des literarischen Forums betrachtet sich als die oberste kritische Behörde, gegen deren Entscheidungen es keine Berufung gibt. Man muss es unter solchen Verhältnissen ein Glück nennen, dass die Kritik ihren Einfluss auf das Publicum mehr und mehr verliert, eine Thatsache, deren wesentlichste Gründe allerdings in anderen Umständen zu suchen sind, die zu besprechen hier nicht der Ort ist. Die Kritik hat ihre Mittelstellung zwischen Kunst und Leben, zwischen den Künstlern und der Gesellschaft aufgegeben, sie ist selbst ein Kunstzweig oder, wenn man will, ein Kunstindustriezweig geworden, möchte aber mit den Annehmlichkeiten ihrer neuen auch die Vortheile ihrer alten Stellung behalten. Wird aber einst ihre Machteinbusse vollendet sein und dies sowohl dem Publicum wie auch den Künstlern zu klarem Bewusstsein kommen, dann wird sie den Boden unter den Füssen verlieren und verschwinden, ohne betrauert zu werden. Man halte doch nur Umschau unter den literarischen und Kunstkritikern der Gegenwart. Wahrhaftig, man wird Diejenigen

an den Fingern einer Hand herzählen können, die man nicht leichten Herzens zu entbehren vermöchte. Und je einfluss-reicher solch ein Geschmacksrichter, das heisst je einfluss-reicher die Zeitung ist, für die er schreibt, desto getroster kann man an seine Ueberflüssigkeit glauben, denn desto sicherer kann man sein, dass er seine Macht überschätzt und sie deshalb um so rücksichtsloser missbraucht. Wir Wiener wissen etwas von kritischem Grossmogulthum zu erzählen. Wir haben es staunend miterlebt, wie ein Mann, dessen geistiger Begabung man die vollste Anerkennung zollen kann, ohne darum seine Willkür und Launenhaftigkeit verzeihlich zu finden, und dessen kritische Vergangenheit mehr Wider-sprüche aufweist als der abenteuerlichste Blaustrumpfroman, wie dieser Mann, als ihm die Stelle eines Directors der ersten deutschen Bühne angeboten wurde, eine so unverdiente Ehre mit einem Schreiben ablehnte, das in Styl und Ton an die Kundgebungen morgenländischer Despoten erinnerte. Wie gnädig versicherte er darin, dass er für besagte erste deutsche Bühne »immer zu Hause sein werde«, auch ohne deren Director zu sein! Wozu hatte er es auch nöthig, sich diese Last aufzuladen? War Er es doch, der die Directoren er-nannte! Und nun sollte er sich ernennen lassen? Ist es nicht bequemer, durch Andere zu herrschen, als dies unmittelbar zu thun? Selbst Wilbrandt war ja »seine« Creatur, denn Er — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — »schob die andringenden Bewerber beiseite und empfahl den Einzigen, der sich nicht bewarb«. So hochherzig wusste er die Be-scheidenheit zu belohnen. Nun ja! Die Tugenden, die man nicht besitzt, pflegt man am meisten zu schätzen.

Die moderne Kritik geht ihrer Selbstauflösung entgegen, denn was von ihr begehrt wird, leistet sie nicht, und was sie leistet, wird nicht begehrt. Um ein geistvolles Feuilleton zu schreiben, braucht man kein Kritiker zu sein, und um eine Reclamenotiz fertig zu bringen, noch weniger. Aber das Bedürfniss nach einer vernünftigen, berufstreuen Kritik wird, wenn deren Zerrbild einmal beseitigt sein wird, sich um so

dringender fühlbar machen. Und wie jede Noth in der Natur durch sich selbst ihre Abhilfe erzeugt, so darf man hoffen, auch eine Wiedergeburt der Kritik im Geiste Lessing's zu erleben, einer Kritik, die sich weder zum Tyrannen der Kunst aufwerfen, noch zum Sklaven der Reclame wird erniedrigen wollen.

Das Eindringen der Reclame in die Kritik hat die Ausbreitung des Grössenwahns unter Künstlern und Schriftstellern ausserordentlich gefördert. Wir halten uns an das literarische Gebiet, wo der Uebelstand am stärksten ist und die Beispiele am deutlichsten sprechen. Die literarische Production ist heute eine so umfang-, wenn auch nicht inhaltsreiche, dass kaum Diejenigen, die sich berufsmässig damit befassen, auf dem Laufenden bleiben können. Nur Autoren ersten Ranges können noch darauf rechnen, in allen Theilen Deutschlands gelesen zu werden, während die dii minorum gentium sich mit einem beschränkteren Leserkreise begnügen müssen. Da aber Verleger und Zeitschriften, um Käufer und Abonnenten zu gewinnen, genöthigt sind, dem Publicum die Werke »hervorragender« Schriftsteller zu bieten, so hilft man sich einfach damit, dass man in reclamehaften Anpreisungen — und dazu gibt sich die Kritik her! — jeden Dutzendautor als eine der besten Federn Deutschlands ausschreit. Diese Sucht, kleine Namen mit grossen Titeln aufzuputzen, verdankt ihren Ursprung wohl zu gleichen Theilen dem Geschäftseifer der Buchhändler und der Eitelkeit der Schriftsteller. Man kann keinen Blick in ein Zeitungsblatt werfen, ohne den Spuren dieses Lasters zu begegnen. Wen würde es z. B. interessiren, dass der Dichter Hinz, von dem kein Mensch jemals etwas gehört hat, ein Mädchenherz durch seine Neigung beglückt? Liest man aber in den »Hof- und Personalnachrichten«, dass der »rühmlichst bekannte« Dichter Hinz sich mit Fräulein Kunz verlobt habe, dann wird sich Jedermann hüten, den »rühmlichst Bekannten« nicht zu kennen. Die neuesten Novellen irgend eines Herrn Meier zu lesen, wird Niemandem einfallen. Wenn aber der »beliebte Erzähler« Meier in's Treffen

geführt wird, dürfte ihn zwar auch Niemand lesen, doch merkt man sich allenfalls den Titel des Buches, um in Gesellschaft darüber reden zu können. O, unsere Zeit ist reich an grossen Meistern und Werken! Wie viele Romane erscheinen jährlich, von deren jedem die Begleitnotiz des Verlegers ernsthaft versichert, dass in den letzten zehn Jahren kein auch nur annähernd gleichwerthiges Buch die Presse verlassen habe. Mitunter wird sogar ein »deutscher Dickens« oder eine ähnliche Unverschämtheit gewagt, und auch darüber wundert man sich nicht mehr. Ja der Schriftsteller verlangt von dem ihm befreundeten Recensenten ein so dick aufgetragenes Lob, weil ein geringeres weder ihm selbst genügt noch auf das Publicum Eindruck macht. Die Ausschreitungen der Reclame sind so weit gediehen, dass dadurch alle kritischen Werthmasse verwischt und aufgehoben, dass gleichsam alle Grenzsteine weggeschwemmt wurden, so dass nun Keiner mehr weiss, was ihm zukommt, und daher jeder Kleinbauer sich für einen Grossgrundbesitzer ausgeben kann. Wenn es für die vorzügliche Leistung keinen höheren Ausdruck der Anerkennung gibt als ebendenselben, den man an die geringfügige Leistung verschleudert hat, dann hört der Unterschied zwischen Gut und Schlecht zu bestehen auf, dann ist jeder Farbenschmierer ein Raphael, jeder Versedrechsler ein Shakespeare. Auf allen Kunstgebieten liegt die Quantität im Kampfe mit der Qualität, und der Sieg, zum Mindesten der 'augenblickliche, materielle Sieg', gehört ausnahmslos der ersteren. Die Talente versinken in einem Meer von Mittelmässigkeit, und diese glaubt so hoch emporzusteigen, so tief sie jene niederzieht. Und da die Mittelmässigkeit überall das grosse Wort führt, so behält sie Recht, indem sie selbst sich Recht gibt. Schon der alte Lohenstein klagte: »Es giebt offt Schattenwerck ohne Leib, und Ruhmsprüche ohne Verdienste, welche keinem Dinge ähnlicher sind, als denen auf leere Gräber gesetzten Grabe-Schrifften.« Seither ist die Häufigkeit dieser Erscheinung wohl um ein Erkleckliches gewachsen. Und dem ehrlich Strebenden bleibt

heute der einzige Trost, dass die Zukunft, mögen Grössenwahn und Reclame in der Erfindung solcher »Grabe-Schrifften« auch zur äussersten Schamlosigkeit fortschreiten, dennoch erkennen wird, dass die Gräber leer seien. Freilich ein karger Trost! Denn die Gegenwart lebt ja nur für die Gegenwart, und die Zukunft als Nachrichter flösst ihr wenig Schrecken ein. — —

Bisher haben wir das Walten des Grössenwahns zwar über weite Gebiete hin, aber doch immer nur mit Beschränkung auf das Individuum verfolgt. Allein der Grössenwahn bleibt nicht beim Einzelwesen stehen, er ergreift auch die Gemeinschaft, mag sie nun einen engeren oder weiteren Kreis umfassen, mag sie nun Verein, Gemeinde oder Nation heissen.

Wenn irgendwo ein paar Leute sich zusammenthun, um eine neue Actiengesellschaft, eine neue Zeitung oder sonst etwas zu gründen, so kann man sich darauf verlassen, dass der Grössenwahn mit am Berathungstische sitzt. Ohne seine Beihilfe ein Programm zu verfertigen ist unmöglich. Aber wie wohl fühlt er sich erst, wenn die Neugründung wirklich zu Stande kommt, besonders wenn es eine Zeitung werden soll, denn er weiss, dass ihm nun wieder ein breiter Tummelplatz geöffnet ist. Der Zeitungs-Grössenwahn, eine der merkwürdigsten Erscheinungsformen der Krankheit, ist thatsächlich in allen Redactionsstuben zu Hause und äussert sich vornehmlich darin, dass jede Zeitung in einer Weise geschrieben wird, als ob sie die einzige wäre, die es auf Erden gäbe, und als ob sämmtliche Menschen verpflichtet wären, sie zu lesen und, was sie sagt, zu glauben. Der Journalist, der eines Abends mit den Worten unter seine im Kaffeehause versammelten Genossen trat: »Na, der Czar kann sich freuen! Heute habe ich's ihm einmal ordentlich gegeben«, sprach nicht nur aus seinem persönlichen, sondern auch aus dem Grössenwahn seiner Zeitung heraus. Was immer in einem der fünf Welttheile sich ereignet und einem unserer Blätter oder Blättchen in den Kram passt, wird sofort mit einem daselbst erschienenen Artikel in Zusammenhang

gebracht und als dessen unmittelbare Folge dargestellt. Und was hienieden nur irgend stürzbar ist, sei es ein an seinen Fauteuils festgewachsenes Ministerium oder ein noch gar nicht recht ernannter Theaterdirector, das wird, wenn es zu Falle kommt, sicherlich ein Zeitungsschreiber »gestürzt« haben. Derlei ist zwar häufig nur auf die Leser berechnetes Geflunker, noch öfter aber ist es echter, unverfälschter, punzirter Grössenwahn.

Auch der mächtige Aufschwung, den das Vereinswesen allenthalben in den letzten Jahrzehnten genommen hat, rührt wohl theilweise von der billigen Befriedigung her, die da für die menschliche Eitelkeit zu holen ist. Vereinsmeierei und Grössenwahn wachsen — wie Dummheit und Stolz — »auf einem Holz«. Die tausend Stückchen und Streiche, die hier zu erwähnen wären, sind zu kleinlicher Natur und zu oft besprochen und belacht worden, als dass man noch ein Wort darüber verlieren müsste. Erwähnenswerth ist jedoch eine gewisse Art von Vereinigungen, die bald die strengeren Formen einer Körperschaft, bald nur das lockere Gefüge einer »Partei« annehmen und den Grundzug gemein haben, dass sie sich um den Träger irgend eines berühmten, gefeierten Namens gruppiren. Nie hat es eine Zeit gegeben, in welcher der Personencultus so üppig gedieh und blühte, wie gegenwärtig. Und auch hier sind nicht etwa, wie man meinen sollte, Demuth und Selbstentäusserung, sondern im Gegentheile die allerschlimmste und läppischeste Eitelkeit im Spiele. Wenn Einer nichts, gar nichts ist, wenn er kein Fünkchen in sich entdeckt, mit dem er leuchten könnte, so borgt er von dem Glanze eines Andern, um damit seine eigene Blösse zu decken. Er sucht sich irgend einen bedeutenden Mann als Gläubiger aus und fühlt sich bald, kraft der Begeisterung, die er für Jenen empfindet, selbst als bedeutender Mann. An Leidens- und Gesinnungsgenossen wird es ihm gewiss nicht fehlen, und haben sich erst etliche gefunden, dann treiben sie vereinigt die Tollheit im grössten Styl. Sie schaaren sich um ihr

Götzenbild, stimmen Lob- und Jubelgesänge an und betheuern einmal über das andere: »Er ist einzig, Er ist unvergleichlich — wir verstehen Ihn, wir ganz allein — wer nicht für Ihn ist, der ist wider uns — wer nicht für uns ist, der ist wider Ihn: folglich ein Böotier und Dummkopf!« Wird ein Zweifel, ein Bedenken gegen den Meister laut, so nehmen sie das als persönliche Beleidigung auf. Sie sind blind und taub gegen den Inhalt jedes Einwandes: schon dass ein solcher erhoben wurde, genügt, um sie in Harnisch zu bringen. Sie gleichen jenem Magister, der den Aristoteles so hoch schätzte, dass er nicht dazu gebracht werden konnte, durch ein Fernrohr die von Galilei neu entdeckten Sterne zu betrachten, weil er fürchtete gestehen zu müssen, dass Aristoteles dieselben noch nicht gekannt habe. Die Eitelkeit ist in ihnen so mächtig, dass sie selbst die Lächerlichkeit nicht scheuen. Und schliesslich wissen sie vor lauter erheuchelter Andacht und erkünstelter Verzückung nicht mehr genau zu unterscheiden, wer es denn sei, der die bewunderten Werke geschaffen habe, ob sie, die Verehrer, oder Er, der Verehrte. So wird unter dem Vorwande, einem Grossen zu huldigen, der Grössenwahn der Kleinen gesättigt und gemästet.

Gehen wir von den Gemeinschaften, wie Erwerb oder Gesinnung sie knüpfen, zu den natürlichen über, die auf Wohnort und Sprache beruhen, so begegnen wir denselben leidenschaftlichen Uebertreibungen, wenn auch in veränderter Form. Der ortsbürgerliche Grössenwahn, den man »Localpatriotismus« nennt, ist neuerdings wieder stark in Mode gekommen. In Wien z. B. macht man einen förmlichen Sport daraus und reitet auf dem »goldenen Wiener Herzen« und der »echten Wiener Gemüthlichkeit« und verschiedenen anderen Wiener »Specialitäten« mit rührender Beharrlichkeit herum. Hochadelige Herren suchen mit Volkssängern und Lohnkutschern an »Urwüchsigkeit« zu wetteifern, und Gassenhauer, die dem »Pöbel« zu gemein sind, erklingen im »vornehmen« Salon. Leute, die einen ganz anderen Dialect zu sprechen gewohnt sind, als jenen von Lerchenfeld, spielen

die »Urwiener« und reden von den Türkenkriegen so patzig, als wären sie dabei gewesen. Mit wahrer Liebe zur Heimat hat dieser Schwindel aber gar nichts zu schaffen, denn solche Liebe bethätigt sich auf edlere und würdigere Art. Um dasjenige, worauf der Wiener mit Fug und Recht stolz sein darf, die ehrwürdige Geschichte dieser Stadt und ihrer Cultur, die steinernen Denkmäler ihrer Grösse, die Werke der Dichtkunst, Malerei und Musik, die hier geschaffen wurden, die Erzeugnisse des Gewerbfleisses der Väter, um dies Alles kümmern sich diese tanzenden Derwische des Localpatriotismus nicht im Mindesten. Die Kunst, für die sie schwärmen, ist im Tingl-Tangl daheim, ihre Begeisterung stammt aus Pilsen und ihre »Volksthümlichkeit« duftet nach Patchouli. Wie man sieht, setzt sich der Grössenwahn mitunter aus sehr gemischten Empfindungen zusammen.

Am abscheulichsten und ekelerregendsten sind aber die Symptome der Krankheit dort, wo sie die Gesammtheit aller durch eine gemeinsame Geschichte und Sprache Verbundenen befällt, wo sie als nationaler Grössenwahn erscheint. Der Verf. dieser Schrift weiss sich von einer so warmen und aufrichtigen Liebe zu dem Volke, dem er angehört, erfüllt, dass er den Vorwurf »nationalen Stumpfsinnes« oder des »Verraths an der nationalen Sache« und was dergleichen wohlfeile Redensarten mehr sind, ruhig über sich ergehen lassen kann. Jeder, der es mit seiner Nation ehrlich meint, soll und muss heute seine Stimme erheben gegen die Verirrungen einer künstlich erhitzten, von gewissenlosen Demagogen geschürten und angefachten Leidenschaft, welche die ursprünglichsten und gesündesten Regungen der menschlichen Natur zur aberwitzigen Verblendung und wüsten Hetze ausarten liess. Glauben die Maulhelden, die mit jener Unermüdlichkeit, deren nur der phrasenhafte Ueberschwang fähig ist, immer und immer wieder das alte Lied von der Grösse ihrer Nation, von deren Krieges- und Siegesthaten, von deren einzig dastehender Cultur, von deren unerreichbar edlen Männern, unnachahmlich

züchtigen Frauen, unübertrefflich schönen Liedern, unvergleichlich schattigen Wäldern, süssen Weinen und duftenden Rosen — singen und wiederholen, glauben diese Lobpreiser ihrem Volke hiermit wirklich zu nützen? Wenn ein Erzieher seinem Zögling, statt denselben zur Arbeit und Tugend anzuhalten, fort und fort nur von dessen Ahnen, ihrem Ruhm und ihren Reichthümern erzählte, könnte dies nicht zur Folge haben, dass der Knabe es für angemessen hielte, auf den Lorbeeren seiner Ahnen auszuruhen, dass er dumm, faul und stolz würde? Und solche Volkserzieher, solche Volksverderber sind unsere »nationalen« und »nationalsten« Politiker. Wer sein Volk liebt, der muss vor Allem für sein Volk arbeiten und, wenn er öffentlichen Einfluss besitzt, nicht den Hochmuth der Menge kitzeln, nicht auf das hinweisen, was die Väter geleistet haben, sondern auf das, was die Söhne leisten sollen. Zwischen Selbstgefühl und Arroganz besteht derselbe Unterschied wie zwischen Nationalgefühl und Chauvinismus. Eine gute Erziehung wird das Selbstgefühl, eine gute demokratische Politik das Nationalgefühl stärken. Ein schlechter Pädagog aber wird die Arroganz grossziehen und ein Demagog den Chauvinismus. — —

Fasst man nun die Masse der Einzelerscheinungen zusammen, die selbst bei einer nur flüchtigen Umschau den Blick des Beobachters fesseln, so wird man — ohne den Dingen Gewalt anzuthun und ohne Nichtzusammengehöriges willkürlich unter einen Hut zu bringen — einräumen können und müssen, dass der Grössenwahn in Wahrheit ein das ganze moderne Leben durchdringendes Uebel ist und daher mit Fug als eine Zeitkrankheit bezeichnet werden darf. Alles ist davon angesteckt, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung. Von dem socialen Fragezeichen, genannt Hausirer, der seinen Sohn Jus studiren lässt, damit derselbe Minister werde, bis zu dem Minister, der, weil er Jus studirt hat, die sociale Frage lösen zu können glaubt, ja noch höher hinauf und noch tiefer hinunter reichen die Polypenarme des weltumschlingenden Grössenwahns. Wie viel thun wir uns

darauf zu Gute, die anthropocentrischen Anschauungen früherer Zeitalter, welchen die Erde, als Trägerin des Menschengeschlechtes, für den herrschenden Mittelpunkt des Weltalls galt, überwunden zu haben. Aber es scheint, als hätten wir nur für den kleineren Irrthum einen grösseren eingetauscht, denn was vordem das ganze Menschengeschlecht als solches für sich in Anspruch nahm, beansprucht heute jeder Einzelne für sich allein. Jeder dünkt sich der Mittelpunkt einer nur um ihn sich drehenden Welt, die geschaffen sei, ihm zu dienen, und die auszubeuten und zu beherrschen sein Lebenszweck sei. Man hat unserer Zeit oft vorgeworfen, dass sie der poetischen Schwungkraft, der Phantasie entbehre. Allein dieses für nüchtern verschrieene Jahrhundert ist vielleicht das phantastischeste von allen. Die Phantasie ist ja die goldene Brücke, die den Abgrund zwischen Wollen und Können überspannt. Und wer glaubt heute nicht, zu können, was er will? Allerdings hat auf diese Weise unsere Phantasie im Dienste unserer Selbstsucht so viel zu thun, dass ihr für andere Verrichtungen keine Kraft mehr übrig bleibt.

Je weitere Verbreitung aber ein Uebel findet, desto wahrscheinlicher ist die Annahme, dasselbe müsse nicht aus individuell gegebenen, sondern aus allgemein vorhandenen, die ganze Atmosphäre einer Zeit durchschwirrenden Keimen sich entwickelt haben. Dies trifft auch in unserem Falle zu. Man wird bei genauerer Betrachtung eine Reihe von Ursachen entdecken, die einer Geistesrichtung, wie sie scheinbar nur der Eigenart des Einzelnen entspringen kann, die breiteste sociale Grundlage gewähren. Man bedenke zunächst, dass jeder Mensch, der mit seiner Zeit lebt, ein Ebenblid derselben bietet, gleichwie der weite Himmel sich im kleinsten Wässerchen spiegelt. Sollte nicht ein Jahrhundert der technischen Errungenschaften, welches rastlos und beflügelt vorwärts stürmt und in kurzer Frist eine ungeheure Entwicklungsstrecke zurückgelegt hat, das Streben seiner Kinder mit einer vorgreifenden Hast, ihre Nerven mit einer treibenden Unruhe, ihr Gehirn mit dem Dünkel der Allmacht erfüllen?

Und ist nicht umgekehrt gerade in dem Grössenwahn unseres Geschlechtes ein Zeichen zu erblicken, dass der Fortschritt nun eine Grenze erreicht hat, über welche für lange Zeit kein Hinausschreiten möglich sein wird? Als die Menschen nahe daran waren, durch einen Thurmbau den Himmel zu erreichen, da verwirrte der Herr ihre Sprache und zerstreute sie über alle Länder. Der tiefe Sinn der alten Sage ist eine fortklingende ernste Mahnung.

Man braucht sich jedoch nicht in Abstractionen zu versenken, um die Wurzel der Krankheit aufzugraben, denn diese Wurzel hat mächtige Zweige, die sehr concret zu Tage liegen. Vorerst unser Unterrichtswesen mit seinen auf die Bildung hinzielenden, aber die Halbbildung erzeugenden Lehrplänen; mit der Vielwisserei und Kräftezersplitterung, die es zeitigt, mit dem ungesunden Ehrgeiz, den es weckt, und mit der unzweckmässigen, dem modernen Geiste nicht entsprechenden Ausrüstung, die es der Jugend in die Welt mitgibt. Dann unser Gesellschaftsleben mit seinen steifleinenen Gesellen und seiner ledernen Geselligkeit, mit seiner geistigen Oede, die jedem hochnasigen Gecken und jeder aufgeblasenen Modepuppe eine Rolle zu spielen erlaubt. Ferner die Erweiterung der staatsbürgerlichen Rechte, die Freigebung vieler Berufsarten, kurz alle die theils glücklichen, theils unglücklichen, durchwegs aber unzulänglichen Neuerungen, die aus den Jahren herrühren, da der Liberalismus in ganz Europa die herrschende Richtung war. Es wurden damals so viele, früher in Fesseln gelegene, sociale und wirthschaftliche Kräfte entbunden, und es rief dies auf zahlreichen Erwerbsfeldern einen so plötzlichen und überraschenden Aufschwung hervor, dass allseits ein Taumel die Gemüther ergriff; man glaubte, am Anfange einer Entwicklung zu stehen, die in's Unendliche fortwähren und die Welt mit reicher Segensfülle überschütten werde. Die Unternehmungslust, die Speculation, der Schwindel regten und rührten sich, der Bedarf an Arbeitskräften stieg und eine Menge mittelmässiger Köpfe gelangte über Nacht zu Stellung und

Ansehen. Das sociale Wachsthum der Menschen hatte eine ungeahnte Beschleunigung empfangen. Die Frist, die man sonst brauchte, um eine Stufe der gesellschaftlichen Rangleiter zu erklimmen, reichte jetzt hin, deren zehn zu überspringen. Man erwarb leicht und schnell, aus Nichts ward Etwas, aus Nullen wurden Leute. Man schwamm in eitel Glückseligkeit. Aber die Freude dauerte nicht lange. So plötzlich der Aufschwung gekommen war, so plötzlich kam der Zusammenbruch. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf er die Schwelger und Prasser, die sich geborgen und sicher gewähnt hatten. Mit einem Schlage war das Haus der Feste zum Trauerhause geworden. Und so hart, so furchtbar, so grausam nahm dieser Schlag uns mit, dass wir heute noch unter seinen Nachwirkungen zu leiden haben. Aber auch die trügerischen Hoffnungen, die jener kurze Gold- und Glanzrausch geweckt, klingen und zittern noch heute in unseren Seelen nach. Die Sturmfluth der Schwindelzeit ist abgeflossen, und der trübe Bodensatz, den sie zurückgelassen, heisst Grössenwahn. Er ist ein Stück jener sittlichen Fäulniss, die an unserem Gesellschaftskörper, an unserem öffentlichen und privaten Leben zehrt; und er ist von derselben roh materialistischen, grob sinnlichen Beschaffenheit wie unsere übrigen Neigungen und Triebe. Wir haben uns so völlig daran gewöhnt, alle Güter geistiger sowie ungeistiger Art in Geldeswerth umzusetzen, dass wir auch das Streben nach all diesen Gütern, mag es sich unter welchem wohlklingenden Namen immer verbergen, schlechtweg Habsucht nennen dürfen. Das Wort ist nicht cynischer als der Begriff. Mögen wir nach Erfolgen auf dieser oder jener Laufbahn trachten, es ist uns stets um den Lohn zu thun, der sich zählen und wägen lässt. Die Schönredner, die sich gerne Idealisten heissen lassen, werden das mit gut gespielter Entrüstung bestreiten. Immerhin! Die Entrüstung kleidet ja so hübsch! Was aber jener Geldgier den Stempel schmutzigster Niedrigkeit aufdrückt, das ist nicht nur ihr Endziel, sondern auch der Weg, auf dem es erreicht werden soll: ein Weg, nach dessen sonstiger

Beschaffenheit gar nicht gefragt wird, wenn er nur kurz und mühelos ist. Kann man denselben durch Charakterlosigkeit und Preisgebung seiner Ehre verkürzen, um so besser. Wenn nicht, so harrt man auf irgend einen günstigen Zufall, irgend ein Glückswunder, das helfen soll. Ein Haupttreffer, eine reiche Heirat — derlei kommt ja alle Tage vor, nicht wahr? Daher die Trägheit, die sich unserer jungen Leute bemächtigt, diese dumpfe, blöde, nichtswürdige Trägheit, die den Menschen wie ein Morast niederzieht! Und aus diesem Morast steigt der Pesthauch des Grössenwahns auf und umnebelt die Sinne. Es ist Keiner so dumm, dass er nicht die ganze übrige Welt für noch dümmer hielte. Und wenn Einer gar neben der nöthigen Scrupellosigkeit auch noch einige Anlagen besitzt, wie sicher muss er sich seines Erfolges halten, da er doch sieht, dass nur so wenig Talent und nur so viel Selbsterniedrigung dazu gehört, um es zu etwas zu bringen!

Zu Alledem kommt noch jene seltsame Erregung des Ehrgeizes, die durch die zunehmende Oeffentlichkeit unseres Lebens hervorgerufen wird. Einst lebte man für sich, für seine Familie, für sein Vaterland. Heute lebt man noch für einen vierten Factor: die Zeitung. Ja es gibt Menschen, die nur mehr für die Zeitung leben, und die Presse kommt diesem Hange liebreich entgegen. Sie bringt über Alles und Jegliches ausführlichen Bericht, auch über das Geringfügigste und Nebensächlichste, denn sie weiss, dass ihr dies mehr nützt und sie dem Publicum unentbehrlicher macht, als die hohe Politik. Wenn Jemand in einem Vereine für Leichenverbrennung eine Rede gehalten oder auch nur den »Schluss der Debatte« beantragt hat, oder wenn es ihm gelungen ist, aus einer Hunde-Ausstellung seinen Seidenpintscher preisgekrönt heimzuführen, so ist Dasjenige, was er am nächsten Morgen zuerst in seinem Leibblatte sucht, nicht der neueste Drahtbericht aus Berlin oder Paris, sondern der Bericht über seine Rede, beziehungsweise seinen Hundepreis. Wessen Name nicht bei irgend einer Gelegenheit, nicht wenigstens ein einziges Mal in der Zeitung gestanden ist, der zählt nicht zur

Gesellschaft. Der Besitz an gesellschaftlicher »Ehre« hat, wie der Bodenbesitz, sein Grundbuch: das ist die Zeitung. Was dort nicht verzeichnet ist, hat keinen gemeingiltigen, rechtlichen Bestand, keinen Platz, keine Nummer — es ist Luft. Wer aber zeitungsfähig ist, der ist salonfähig, und wenn er auch nur unter der Rubrik »Gerichtssaal« vorgekommen wäre. Hat es aber Einer gar bis zu den »Personalnachrichten« gebracht, dann ist er ein Mann von Gewicht, dann gebührt ihm ein Ehrenplatz an der Tafel und der Vortritt vor Allen, die nur in der »Localchronik« Erwähnung fanden. Heldenthaten muss man jedoch nicht gerade verrichtet haben, um dieses Ziel, des Schweisses der Edlen werth, zu erreichen. Es genügt vielmehr, einen neuen Lampenschirm erfunden oder in einem Wettradfahren gesiegt zu haben, um mit Bismarck und Moltke auf derselben Zeitungsseite genannt zu werden. Und da sollte man nicht berechtigt sein, sich für eine ungemein bedeutende Persönlichkeit zu halten?!

Der wesentlichste und namhafteste Entstehungsgrund des Grössenwahnes dürfte aber in der Lockerung und Lösung der den modernen Menschen umgebenden Culturverhältnisse zu suchen sein. Der civilisirte Mensch lebt in einem engeren Raume als der uncivilisirte. Die Güter, deren Genuss jener vor diesem voraus hat, muss er mit einem Opfer an persönlicher Freiheit bezahlen. Er ist von allen Seiten beschränkt und im Zaume gehalten, durch Religion, Sitte, Gesetz, Ueberlieferung u. s. w., er fühlt diesen Zwang und unterwirft sich demselben. Werden aber diese Schranken durch irgend eine äussere Gewalt durchbrochen oder niedergerissen, dann merkt der Eingeschlossene dies sofort, er dehnt sich und streckt sich, und da er keinen Widerstand verspürt, glaubt er sich völlig frei und geräth in diesem ungewohnten Zustande nun selber aus Rand und Band. Gleichwie bei einem in dünnere Schichten emporsteigenden Luftballon der atmosphärische Druck, welcher der Expansion des eingeschlossenen Gases entgegenwirkt, verringert wird, so dass nun das Gas sich ungehemmt ausdehnt und seine

Hülle zersprengt; ebenso wirkt das Nachlassen des den Menschen umgebenden geistigen Druckes auf die eingeengte Seele, und die dann erfolgende gewaltsame Ausdehnung ist eben — Grössenwahn. Wir befinden uns in einem Zeitalter des Ueberganges, wo alles Alte sich auflöst und das Neue noch keine feste Form gewonnen hat. Die Mauern der Ueberlieferung reissen wir nieder, ohne noch für das Haus, das wir an deren Stelle setzen wollen, einen bestimmten Bauplan zu besitzen. Unsere Gesellschaftsordnung wankt und kracht in allen Fugen. Die ererbten Sitten und Bräuche verurtheilen wir, doch deren Ersatz ist noch nicht gefunden. Der Glaube ist uns abhanden gekommen, aber wir haben die Lücke leer gelassen, weil wir nicht den Muth und die Kraft besassen, dieselbe durch eine moderne Ethik auszufüllen. Uns mangelt der Halt. Das Pflichtgefühl, das einst in der Religion seine Stütze fand, entbehrt heute einer solchen. Und was ist der Grössenwahn anders als der Wahn, nur Rechte, aber keine Pflichten zu haben? Gesetz und Moral, beide sind Schranken wider die Ausbreitung individueller Macht. Die Schranken sind gelockert und der Grössenwahn schlägt sie in Trümmer.

Nichts wäre müssiger, als an das Krankenbett einer dahinsiechenden, in vollem Niedergange begriffenen Gesellschaft zu treten und ihr die Umkehr zur Einfachheit der Sitten, zur Schlichtheit des Denkens, zur Wahrheit der Empfindung als Heilmittel zu verschreiben. Solch ein Berather würde einem Arzte gleichen, der für seinen Patienten kein anderes Recept wüsste als die Mahnung, gesund zu werden. Was überreif ist, muss sterben, und seine Verwesung düngt den Boden, aus dem ein neues Leben keimt und sprosst. Uns thut ein System Noth, das dem ungebundenen Individualismus, an dessen Nothwendigkeit die heutige Gesellschaft so lange glauben wird, bis sie daran zu Grunde geht, ein Ende macht; ein System, das uns in Zucht und Ordnung hält, das von Jedem die Ausfüllung des Platzes fordert, den er einnimmt. Es fehlt nicht an Vorboten, die das Herannahen

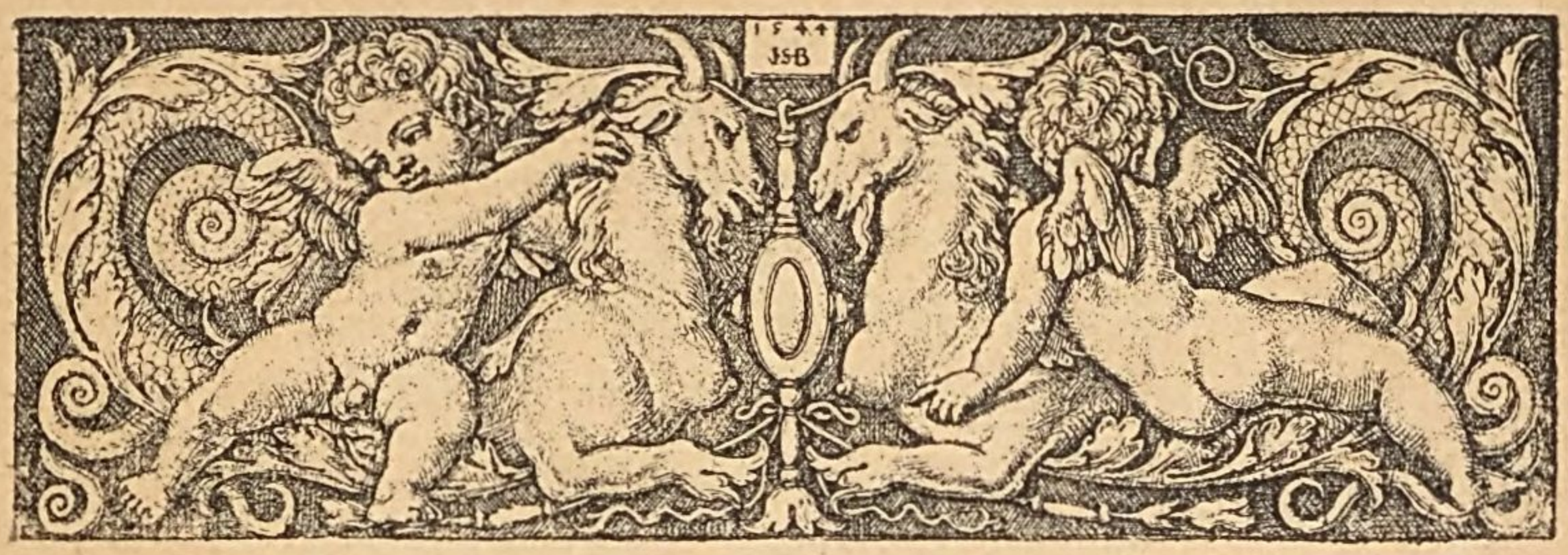
und den baldigen Sieg dieses Systems verkünden, welches die heutige Systemlosigkeit so gewiss besiegen wird, wie Einheit und Geschlossenheit stets die Zerfahrenheit und Zersplitterung überwinden, und mit derselben Naturnothwendigkeit, mit der einst das in sich gefestigte Römerthum den hellenischen Individualismus in den Staub warf. Fragt man aber, woher denn die Bahnbrecher und Begründer dieser besseren Zukunft kommen sollen, so wird man dieselben wohl in jenen Gesellschaftsschichten suchen müssen, wo heute noch die Arbeit, die Unterordnung, das planmässige Zusammenwirken, die Hingebung und Lenksamkeit zu Hause sind. Hiermit ist nicht eine parteiische Gegenüberstellung, nicht ein Herausstreichen der einen Classe auf Kosten der anderen beabsichtigt, sondern nur der einfachen Erwägung Raum und Ausdruck gegeben, dass dort, wo das Gesetz der Arbeitstheilung in unbestrittener Geltung steht, Eitelkeit und Selbstsucht weit weniger Spielraum finden können als dort, wo allem Wirken und Schaffen ein individueller Zug innewohnt.

Der Verfasser gibt sich keineswegs dem Glauben hin, zur Herbeiführung gesünderer Zustände durch diese Schrift auch nur das Mindeste beizutragen. Das wäre ja Grössenwahn. Er weiss vielmehr genau, dass es ein gänzlich fruchtloses und vergebenes Beginnen ist, gegen den Strom der zeitgenössischen Thorheit zu schwimmen. Aber er tröstet sich mit dem Spruche: in magnis voluisse sat est, er erinnert sich daran, dass es viel besseren und klügeren Leuten, als er es ist, dass es den grössten Sittenschilderern, den beredtesten Anklägern menschlicher Laster nicht besser erging, und er schliesst daher mit den beruhigenden Versen Haller's:

»Seht einen Juvenal, der Vorwelt Geissel, an,
»Was hat sein Schmählen Guts der Welt und ihm gethan?
»... Rom las, so viel er schrieb, es las und schwelgte fort.
»Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.«

XVII.

PIKANTE LECTÜRE.



Der Gegenstand, der hier erörtert werden soll, gehört zu den sogenannten »heiklen Themen«, die in der sogenannten »guten Gesellschaft« mit sogenannter »tactvoller Discretion« behandelt, das heisst übergangen zu werden pflegen. Man spricht nicht gerne von Vorgängen und Erscheinungen, deren rückhaltslose Aufdeckung jene erhabene Sittlichkeit, jene unübertreffliche Wohlanständigkeit, auf welche unser Philisterthum sich so viel zu Gute thut, in etwas zweifelhaftes Licht setzen würde. Die zünftigen Schönfärber der bestehenden Verhältnisse schreien Zeter und Mord über Jeden, der ihre Kreise zu stören und sich einmal zu bezweifeln erlaubt, dass die Tünche, mit welcher sie die Welt überpinseln, die echte Naturfarbe der Dinge sei. Wer aber ernst und redlich die Wahrheit sucht und lieber die beschämendste Wirklichkeit als ein erlogenes Paradies erblicken will, der darf und wird sich durch solches heuchlerische Geschrei nicht beirren lassen. Gesellschaftliche Uebel werden gewiss nicht dadurch beseitigt, dass man die Augen zudrückt, um sie nicht zu sehen. Das ist die Politik der Kinder und der Feiglinge.

Andererseits glaubt sich aber der Verfasser bemüssigt, im Vorhinein ausdrücklich zu betonen, dass es ihm durchaus

ferne liegt, die Rolle des Moralpredigers zu spielen. Nichts ist wohlfeiler, als sich auf das hohe Ross der Tugend zu setzen und über die Lasterhaftigkeit der Mitwelt jammernd die Hände zu ringen. Man muss, um den Erscheinungen des Lebens gerecht zu werden, dieselben als ein zusammenhängendes Ganzes, und zwar nicht als ein gleichmässig fortlaufendes Triebwerk, sondern als einen in steter Fortentwicklung und Umgestaltung begriffenen Organismus betrachten. Wie jedes Einzelwesen, so steht auch die Gesammtwelt in unaufhörlichem Fluss und Wechsel, in rastloser Bewegung. Dies gilt in gleicher Weise vom körperlichen wie vom geistigen Leben. Begriffe, Anschauungen, Gesellschaftsordnungen, Glaubens- und Sittenlehren wachsen und vergehen, entwickeln und verändern sich genau so wie Thier- und Pflanzenformen. Es gibt keine ewigen Gattungstypen, so wenig wie es ewige Wahrheiten, ein ewig Schönes, ein ewig Gutes gibt. Nichts ist lächerlicher und haltloser als eine versteinerte Aesthetik oder eine verknöcherte Moral. Auch Sittengesetze sind nicht dauerhafter als andere menschliche Satzungen. Eine wahrhaft historische Anschauungsweise klebt daher nicht an überlieferten Urtheilen und Vorurtheilen, spricht nicht Lob oder Tadel aus, je nachdem eine Erscheinung in den beschränkten Gesichtskreis der gerade herrschenden Gesellschaftsclasse hineinpasst oder nicht hineinpasst, sondern erhebt sich zu jenem hohen, freien Standpunkte, von welchem aus jedes Sein und Werden als ein natürliches und nothwendiges erscheint. Urtheilen heisst hier nichts Anderes als: schildern, begreifen, erklären. Was die Entwicklung der Gesammtheit hemmt, ist schädlich, was sie fördert, ist nützlich. Und was in diesem Sinne schädlich ist, das ist schlecht, was nützlich, gut. Dieser einfache Satz ergibt sich als das Um und Auf aller Sittlichkeit, wenn man sie im klaren Lichte der Gesellschaftswissenschaft anstatt im trüben Nebel metaphysischer Willkür betrachtet.

Kann es aber für den Einzelnen wie für die Gesellschaft ein stärkeres Förderungsmittel der gesunden Fortentwicklung

geben als die Selbsterkenntniss, die Erkenntniss ihres jeweiligen Zustandes? Und kann demnach für den zweckbewussten Sittenschilderer irgend eine Rücksicht massgebender, irgend ein Gesetz zwingender sein als der Drang nach Wahrheit?

Es gibt gewisse Seiten des menschlichen Lebens, die man mit Vorliebe als die »Nachtseiten« desselben zu bezeichnen pflegt — ein Begriff, der sich naturgemäss fortwährend verschiebt und sich gerade in der Gegenwart beständig erweitert. Es wird Alles darunter eingereiht, was zu sehen unangenehm, was zu hören unerquicklich ist, alles Wissen, das Kopfweh macht. Sociale Schäden, wirthschaftliche Uebelstände, weit verbreitete sittliche Gebrechen, alle angefaulten Stellen unseres Gesellschaftskörpers werden in den weiten und tiefen Sack der »Nachtseiten« gesteckt, und es ist natürlich eine sehr missliebige und verpönte Sache, in diesen Sack zu gucken und von dessen Inhalt etwas auszuplaudern. Die bestehende Welt ist freilich die beste; es wäre sündhaft, daran zu zweifeln. Aber du lieber Himmel, auch das Beste muss seine Mängel haben, denn es gibt nun einmal auf Erden nichts Vollkommenes. Diese tief philosophische Weisheit reicht hin, um die Nothwendigkeit und das Fortbestehen der »Nachtseiten« für alle Ewigkeit zu begründen. Es wäre thöricht, sich weiter darüber den Kopf zu zerbrechen. Und solche Dinge am Ende gar öffentlich zur Sprache zu bringen, oh, das wäre unsittlich, frevelhaft, das hiesse sich gegen Staat und Gesellschaft auflehnen und die Stützen der bestehenden Ordnung untergraben.

Man lässt es jedoch nicht dabei bewenden, alles wirklich Anstössige mit absichtlicher Blindheit zu übersehen. Man schafft auch noch eine künstliche Anstössigkeit, um das Reich der wohlthuenden Finsterniss in's Grenzenlose auszudehnen. So zeigt man heutzutage nicht übel Lust, Alles, was sich auf die geschlechtlichen Verhältnisse des Menschen, auf den physischen Geschlechtsverkehr bezieht, zu jenen »Nachtseiten« zu rechnen, die von der öffentlichen Erörterung unbedingt ausgeschlossen sind. Die heilige Ehe bildet hier allerdings

eine erfreuliche Ausnahme. Aber wer wird sich erkühnen, die Ehe anders als rein geistig aufzufassen? Sie ist das sittliche Band, das Mann und Weib zu einer höheren Einheit verknüpft, sie ist die Harmonie der Seelen, die Versöhnung widerstreitender Interessen, die Pflegestätte der Selbstlosigkeit, der lautere Quell des Familienlebens und Gott weiss, was sonst noch. Aber dass sie nicht nur einen sittlichen, sondern vorwiegend einen physischen Zweck hat, und dass die Fortpflanzung der Gattung dabei eigentlich die Hauptsache ist, davon spricht man in guter Gesellschaft nicht. Warum? Weil es sich nicht schickt. Die Schicklichkeit schlägt die Sinnlichkeit todt, allerdings nur der Form und nicht dem Wesen nach, denn die Natur lässt sich eben nicht umbringen. Allein diese übertriebene Zartheit, diese innerlich unwahre Scham, dieses Beiseitedrücken der gesunden Natur, dieses Hinauswerfen der Sinnlichkeit aus dem öffentlichen Gesellschaftsleben zieht Wirkungen nach sich, die ernste Bedenken wachrufen müssen.

Es versteht sich von selbst, dass diese widernatürliche Strömung nicht auf das gesellschaftliche Leben beschränkt bleibt; sie erfasst auch die Kunst, die Literatur, ja selbst die Wissenschaft. Da ist z. B. kürzlich im Verlage des Bibliographischen Institutes in Leipzig ein grosses naturwissenschaftliches Werk von Prof. Johannes Ranke erschienen (»Der Mensch«), welches Anatomie, Physiologie und Anthropogenie in sich begreift. Adolf Bastian nennt dieses in der That ganz vortreffliche Buch ein »Fundamentalwerk der Anthropologie«. Weil dasselbe aber nicht nur für die Gelehrtenwelt, sondern auch für das grosse Publicum bestimmt ist, hat der Verfasser des »Fundamentalwerkes« es nöthig gefunden, die Geschlechtsverhältnisse des Menschen mit keiner Silbe zu berühren und diesen wichtigen Theil der Anthropologie einfach zu unterdrücken. Wie hätte das Buch sonst auch in die »deutsche Familie« Eingang finden können! Ist das nicht eine kennzeichnende Probe der wachsenden Verblödung unserer gebildeten Gesellschaft?

Und ist nicht der üble Ruf höchst charakteristisch, zu welchem das Wort »Sinnlichkeit« unverschuldeterweise gelangt ist? Dieses gute, ehrliche Wort ist heute im Salon strenge verpönt, wie ja nachgerade Alles, was gesund, wahr und natürlich ist, von jener Bildungsstätte ausgeschlossen wird. Demungeachtet wird wohl Niemand, bei dem nicht die Zimperlichkeit den Verstand völlig erdrückt hat, an dem guten Rechte der Sinnlichkeit auf allen Kunstgebieten, an ihrer ästhetischen Unentbehrlichkeit zweifeln wollen. Wenn daher die im gesellschaftlichen Leben herrschende Unnatur auch in die Kunst übergreift, so kann dies nur zum grossen Schaden der letzteren geschehen. Und dieser Schaden ist in der That nicht ausgeblieben.

Wie es damit insbesondere auf literarischem Gebiete steht, weiss Jeder, der sich einmal die Mühe genommen hat, die modernen Literaturen der europäischen Völker mit einander zu vergleichen und dabei nicht mit dem zeit- und landesüblichen Chauvinismus zu Werke gegangen ist. In Deutschland sehen wir die Hauptformen der modernen Dichtkunst, den Roman und das Drama, immer inhaltsloser und blutleerer werden. Wie anders verhält es sich in Ländern, wo die Verbildung der höheren Stände noch nicht das ganze Volksleben vergiftet hat, im skandinavischen Norden und im »uncivilisirten« Russland! Dort wachsen Literaturen heran, deren erdrückende geistige Uebermacht für uns Deutsche wahrhaft beschämend ist. Was ist aber auch bei uns einem Schriftsteller gestattet? Welche Stoffe erlaubt ihm sein Publicum zu behandeln? Dieses Publicum, das aus unterhaltungssüchtigen Frauenzimmern und allenfalls ein paar lesewüthigen Gymnasiasten besteht! Denn ernste Männer lesen keinen deutschen Belletristen mehr.

Wenn man an die Freiheit zurückdenkt, deren sich noch unsere Classiker erfreuten, muss man über den Umschwung der Sitten staunen, der sich seither vollzogen hat. Was durfte ein Goethe sich herausnehmen! Welche ungebundene, an das alte Hellas erinnernde Sinnlichkeit belebt

seine unsterblichen Elegien! Heute könnte es ihm geschehen, dass er sich wegen solcher Ausschreitungen vor den Geschworenen zu verantworten hätte. Man hat es ja auch glücklich fertig gebracht, mit grosser Gelehrsamkeit zu beweisen, dass Goethe alles Weibliche in poetischer Verklärung geschaut habe, und dass unter dem »ewig Weiblichen«, welches ihm so viel gegolten, nur die ideale Weiblichkeit zu verstehen sei. Als ob der glückliche Liebling der himmlischen und irdischen Musen nicht gerade in diesem Punkte dem kräftigsten Realismus gehuldigt hätte! Als ob er über der Poesie der Liebe jemals deren Prosa, das leiblich Weibliche vergessen hätte! Aber das thut nichts. Goethe muss für die deutsche Spiessbürgermoral erst »gerettet« werden.

Ja wohl, die Sinnlichkeit ist nicht mehr salonfähig. Und dies ist ja heute gerade der entscheidende Gesichtspunkt, unter welchem Alles und Jedes betrachtet und beurtheilt wird. Wir haben eine Salon-Kunst und eine Salon-Wissenschaft, ein Salon-Talent und einen Salon-Charakter, eine Salon-Ehre und eine Salon-Sittlichkeit. Diese letztere beherrscht unser ganzes Gesellschaftsleben und zwingt es unter das Joch ihrer albernen Gesetze. Sie ist das Erzeugniss einer faulen, morschen, im Absterben begriffenen Gesellschaftsordnung, die sich an todte Formen klammern muss, weil ihr der belebende Inhalt fehlt. Sie ist das grosse Decorationsstück, hinter welchem die Komödianten der Gesellschaft sich in's Fäustchen lachen, nachdem sie die Schaubühne, wo sie als Tugendhelden und Biedermeier aufgetreten, unter dem Beifalle des gerührten Publicums verlassen haben. Sie ist die beliebte spanische Wand, hinter welcher Gemeinheit und Lüge, Verbrechen und Laster sich verbergen.

Diese Salon-Sittlichkeit überwacht, umgarnt und tyrannisirt den modernen Menschen auf Schritt und Tritt, von der Wiege bis zum Grabe. Sie beeinflusst in unheilvollster Weise die Erziehung der Jugend, sie gibt derselben jene überfeinerte, ästhetisirende Richtung, die immer weiter von Einfachheit und Natürlichkeit ablenkt. So düngt sie den

Boden, aus dem dann die Saat der Heuchelei in die Halme schiesst. Die freie Bewegung, der freie Gedanke, das freie Wort sind verbannt und geächtet. An Stelle der Wahrhaftigkeit tritt die Höflichkeit, an Stelle der Charakterfestigkeit die Gewandtheit. Es geht nun freilich recht fein und glatt her, dafür aber auch recht verlogen und schuftig. Man hat keine Ueberzeugungen mehr, nur Ansichten und Meinungen. Und man ist viel zu klug, darin irgend welche Halsstarrigkeit zu zeigen.

Das ist so die richtige Zeit, um dem weiblichen Geschlechte die Zügel der Weltherrschaft in die Hand zu spielen. Dem weiblichen Geschlechte: das heisst nicht den wackeren Frauen, die in Amt und Schule, Fabrik und Haushalt durch harte Arbeit die Gleichstellung mit dem Manne zu erringen suchen, sondern den hysterischen Damen, die durch ihre Eitelkeit, Selbstsucht und Launenhaftigkeit die Salonwelt sich unterwerfen, diesen verzogenen, verwöhnten, verbildeten Frauenzimmern, denen kein Triumph zu kostspielig, keine Huldigung zu lärmend ist, die mit allen Pauken und Trommeln der Reclame für sich arbeiten lassen, die ganze Städte und Völker an ihren Siegeswagen spannen möchten und die an der wechselseitigen Entfremdung der Gesellschaftsclassen einen so beträchtlichen Schuldantheil tragen!

Natürlich kann bei so verfeinerten Lebensverhältnissen die Macht des weiblichen Einflusses nur auf geistigen, nicht auf körperlichen Momenten beruhen. Das ist ein Dogma, an das man glauben muss, denn es gehört zu den Grundpfeilern der Salon-Sittlichkeit. Die anmuthige Zartheit, das edle Feingefühl, die bezaubernde Liebenswürdigkeit, der bewegliche Geist, der sprühende Witz, der vollendete Geschmack — nur das ist's, was uns den Frauen dienstbar macht. Und die Schönheit? Ja, die trägt auch dazu bei. Aber es ist ein rein ästhetisches Behagen, das sich hier geltend macht. Nichts Anderes, gewiss nichts Anderes! Und die Koketterie? Die ist eben die richtige Art und Weise, jenes ästhetische Behagen wachzurufen und zu ernähren. Was denn sonst? Man wird doch

civilisirten Menschen nicht am Ende — thierische Triebe zuschreiben wollen? Ja, thierisch, das ist das richtige Wort. Die Natur ist das Thierische, die Unnatur das Menschliche. So sieht die modernste Humanität aus.

Es ist dies unzweifelhaft ein Nachklang oder Ueberrest mittelalterlicher Anschauungen, an dem man um so lieber festhält, da er sich mit der Salon-Sittlichkeit vortrefflich verträgt. So berührt sich der Pietismus mit der Prüderie. Beide begehren die widernatürliche Abtödtung des Fleisches, und beide endigen mit Heuchelei. Der »gute Ton« verdrängt die Sinnlichkeit aus der Welt — in die Halbwelt. Er macht den Verkehr, die Unterhaltung im Salon zu einer lächerlich gezierten, unsäglich abgeschmackten Komödie. Die übertriebenen Anstandsformen, die nur ein zweideutiges Lächeln gestatten, wo ein offenes Wort am Platze wäre, rufen unvermeidlich den stärksten Gegentrieb der unterdrückten Natürlichkeit hervor. Das lässt sich im geselligen Leben hundertfach beobachten. Eine Gesellschaft, in welcher soeben noch der feinste, sittigste Conversationston geherrscht hat, braucht nur für einen Augenblick auseinander zu gehen, sich nach Geschlechtern zu theilen, und die »Herren unter sich« werden das eleganteste Rauchzimmer sofort zur elendesten Vorstadtkneipe verwandeln. Der zarte Wohlgeruch der Sittsamkeit verschwindet, um dem Stallduft zügelloser Gemeinheit das Feld zu räumen. Vom Alpdruck der Wohlanständigkeit befreit, athmet man erleichtert auf, und das erste Wort, das nun von der Lippe fliesst, ist eine Zote, das zweite eine Unflätigkeit, das dritte eine Sauerei. Der Eine sucht den Andern in solchen Prachtleistungen zu überbieten, und man lacht, man wiehert, man schüttelt sich, man hält sich die Seiten. Da zeigen flaumbärtige Jünglinge die Erfahrenheit des Alters und ehrwürdige Greise werden vor Vergnügen wieder jung. Dergleichen erbauliche Scenen kann man immer und überall gewahr werden, wo Herren unter sich sind, mögen es nun Studenten oder Hofräthe, Kaufleute oder Professoren sein. Wenn die Wände der Club- und Spielzimmer, ja selbst der

Rathsstuben und Sitzungssäle reden könnten — o meine verehrten Mitbürgerinnen, was würden Sie da zu hören bekommen!

Aber nicht nur im gesprächsweisen, auch in jeder anderen Art von Verkehr macht der Gegendruck wider die unerträgliche Prüderie sich geltend. Die eingeengte Natur sucht nach Auswegen, und die Auswege werden leicht zu Abwegen. Es reisst eine Verderbniss nicht nur der Sitten, sondern der ganzen Denk- und Anschauungsweise ein, die um so gefährlicher ist, weil sie sich unter dem Deckmantel der Ehrbarkeit verbirgt und im Geheimen fortwuchert. Die gesunden Triebe werden erstickt, dafür brechen die ungesunden um so mächtiger hervor. Die Sinnlichkeit wird zur Lüsternheit, und dass unser modernes Deutsch diese ursprünglich grundverschiedenen Ausdrücke bereits identificirt, zeigt nur deutlich, wie die Entwicklung der Sprache jene des gesellschaftlichen Lebens begleitet. Der prickelnde Sinnenreiz, die Pikanterie wird zur gesuchtesten und beliebtesten aller Daseinsfreuden. Das Nackte findet weniger Anklang als das Halbverhüllte; ersteres redet die derbe, offene Sprache, die man von Kindheit auf meiden und scheuen gelernt hat, letzteres flüstert in den leisen Schmeichellauten der unterdrückten Begierde, die insgeheim zu krankhafter Wuth angewachsen ist.

Und nun kommt, wie das ja immer geschieht und geschehen muss, die Literatur den Bedürfnissen der Gesellschaft entgegen, in der sie wurzelt: die deutsche noch schüchtern, ungeschickt und täppisch. Wie könnte das auch anders sein, da doch der deutsche Schriftsteller bis in die jüngste Zeit sich von der Gesellschaft, für die er schrieb, fern zu halten pflegte oder die Gesellschaft sich von ihm ferne hielt. Er bleibt, so lange es irgend angeht, bei der althergebrachten Schreibweise. Wie könnte er rasch genug die schwerfälligen Schaftstiefel mit modernen Tanzschuhen vertauschen, aus der Werktagsjacke in den Salonrock schlüpfen, und von der schläfrigen, breiten Hausbackenheit zum leichten, gefälligen

Plauderton übergehen? Er blickt freilich neidisch nach Frankreich hinüber und zählt missgünstig die Auflagen seiner welschen Berufsgenossen. Aber wenn er es sich einfallen lässt sie nachzuahmen, dann thut er es — wie die jüngste Berliner Schule zeigt — mit einer Derbheit und Plumpheit, welche die Männer nicht anlockt und die Frauen vertreibt. Den Franzosen hingegen muss man es lassen, dass sie ihre Zeit verstehen. Selbst in der traurigen Periode, da Deutschland völlig in den geistigen Banden Frankreichs lag, konnten die Schriftsteller dieses Landes bei uns nicht lieber und eifriger gelesen werden als heute. Die Pariser Boulevardgeschichten mit ihrem flotten Stil und ihrer kecken Darstellung umstricken die Seele des Deutschen mit zauberhafter Macht. Er thut zwar ungeheuer entrüstet, wenn er solch' einen Dirnenroman gelesen oder solch' ein Ehebruchsdrama gesehen hat. Aber die Entrüstung kommt doch immer erst nach dem letzten Capitel und nach dem letzten Acte. Wenn er sich dann auch stolz in die Brust wirft und voll Selbstbefriedigung ausruft: »Wir Wilden sind doch bessere Menschen!« so lässt er die Romane seiner Wilden doch ungelesen. Und kann man es ihm verdenken? So süss es sein mag, für das Vaterland zu sterben — sich aus Patriotismus zu Tode langweilen ist gewiss nicht süss.

Pikante Lectüre! So heisst die Waare, die das Publicum verlangt. Und mögen die nationalen Hanswurste darob die ingrimmigsten Purzelbäume schlagen: das deutsche Publicum ist in dieser Hinsicht um nichts besser als das französische. Werden nicht ganze Auflagen Zola'scher Romane in Deutschland abgesetzt? Allerdings würde man diesem genialen Schriftsteller schweres Unrecht thun, wenn man ihn ohneweiters zu den »Pikanten« zählte. Er ist ein ernster Sittenschilderer, nur leider zugleich ein schlauer Geschäftsmann. Und da er den Geschmack der zeitgenössischen Gesellschaft gründlich kennt, da er weiss, dass sie nicht aufgeklärt, sondern gekitzelt, nicht seelisch erschüttert, sondern sinnlich aufgeregt werden will, so würzt er seine grossartigen Sitten-

gemälde mit kleinen Zugeständnissen an den Zeitgeschmack. Er thut dies mit unverkennbarer Absichtlichkeit, und so unschön und tadelnswerth eine solche Speculation auch ist, das was sie anstrebt, der Gelderfolg ist ihr sicher. Mit Recht hat ein witziger Kritiker diese bedenklichen Stellen der Zola'schen Schriften, die ohne Schaden für das Uebrige sehr gut wegbleiben könnten, und die eben nur aus kaufmännischer Speculation entspringen, »die eingelegten Bravourarien der Schweinerei« genannt. Und just diese Bravourarien sind es, welche den Romanen Zola's zu beispiellosem Absatze verhelfen. Die betreffenden blau und roth angestrichenen Stellen gehen in sehr anständiger Gesellschaft, in sehr tugendhaften Kreisen von Hand zu Hand und werden mit verständnissvollem Augenzwinkern und innigstem Behagen gelesen. Auch sittsame Damen, jüngere sowie ältere, sollen zwischen ihren vier Wänden eine merkwürdige Neigung für solche verpönte Lectüre bekunden. Ja, es soll sogar vorkommen, dass in sehr achtungswerthen und hochwürdigen Kanzleien und Aemtern die Officiale, Oberofficiale und lang betitelten Räthe einander dergleichen kitzlige Schilderungen vorlesen und sich dabei ausgezeichnet unterhalten.

Dies Alles gehört nun freilich zu den mehrerwähnten »Nachtseiten«, die an's Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen als nicht moralisch, als unerlaubt, wenn nicht gar als »Missbrauch der Freiheit« gilt. Mag geschehen, was da will — nur reden darf man nicht davon. Im Grunde besteht also die Sittlichkeit in nichts Anderem, als im Todtschweigen der Unsittlichkeit. Unser Zeitalter gehört zu denjenigen, welche der amerikanische Culturhistoriker Draper als »Zeitalter der organisirten Heuchelei« bezeichnet. Das ist ein sittlicher Makel, der nicht mehr vereinzelten Individuen, sondern der Gesammtheit zur Last fällt. In der That ist unser ganzes sittliches Leben, gerade so wie das religiöse, wie das politische, auf Heuchelei gegründet. Und je grösser die innere Unwahrheit, desto starrer wird der äussere Schein gewahrt. Je tiefer die Fäulniss frisst, desto dickere Schichten Schminke legt

die Gesellschaft auf. In der Oeffentlichkeit: ein wohlgeordneter Constitutionalismus, strenge Hütung der religiösen Formen, masslose Prüderie. Im Geheimen: Absolutismus einerseits, revolutionäre Gesinnung andererseits, vollständiger Unglauben, wachsende Sittenverderbniss. Man mag hierüber Jeremiaden anstimmen — damit nützt man nichts und erklärt auch nichts. Wohl aber kann es förderlich sein, sich mit der Sachlage vertraut zu machen, und sie historisch zu überblicken. Man wird sich dabei des Gedankens nicht erwehren können, dass eine unermessliche Umwälzung des ganzen Gesellschaftslebens bevorsteht. Neue Ideen dämmern in allen Köpfen, aber die alten wollen den Platz nicht räumen. Und wenn selbst der Inhalt des Denkens sich ändert, bleiben noch die überlieferten Formen. Eine neue Moral scheint im Werden, ein neuer Glaube, neue wirthschaftliche und sociale Gestaltungen. Aber was eingelebt ist, hat noch nicht ausgelebt. Es ist ein zäher, langwieriger, unabsehbarer Kampf, der da mit stummer Erbitterung sich vollzieht. Wir sehen das Trägheitsgesetz der Ideen in voller Geltung und Wirksamkeit, und der Kampf, der sich unter dem Banne dieses Gesetzes entwickelt und ausbreitet, erzeugt mit Naturnothwendigkeit die »Organisation der Heuchelei«, das heisst: eine Culturform, die sich mit dem Culturinhalte nicht mehr deckt. In Staat, Kirche und Gesellschaft geht Alles ruhig seinen alten Gang. Aber unter der glatten Oberfläche pocht und wühlt und tobt es mit steigender Gewalt. Dass dieser Process einmal ein Ende nehmen muss, ist zweifellos; doch w i e er enden wird, lässt sich weder vorhersagen, noch errathen, noch ahnen.

Wie die übrigen Formen, in welchen das Gesellschaftsleben sich bewegt, so sieht einstweilen auch die herrschende Sittlichkeit noch unangetastet und unantastbar aus. Aber auch sie kann sich dem allgemeinen Umwandlungsprocesse nicht entziehen. Sie erstarrt allmälig zur todten, steinernen Schale, welche den lebendigen Kern nur mehr umschliesst, doch nicht mehr damit verwachsen ist. Und ist die Frucht einmal zur Reife gediehen, dann kommt eines Tages der

grosse Nussknacker, genannt Vorsehung, Schicksal oder Weltgericht, und bricht die Schale entzwei. Die Sittengesetze, unter deren ordnender Macht die moderne Gesellschaft steht, verlieren augenfällig den organischen Zusammenhang mit dem Boden, aus dem sie emporgewachsen sind. Aus inneren, als gerecht erkannten, werden sie zu äusseren, als lästig empfundenen Schranken. Das geistige verwandelt sich in ein materielles Gut. Der kostbarste Schatz, den die menschliche Seele zu bergen vermag, gelangt zu fragwürdigem Gebrauchswerth oder zu unzweideutigem Tauschwerth. Die Sittlichkeit wird zur Knigge-Moral. Man fragt nicht mehr nach brüderlichen Pflichten. Es genügt vollauf, dass man sich auf den »Umgang mit Menschen« verstehe.

Allein die Knigge - Moral, die Salon - Sittlichkeit lässt die alten, schönen Formen, die alten, guten Worte nicht fahren. Der neue Inhaber der Firma benützt den Credit, den sein redlicher Vorgänger erworben hat, und hütet sich, an der Firma auch nur das Mindeste zu verändern. In den Uebertreibungen aber, die stets für die gespielte Tugend charakteristisch sind, äussert sich deutlich die »Organisation der Heuchelei«: die Scheinheiligkeit, die Rückschrittswuth, die Biedermeierei, die Prüderie.

Und die Kehrseite dieser Sittlichkeit?

Wenden wir uns wieder dem Gebiete der geschlechtlichen Verhältnisse zu, wo die Thatsachen eine besonders beredte Sprache führen.

Zunächst zeigt sich in den letzten fünfzehn Jahren bei fast allen Culturvölkern Europa's eine relative Abnahme oder doch ein Stillstand in der Zahl der Eheschliessungen. Zugleich findet in den höheren Gesellschaftsschichten das sogenannte Zweikindersystem immer weitere Verbreitung. Auf Grund dieser Uebung soll sich bereits ein ganz eigenartiger Erwerbszweig für dienstfertige Aerzte herausgebildet haben. Auch tritt in Bezug auf die Eheschliessung bei den besitzenden Classen eine merkliche Verschiebung der Altersgrenze ein, und zwar in ungünstiger Richtung, da

die drückende wirthschaftliche Lage es immer schwieriger macht, rechtzeitig einen selbstständigen Haushalt zu gründen. Diesen Erscheinungen steht ein furchtbares Anwachsen der Prostitution mit ihrem Gefolge geschlechtlicher Ausschweifungen und Krankheiten gegenüber. Man denke nur an die haarsträubenden Enthüllungen, welche die »Pall Mall Gazette« im Juli 1885 über die Zustände in London brachte, Enthüllungen, welche dieses ernste und angesehene Blatt mit der Warnung einleitete: »Wir sagen ganz offen zu allen denen, welche leicht Ekel empfinden, welche prüde sind, oder welche vorziehen, in einem Narrenparadiese eingebildeter Unschuld und Reinheit zu leben, während sie die schreckliche Wirklichkeit der Londoner Hölle aus Selbstsucht nicht sehen wollen, wir sagen, alle diese Personen werden gut daran thun, die »Pall Mall Gazette« an den folgenden Tagen nicht zu lesen«. Und Niemand, Niemand in Europa hat damals den Muth gehabt, für irgend eine Grossstadt das Recht in Anspruch zu nehmen, mit dem Bewusstsein moralischer Ueberlegenheit auf die Londoner Hölle herabzusehen. Sollte da nicht in jedem Menschenfreunde die Besorgniss aufdämmern, zu welcher tiefen körperlichen und seelischen Entartung der civilisirten Nationen es führen muss, wenn das Elend der besitzlosen und die Sittenverderbniss der besitzenden Classen, wenn das Zusammenwirken dieser beiden Factoren seinen ungestörten Fortgang nimmt?

Wir verzichten darauf, das Gegenbild der herrschenden Prüderie weiter auszuführen. Auch die Frage bleibe hier unerörtert, ob nicht eine aufrichtige physiologische Belehrung der Jugend beiderlei Geschlechtes zur Hebung der Sittlichkeit mehr beitragen würde, als das gegenwärtig beliebte kindische Versteckenspiel mit Dingen, zu deren endlicher Ergründung die Natur ja doch unwiderstehlich treibt. Die Wissenschaft vom Menschen, sollte man meinen, müsste wohl für den Menschen die erste und wichtigste sein. Ebenso wenig soll hier auf die Frage eingegangen werden, ob nicht die Einrichtung der Ehe, wie sie derzeit besteht, mit den wirth-

schaftlichen und socialen Verhältnissen in Widerspruch gerathen ist und daher einer Reform bedarf. Vereinzelt und ohne Verbindung mit anderen wäre eine solche Reform jedenfalls unmöglich. Wozu also die Anklagen und Vorwürfe der Lobpreiser alles Bestehenden herausfordern, die uns sofort eines Angriffes auf die »Heiligkeit der Ehe« beschuldigen würden! — während doch die schlimmsten Fanatiker unter ihnen gerade diejenigen sind, welche das Heiligthum längst zur Börse und den Altar zum Zähltisch herabgewürdigt haben.

Die bisher gegebene flüchtige Charakteristik der zeitgenössischen Sittlichkeit dürfte hinreichen, um sowohl die grundsätzlichen Anschauungen, von welchen der Verfasser ausgeht, wie auch die Hauptaufgabe, die er mit dieser Schrift verfolgt, vor Missdeutungen zu bewahren. Diese Hauptaufgabe besteht darin, einen schamlosen Handel, der sich unter der idyllischen Oberfläche der »guten Sitten« unserer Gesellschaft verbirgt, an's Licht zu ziehen, und womöglich etwas zu dessen Beseitigung beizutragen. Das Reinigungswerk, um das es sich hier handelt, erfordert freilich die Verletzung mancher zarten Rücksicht, und macht es schlechterdings unmöglich, der Berührung mit Schmutz und Koth aus dem Wege zu gehen. Ob dies aber leichtfertigerweise geschieht oder ob es gerecht und nothwendig ist, das zu beurtheilen glauben wir allen Billigdenkenden getrost überlassen zu dürfen.

Es gibt einen ganz eigenthümlichen Zweig des deutschen Buchhandels, von welchem viele Leute gar keine Ahnung besitzen, während die besser Unterrichteten darüber vorsichtig zu schweigen pflegen. Wir meinen den Verlag und Vertrieb »pikanter Lectüre«. Diese Bezeichnung ist freilich zu weit und darum zu ehrenvoll für die in Frage stehende Sache. Denn hier ist nicht mehr von den früher erwähnten Schriften »pikanten« Inhalts die Rede, die bei aller sittlichen Anfechtbarkeit doch immer noch den Stempel literarischen Schaffens tragen. Die Waare, mit der wir hier zu thun haben, steht ausserhalb aller Literatur, und entzieht sich daher jeder ästhetischen Beurtheilung. Es sind das Sudeleien

der verruchtesten Art, denen nicht die Marke »pikante Lectüre«, unter welcher sie vertrieben werden, sondern die Marke »Schand- und Schmutzlectüre« gebührt. Es sind Bücher, die jede literarische Larve verschmähen, die keine Kunstform und daher keine ästhetische Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen, sondern frei und frech ihren wahren und einzigen Zweck enthüllen und ganz unumwunden die Absicht eingestehen, der Lüsternheit, der Verderbniss, dem Laster zu dienen. So wenig man die Anstreicher zu den Malern oder die Steinklopfer zu den Bildhauern rechnet, so wenig darf Jeder, der schreibt, zu den Schriftstellern, und Alles, was gedruckt wird, zur Literatur gezählt werden. Bücher solcher Art sind nicht literarische, sondern rein waarenmässige Erzeugnisse, sind Handelsobjecte und nichts weiter.

Die Beschaffenheit dieser Waare, ihr Wesen und Inhalt lässt sich kaum andeutungsweise beschreiben. Von der Muse, deren Eingebungen da im Spiele sind, kann man mit Lenau sagen:

»Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.
Sie schreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen«.

Nicht nur die natürliche Befriedigung des ardor coëundi wird da mit allen Details und in den lebhaftesten Farben geschildert. Auch die unnatürlichsten Ausschweifungen und Laster, bis zur Päderastie, lesbischen Liebe, Sodomiterei und Leichenschändung herab, werden mit allem erdenklichen Raffinement ausgemalt; ja mehr als das, vertheidigt und geradezu angepriesen. Es gehört eine unreife Neugier oder überreife Abgestumpftheit dazu, an solcher Lectüre Gefallen zu finden und sich deren Reizungen hinzugeben. Aber es scheint weder in Deutschland noch anderwärts an knabenhaften Greisen und greisenhaften Knaben zu fehlen. Beweis dafür die Thatsache, dass Bücher dieser Art, die empörendsten und ekelhaftesten Schandschriften, den Gegenstand eines blühenden gewinnreichen Handels bilden, der über ganz Europa seine

verbrecherischen Netze zieht. Und Bücher dieser Art finden in den »besten« und nur in den besten Gesellschaftskreisen ihr Publicum, denn es werden dafür trotz des elenden Druckes und der erbärmlichen Ausstattung so hohe Preise gefordert, dass dieser Cultursegen für die Minderbemittelten unerreichbar ist. Und Bücher dieser Art erleben zahllose Auflagen und werden allerorten stets auf's Neue gedruckt und herausgegeben. Und Bücher dieser Art werden in Deutschland ganz offen vertrieben, werden im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte in Buchhändlerkatalogen angezeigt und frank und frei zum Verkaufe ausgeboten. Und Bücher dieser Art — der Verfasser würde das nicht zu behaupten wagen, wenn ihm nicht zuverlässige Mittheilungen darüber vorlägen — finden Eingang in unsere Mittelschulen, gehen dort von Hand zu Hand und vergiften die Einbildungskraft halbwüchsiger Knaben und Jünglinge!! Wenn abgelebte Wüstlinge solche Lectüre pflegen, mag man das gleichgiltig hinnehmen; wenn jedoch die Jugend moralisch durchseucht wird, so liegt hierin eine sociale Gefahr von unabweisbarem Ernste.

Aber — wird man fragen — wie ist das möglich? Wie gelangt solche Lectüre in solche Hände? Wie kann sie überhaupt, da es uns doch weder an Gesetzen noch an Behörden fehlt, derartige Verbreitung gewinnen? Sollte es Buchhändler geben, die gewissenlos genug sind sich damit abzugeben? Nun, auch das kommt vor, und es wird, wie bereits erwähnt, gar kein Geheimniss daraus gemacht. Aber allgemeine Uebung im Buchhandel ist dies Gott sei Dank nicht. Vielmehr besteht für diese ganz besondere Waarengattung auch eine ganz besondere Vertriebsweise, wie wir des Näheren darthun werden.

Die gewerbsmässige Erzeugung erotischer Schmutzschriften hat sich auf deutschem Boden erst weit später eingebürgert als in Frankreich, England und Italien. Doch wie auf anderen Industriefeldern, so hat Deutschland auch auf diesem den Vorsprung der genannten Länder mit Riesenschritten eingeholt. Allerdings wird vorläufig noch zumeist

mit Uebersetzungen gearbeitet, aber auch an heimischen Erzeugnissen ist kein Mangel, und wenn die Sache in der bisherigen Weise fortgeht, werden wir uns bald einer stattlichen National-Schweineliteratur rühmen können. Vor zwanzig Jahren war es hauptsächlich die Verlagsbuchhandlung von Aug. Prinz in Altona, welche dieses saubere Geschäft betrieb. Aber mit der wachsenden Nachfrage stieg auch das Angebot, und die Zahl der betreffenden Fabriken hat sich ansehnlich vermehrt. Eine Zeit lang wurde der Ausbreitung dieser Pest durch die verschärfte deutsche Pressgesetzgebung etwas Einhalt gethan. Deren Handhabung scheint gegenwärtig — leider nur nach dieser Richtung hin — ein wenig locker geworden zu sein, und der Handel gedeiht demzufolge wieder recht lustig. Begreiflicherweise erscheint jedoch nur die harmlosere Waare unter Nennung des wirklichen Verlages, während die stark gewürzte erdichtete Firmanamen trägt und zumeist falsch angegebene Erscheinungsorte aufweist. Da findet man: »Boston, Druck und Verlag von Reg. Chesterfield«, »Leipzig, Verlagsanstalt«, »München, die Verlags-Expedition«, »Chicago, gedruckt auf Kosten guter Freunde«, »Rom und Paris, gedruckt in diesem Jahre« u. s. w. Aehnlich bei französischer Waare: »Paris, chez les marchands de nouveautés«, »Partout et nulle part, en l'an de joie«, »Barcelone, chez Jose Linares Hermanos«, »Paphos, au temple de Cythère« u. dgl.

Der deutsche Gewerbefleiss leidet auf diesem Gebiete ausserordentlich unter der französischen Concurrenz. Aber wir müssen mit der geziemenden patriotischen Betrübniss zugeben, dass die in grossen Massen eingeführte Pariser Waare auch bedeutend besser ist als die deutsche, sowohl der Schreibweise wie der Ausstattung nach. Die folgenden wortgetreuen Anführungen aus französischen und deutschen Waarenverzeichnissen werden wohl am besten geeignet sein, dem Leser einige Aufklärung über die Beschaffenheit dieses schmachvollen Handels zu geben.

Schon die Ueberschriften solcher Verzeichnisse sind höchst charakteristisch. Da heisst es z. B.: »Bibliothèque

secrète du Bibliophile, collection d'ouvrages de haute curiosité, consacrés aux femmes et à l'amour«. Auch der deutsche Händler nimmt den Mund recht voll: »Katalog erotischer Seltenheiten aus dem Nachlasse eines Sammlers, nur in einigen Exemplaren vorräthig« u. s. w. Dabei fehlt niemals der Zusatz: »Bestellungen werden nur gegen vorherige Einsendung des Betrages überall hin discret und unbeanstandet expedirt«, oder: »der discreten Effectuirung wegen wollen Sie den Betrag der Bestellung gleich beifügen, damit die Verpackung ohne jedes Erkennungszeichen gewählt werden kann«.

Und nun einige Büchertitel, zunächst französische; man wird sehen, dass dieselben des Inhaltes würdig sind: »Amours secrètes d'une fille de plaisir, racontées par elle-même«; »Examen de Flora à l'effet d'obtenir son diplôme de putain et d'être admise au bordel de Mme. Lebrun«; »Le roman de mon alcove, confessions galantes d'une femme du monde«; »Les delices du cloître ou la religieuse en chemise«; »Le degré des âges du plaisir ou jouissances voluptueuses de deux personnes de sexes différents«; »Catéchisme libertin à l'usage des filles de joie et des jeunes demoiselles qui se décident à embrasser la profession« u. s. w.

Die deutschen Büchertitel sind auch nicht viel zahmer. Man höre: »Frische Austern und pikanter Sardellensalat für Lüsterne und Feinschmecker«; »Die geile Anna, Memoiren eines Mädchens aus dem Volke«; »Non plus ultra oder Phantasien auf der Venusgeige«; »Die Frauenzimmerschule oder Belehrung über Vergnügungen im Reiche der Liebe«; »Julchen's Schwachheiten oder Bekenntnisse eines leichtsinnigen Mädchens«; »Galante Unterhaltungen oder aufrichtige Gespräche zweier Mädchen über die wichtigsten Gegenstände« u. s. w. u. s. w.

Besonders anziehenden Titeln werden auch empfehlende Begleitnotizen beigefügt. Der deutsche Händler begnügt sich hiebei mit ziemlich einfachen Randbemerkungen, wie etwa: »Vorstehendes Werk ist sehr erotischen Inhaltes und nur

äusserst selten um den doppelten und dreifachen Preis zu haben; die letzten, vielleicht einzigen Exemplare werden hiemit billig angeboten«. Billig, das heisst allenfalls zehn Mark für ebenso viele Druckbogen in kleinstem Formate. Der Franzose geht schlauer zu Werke, und sucht den Käufer durch saftige Reclame anzulocken. Das Buch: »La science pratique des filles du monde« wird folgendermassen empfohlen: »Oeuvre erotique dont l'auteur parle, on peut le dire, comme un docteur; on sent qu'il a expérimenté tout ce qu'il écrit. C'est un code du plaisir en quarante chapitres, dont chacun donne une manière différente de jouir d'une femme. Jusqu'alors le plus audacieux n'avaient rêvé que trente-deux manières. Le livre est bien écrit et renferme des couplets à la fin des chapitres.« Diese Probe genügt wohl.

Der Verkauf und die Verbreitung solcher Waare geht nun, wie leicht einzusehen, nicht auf dem für literarische Erzeugnisse üblichen Wege vor sich. Für's Erste ist das Geschäft nicht ganz ungefährlich, denn wenn die Behörden auch zeitweilig ein Auge zudrücken, sind sie doch nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet, hier einzuschreiten. Ausserdem wird wohl kein anständiger Buchhändler derlei Schweinefutter auf dem Lager haben wollen. Es wäre zwar gar nichts dagegen einzuwenden, dass er an Kunden, die ihm persönlich genau bekannt sind, auf Bestellung auch solche Bücher verkaufe. Dieselben können ja für Leute, die sich etwa mit sittengeschichtlichen Studien befassen, und für andere Personen aus anderen Gründen von Werth und Interesse sein. Aber nur in solchen individuell bestimmten Fällen ist der Verkauf dieser abscheulichen Waare statthaft. Denn der Buchhändler muss sich darüber klar sein, dass er da Gift in Händen hat, ein Gift, das nicht an den ersten Besten veräussert werden darf. Da dem Gifte nun auf diese Weise die breite Heerstrasse des Verkehres verschlossen ist, so sucht es andere Pfade und schleicht auf Nebenwegen durch's Land. Dies gelingt ihm mit Hilfe der Presse. Die Verleger und Händler kündigen ihre schmutzige Waare in weitverbreiteten

Zeitungen an, und zwar in möglichst unverfänglicher Form, aber doch durchsichtig und verständlich genug. Da liest man: »Pikante Photographien und Lectüre« oder »Origineller Jux für Herren« und Aehnliches. Wo man Photographien und Bücher angekündigt sieht, da genügt schon dieses »und«, diese Zusammenstellung, um die Natur beider Arten von Erzeugnissen errathen zu lassen. Auf Verlangen senden diese zuvorkommenden Geschäftsleute dann ihre Waarenverzeichnisse »gratis und franco« ein, und verschicken »gegen vorherige Einsendung des Betrages« Alles, was gewünscht wird, »in discreter Verpackung«. So wird der Zwischenhandel umgangen, ein unmittelbarer Verkehr zwischen dem Fabrikanten und dem Käufer hergestellt, und der erstere, der zumeist selber den Vertrieb besorgt, steckt den Gewinn ungeschmälert in die Tasche. Wenn man aber wissen will, welche Zeitungen es sind, die so anrüchigen Ankündigungen Aufnahme gewähren, so erfahre man, dass sich auch Familienblätter besten Rufes darunter befinden, z. B. »Ueber Land und Meer« und die Münchener »Fliegenden Blätter«.

Wir würden unsere publicistische Pflicht nur unvollkommen erfüllen, wenn wir uns darauf beschränkten, das Treiben der Schandfirmen, die sich mit dem Verlage und Vertriebe jener niederträchtigen Machwerke befassen, blos zu beleuchten, ohne sie namentlich anzuführen. Daher bringen wir die nachstehende kleine Namensliste, die keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch macht. Deutsche Firmen der erwähnten Art sind:

P. Paech in Berlin, Skalitzerstrasse 34. (Kündigt zugleich gewisse Sicherheitsmittel an.)

A. Bange in Halberstadt.

J. Krawczyk in Berlin S. O. 26.

A. Högelmeier in München, Radelsteg 1.

S. Boss in Berlin, Wasserthorstrasse 36.

Ferner das »Artistische Institut« in Aschaffenburg und besonders dessen Ableger, das »Literatur-Bureau« in Hanau a. M.

Die letztgenannte Firma, die einen ausgebreiteten Kundenkreis besitzt und deren Ankündigungen jahraus jahrein in zahlreichen deutschen und österreichischen Blättern zu finden sind, versendet ausführliche und inhaltsreiche Verzeichnisse von »pikanten Raritäten in Wort und Bild«. Da werden angeboten: »Etudes secrètes 20 No. Visits schwarz« zu 10 Mark, »Nos jolies filles« und »Diableries« zu demselben Preise, »Actstudien für Lebemänner, die amüsantesten Positionen bietend«, 40 Stück zu 20 Mark u. s. w. Ferner gibt es da recht interessante Bücher, z. B. »Das Menschensystem«, aus welchem folgende »hervorragende Abschnitte« angeführt sind, um die Neugier des Käufers anzustacheln: »Geschlechtliche Verhungerung. Privatlectüre für Frauen. Geschlechtsorgane. Ursachen ihrer Schande. Geschlechtskrankheiten. Impotenz. Locale Unpassendheit. Fehler der Männer, der Frauen. Winke für Kinderlose. Verhütung der Schwangerschaft. Adaption der Geschlechter. Philosophie des Kinderzeichens. Geschlechtliche Gleichgiltigkeit. Nymphomanie (Liebeskrankheit oder Lüsternheit bei Frauen und Mädchen). Wollüstige Träume. Geschlechtliche Dyspepsie. Uebermässige Liebesleidenschaft. Satyriasis (widernatürliche Geilheit). Anthropophobie (Abneigung gegen geschlechtlichen Umgang)« u. s. w. Hierzu die empfehlende Notiz: »Circa 2000 Artikel, ein wahres Lexikon der physischen Liebe! Sehr selten und nur noch wenige Exemplare erhältlich« u. s. w. Auch eine »Bibliothek für die galante Welt« wird da angekündigt, darunter Bücher wie »Tausend und eine Nacht einer schönen Frau«, »Galante Abenteuer der schönen Bertha«, »Stossseufzer eines Sophas« u. s. w. Hierzu die Anmerkung: »Obige Bände enthalten das Pikanteste, was in diesem Genre existirt«.

Und nun höre und staune man: Das »Literatur-Bureau« in Hanau besitzt die Unverschämtheit, diese Verzeichnisse in o f f e n e n Briefumschlägen zu versenden! Und dieselben werden von der deutschen und österreichischen Post anstandslos befördert, ohne dass Staatsanwalt und Polizei dagegen einen Finger rühren!

Wir haben übrigens gute Gründe, es als nahezu gewiss anzunehmen, dass auch innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie eine bedeutende Schandschriften-Fabrik besteht. Und zwar weisen die diesbezüglichen Spuren nach Budapest hin, wo derartige Unternehmungen unter dem Schutze der ungarischen Pressfreiheit leichter gedeihen können als auf cisleithanischer Erde. Thatsächlich gibt es in Budapest eine Firma, deren ausschliessliches Verlagsfach die »pikante Lectüre« bildet. Zwar sind dies zumeist Uebersetzungen der Pariser Boulevard-Literatur, aber die Verzeichnisse enthalten den bedenklichen Beisatz: »Unsere Versendungsart ist eine derartige, dass die Bücher discret und unbeanstandet in die Hände des Bestellers gelangen.« Dieser Beisatz kommt uns bekannt vor und klingt äusserst verdächtig, er ist jedoch weder unser einziger noch unser stärkster Verdachtsgrund. Das mögen diejenigen, die es angeht, sich gesagt sein lassen!

Der Vollständigkeit halber sei auch noch erwähnt, dass selbst die scheussliche Waare, deren Schmuggelwege wir hier aufzudecken suchen, vor Verfälschungen nicht sicher ist. Auch hier wird die deutsche Industrie von »unreeller Concurrenz« bedroht. Eine grosse Anzahl findiger Buchhändler kam nämlich auf den schönen Gedanken, die heisse Gier des Publicums nach solcher Waare zu allerlei Prellereien zu benützen, deren Ausführung ebenso leicht wie einträglich sein musste. So wurden und werden denn Massen von Büchern gedruckt, deren ganz oder doch ziemlich unverfänglicher Inhalt in eine trügerische, lockende Hülle gekleidet wird: Ein pikanter Titel, eine verführerische Zeichnung auf dem Umschlage — und die Käufer gehen haufenweise auf den Leim. Aber man begnügte sich nicht damit, anziehende Titel zu erfinden, man bediente sich auch der schon vorhandenen, die einen guten Ruf hatten, das heisst in denkbar übelstem Leumunde standen — ähnlich wie ein Wein- oder Sensenfälscher eine fremde Schutzmarke stiehlt, die beliebt und gesucht ist. So wurde z. B. ein Buch, das eine Sammlung platter und alberner

Militärhumoresken enthält, als »Denkwürdigkeiten des Herrn v. H.« in die Welt geschickt, weil dies der Titel eines der berüchtigtesten erotischen Romane ist, die in deutscher Sprache erschienen sind. Aehnlich erging es den »Memoiren einer Sängerin«, einem geradezu entsetzlichen Buche, dessen Verfasser bei dem Marquis de Sade in die Schule ging; auch dieses musste irgend einem geist- und harmlosen novellistischen Machwerke als Taufpathe dienen. So straft das Verbrechen sich selbst, indem es die Gaunerei hervorruft, von der es ausgebeutet wird.

Allein mit dieser Art von Bestrafung kann sich wohl die gefährdete öffentliche Moral nicht zufrieden geben. Es wäre thöricht, von der heutigen Gesellschaft zu verlangen, dass sie ihr Leben nach den Grundsätzen einer künftigen Idealgesellschaft einrichte. Aber von jeder Gesellschaft kann man fordern, dass sie ihre eigenen Gesetze befolge, ihre eigene Ordnung aufrecht erhalte. Was geschieht statt dessen? Muss man nicht nach all' den Thatsachen, die wir hier vorgebracht haben, zu der Meinung gelangen, es bestehe eine Lücke in der Gesetzgebung, durch welche das Laster schamlos ein- und ausgehen dürfe? Doch nein, eine solche Lücke besteht nicht. Allerdings hat der Staat nicht die Aufgabe, die Sittlichkeit seiner Bürger bis in deren Privatleben hinein zu überwachen, aber er hat die Aufgabe, die gemeinschädliche Verbreitung der Unsittlichkeit, deren öffentliches Auftreten und Umsichgreifen zu verhindern. Demgemäss bedroht das deutsche Reichsstrafgesetzbuch diejenigen Personen mit Strafe, welche unzüchtige Schriften verkaufen, vertheilen oder sonst wie verbreiten (§. 184) und ebenso ahndet das österreichische Strafgesetz (§. 516) jede durch Druckschriften begangene gröbliche und öffentliches Aergerniss erregende Verletzung der Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit.

Stehen diese Gesetze nur auf dem Papiere? Wo bleibt die deutsche Reichspolizei, die sich doch sonst nicht durch allzu grosse Zurückhaltung auszeichnet? Wo bleibt jener preussische Minister, der mit Hilfe einer junkerhaften Bureau-

kratie aus Deutschland einen Polizeistaat reinsten Wassers gemacht hat? Wo bleibt das Berliner Muckerthum, für das es doch, wie man sieht, ganz andere Dinge zu thun gibt, als gegen Heine-Denkmäler zu eifern? Oder sollten Vorgänge, die sich im hellen Tageslichte begeben und die jeder Privatmann in Erfahrung bringen kann, für die deutsche Reichsregierung und ihre Freunde ein undurchdringliches Geheimniss bleiben?

Wahrlich, wenn es sich hier um literarische Ausschreitungen handelte, wir würden es uns wohl überlegen, die öffentliche Gewalt zu Hilfe zu rufen. Im Reiche der Kunst gibt es nur Einen berufenen Richter: den Kritiker. Ein verbrecherischer Handel aber, der alle Laster entzügelt und die niedrigsten Triebe ausbeutet, steht ausserhalb der Kunst und verfällt dem Staatsanwalte. Und dieser Handel muss und kann ausgerottet werden, wenn die Behörden ihre Pflicht thun. Auch die äusserste Pressfreiheit — und wie weit sind wir noch von einer solchen! — könnte niemals so weit gehen, das ungehinderte Erscheinen förmlicher Lehrbücher des Lasters zuzulassen. Menschen, die solche Bücher schreiben, Verleger, die sie herausgeben, Drucker, die sie unter die Presse bringen, Händler, die sie verbreiten — gehören in's Zuchthaus!

Die Culturhistoriker der Zukunft aber werden die »pikante Lectüre«, an welcher die Gesellschaft unserer Tage sich ergötzt, mit Staunen und Schauder kennen lernen und werden die Sittlichkeit dieses Zeitalters der Prüderie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wissen.

XVIII.

MODERNE WOHLTHÄTER.

Ein eifriger Zeitungsleser, der in unseren Tagen auf den Einfall käme, zwischen den erfreulichen und verdriesslichen Neuigkeiten, welche er in einem bestimmten Zeitabschnitte erfährt, die Bilanz zu ziehen, würde, vorausgesetzt, dass er ein Mann von Herz ist, sehr bedeutende Activa erhalten. Denn gesetzt auch, dass ihn die ewig »am politischen Horizont lagernden Wolken« verstimmen, dass ihn die Unbeständigkeit der Course peinigt, dass ihm die weitverbreitete Selbstmordmanie den Schlaf und die chronique scandaleuse den Appetit raubt: ein süsser Trost ist ihm geblieben, der ihn für alle Unannehmlichkeiten entschädigt, ihn alle Leiden und Schicksalsschläge privater oder politischer Natur vergessen lässt. Dieser Trost im Ungemach, diese Sonne, welche die aufsteigenden Dünste und Nebel siegreich verscheucht, diese Blume, welche die schlimmsten Miasmen der Zeitgeschichte lieblich überduftet, ist der unbegrenzte, ergreifende Wohlthätigkeitssinn der Gegenwart.

In der That, wenn wir der Presse, wenn wir einer Armee von Rechenschaftsberichten, Programmen, Mittheilungen Glauben schenken dürfen, so werden wir von der allgemein grassirenden Wohlthätigkeit fast erdrückt. Zugleich mit dem Morgenkaffee schlürfen wir die Referate über

tausend humanitäre Acte, welche der vorige Tag geboren hat; und spüren wir nach Beendigung unseres Tagwerkes den mittlerweile eingetretenen Ereignissen nach, so haben die wenigen Stunden, welche uns von der letzten Umschau trennen, eine so respectable Anzahl neuer, menschenfreundlicher Bestrebungen gezeitigt, dass unser armer Kopf sie nicht alle behalten, geschweige denn würdigen kann. Der Statistiker, welcher in diesen Hexensabbath der Mildthätigkeit Ordnung bringen, eine übersichtliche und systematische Darstellung unserer Wohlthätigkeitspflege geben wollte, er sähe sich wehrlos von den hochgehenden Fluthen derselben fortgerissen und zum Geständnisse seiner Ohnmacht gezwungen.

Wenn es also auf die Menge geräuschvoller Unternehmungen, lärmend vorbereiteter und mit allen Mitteln der Reclame ausposaunter Veranstaltungen ankäme, dann könnten wir mit unserer Wohlthätigkeitspflege höchlichst zufrieden sein und uns darüber freuen, dass der Statistiker die Feder aus der Hand legt, ohne seine Aufgabe gelöst zu haben. Uns aber will bedünken, dass die wahre Wohlthätigkeit nur darum sich der Statistik entziehe, weil keine Wissenschaft die spontanen und geheimen Regungen des menschlichen Herzens zählen und verbuchen kann; uns will ferner bedünken, dass in dem wüsten Wohlthätigkeitstaumel unserer Tage, in dem pomphaften Arrangement von Festen zu edlen Zwecken, in der mehr oder minder gewaltsamen Heranziehung grosser Massen zur Theilnahme an Wohlthätigkeitsacten ein deutlicher Fingerzeig liege, dass wir uns auf falscher Bahn bewegen; uns will endlich auch bedünken, dass es desto weniger Wohlthätigkeit gibt, je mehr man davon spricht, und dass die unter tausend Lobeshymnen publicirte und durch tausend Schlacken verunreinigte falsche Wohlthätigkeit im Begriffe stehe, der wahren den Boden zu entziehen.

Allerdings ist selbst diese falsche Wohlthätigkeit noch immer besser als der absolute Mangel aller Wohlthätigkeit, und es soll durchaus nicht geleugnet werden, dass uns

Sünden im Wohlthun verzeihlicher erscheinen als vollständig zugeknöpfte Taschen; aber fragen wir nun einmal ehrlich: Hat unsere Wohlthätigkeitspflege bisher ein im Vergleiche zu ihrem Umfange nennenswerthes Resultat erzielt? Man sollte doch meinen, dass einem derartigen Massenaufgebote von Mitteln, wie wir es täglich rühmen hören, wenigstens eine langsame Besserung, eine allmälige Linderung des socialen Elends entspricht? Wenn wirklich die besitzenden Classen sich in der Entäusserung der ihnen entbehrlichen Güter geradezu überstürzen, wie kommt es dann, dass das Proletariat lawinenartig anwächst, dass der Pauperismus unerhörte Dimensionen angenommen hat? Gewiss kann die Armuth durch Almosen nicht aus der Welt geschafft werden; aber irgend eine Wirkung im guten Sinne, dächten wir, müsste sich mit einem so gewaltigen Aufwande doch erzielen lassen? Einige Positionen müssten in diesem Kampfe doch zu gewinnen sein? Hie und da müsste es doch vorkommen, dass der vielköpfige Drache, als den die Plutokratie das Proletariat so gerne betrachtet, an den ihm vorgeworfenen Abfällen seinen Hunger stillt?

Nichts von alledem: einen Fortschritt zum Besseren, eine Einschränkung des socialen Elends wird auch der abgehärtetste Optimist nicht zu behaupten wagen; Positionen werden in der Bekämpfung der Armuth nicht gewonnen, sondern nur verloren; und was den Drachen anbelangt, so kann eidlich bekräftigt werden, dass er noch niemals an Verdauungsbeschwerden laborirt hat.

Worauf ist diese ungeheure Differenz zwischen dem beabsichtigten und dem thatsächlich erreichten Resultate, zwischen der erforderlichen und der geleisteten Hilfe, zwischen der Summe der aufgewendeten Mittel und der Summe der beseitigten Bedürfnisse zurückzuführen? Wie ist es möglich, dass bei der masslosen Mildthätigkeit, die unsere wohlhabenden Classen so energisch äussern und so eifrig an die grosse Glocke hängen, dennoch die beschenkten und unterstützten Kreise mit Abneigung ihren Wohlthätern gegenüberstehen

und immer mehr an Selbsthilfe denken? Wie konnte gerade in unserer Zeit, in dieser Epoche angeblich waschechter Barmherzigkeit und unverfälschten Mitleids eine Bewegung Fortschritte machen, welche die wirthschaftlichen Grundlagen der Gegenwart als in ihrer Wurzel verfault aufdecken und eine vollständige Umbildung der Gesellschaft bewirken will? Soll man da auf der einen Seite nur verkannte Märtyrer, auf der andern nur undankbare Bösewichte sehen? Oder liegt die Sache vielleicht doch etwas anders?

Es wird die Aufgabe der vorliegenden Schrift sein, auf diese Fragen eine Antwort zu suchen, nicht in Form einer theoretischen Abhandlung, für welche es dem Verfasser an Raum und Neigung gebricht, sondern durch den Hinweis auf concrete Fälle, welche, den letzten Jahren entnommen, dem Gedächtnisse der Zeitgenossen noch nicht entschwunden sein dürften.

Ein französischer Autor sagt: »Die Wohlthätigkeit besteht nicht darin, dass man zahlt, sondern darin, dass man gibt«. Es liesse sich dreist eine Wette eingehen, dass dieser Unterschied der Mehrzahl unserer Wohlthäter zu fein ist; und doch braucht man durchaus kein Jurist zu sein, um die beiden Begriffe auseinanderzuhalten. —

Wer zahlt, beansprucht eine Gegenleistung; wer gibt, ist von dem Gedanken an eine solche frei. Wer zahlt, tauscht im Güterverkehre eine Werthsache gegen eine andere ein, zieht die Vor- und Nachtheile dieses Tausches in Erwägung und handelt nach Massgabe seiner Bedürfnisse und Lebensumstände; wer gibt, folgt ohne Rücksicht auf sein Interesse dem Zuge des Herzens. Wer zahlt, denkt an sich; wer gibt, an den Empfänger. Jener gehorcht »der Noth, nicht dem eigenen Triebe«; dieser einer uneigennützigen Aufwallung, einer selbstlosen Eingebung.

Demnach ist auch das Verhältniss des Zahlers zum Bezahlten ein ganz anderes, als das des Gebers zum Empfänger. Dort entsteht nach Abschluss der geschäftlichen Transaction keine weitere, aus dieser selbst resultirende Wechselbeziehung

zwischen den beiden Parteien; hier stellt die freiwillige Leistung des einen Theiles und die moralische Wirkung dieser Leistung auf den zweiten Theil eine geistige Verbindung her, welche je nach der Individualität des Gebers und des Empfängers von grösserer oder geringerer Intensität, von längerer oder kürzerer Dauer ist. Daher sucht auch der wahre Wohlthäter die Berührung mit dem Hilfsbedürftigen, weil ihm die materielle Unterstützung allein nicht ausreichend erscheint, und dieser Contact spinnt Fäden, welche die beiden auch dann noch aneinander knüpfen, wenn der Augenblick des Wohlthätigkeitsactes vorübergegangen ist.

Man sollte meinen, das wären selbstverständliche Dinge, und sie auseinandersetzen hiesse Eulen nach Athen tragen. Und doch ist es gerade die Verkennung dieses Unterschiedes, an der unsere Wohlthätigkeit krankt; man zahlt, aber man gibt nicht; man unterstützt materiell, aber nicht moralisch; man vermeidet es oft ängstlich, mit den Objecten seiner Fürsorge in persönlichen Verkehr zu treten und lässt dritte Personen die Vermittler spielen. Damit wird einer gesunden Wohlthätigkeitspflege die einzige feste Basis entzogen: jene genaue Kenntniss des menschlichen Elends, welche allein aus der Anschauung desselben hervorgehen kann. Man tappt im Finstern und weiss nichts vom Werthe oder Unwerthe derjenigen, für die man sich bemüht; kein Wunder, dass der Unwürdige, wenn er nur genug Unverschämtheit besitzt, um sich vorzudrängen, seine Rechnung findet, während die verschämte Armuth zumeist leer ausgeht.

Dieser Vorwurf trifft in erster Linie unsere Privatwohlthätigkeit und sie ist es auch, mit der wir es hier vornehmlich zu thun haben; dass eine Besprechung unserer Staats- und Communal-Wohlthätigkeit im Rahmen dieser Schrift nicht versucht werden kann, liegt auf der Hand; nur einige Bemerkungen, die wir auf dem Herzen haben, seien uns auch über diesen Punkt gestattet. —

Für den modernen Staat ist die Wohlthätigkeitspflege nahezu eine Utopie geworden: er hat für sie keine Zeit, er

erübrigt für sie nicht die wünschenswerthen Mittel. Einst war es der Krieg, der ein Land brandschatzte und ein Volk aussaugte; jetzt ist es die Furcht vor dem Kriege. Der Friede ist die kostspieligste Errungenschaft der jüngsten Culturepoche; er, der unseren Altvorderen Segen und Wohlhabenheit brachte, nimmt uns jetzt so viel, dass uns zu geben fast nichts mehr übrig bleibt. Und dem Staate leider auch nicht! Denn da derselbe, um gegen plötzliche Angriffe eines bösen Nachbars gewappnet zu sein, die Brust beständig mit dreifachem Erz umpanzert hält, finden sanftere Regungen in seinem Herzen keinen Eingang. Im Schatten der Repetirgewehre und Granatbomben kann die zarte Pflanze der Wohlthätigkeit nicht gedeihen.

Wie lange wird dieser schier unerträgliche Zustand noch währen? Wann wird der Tag erscheinen, der diese stete Kriegsbereitschaft ad absurdum führt und dem Staate für edlere Aufgaben wieder Raum schafft? Denn wahrlich, es ist jetzt schlimm bestellt um die Culturmission des Staates.

Man betrachte nur einmal die Ziffern, welche im Staatsvoranschlage für Unterstützung von Künstlern und Gelehrten eingestellt sind! Der Mann trete auf, der im Hinblicke auf diese Summen Oesterreich eine Grossmacht zu nennen vermöchte! Die Beträge, welche da für Ehrengaben, Reisestipendien und Subventionen präliminirt erscheinen, bleiben weit hinter jenen Anforderungen zurück, die man an einen Staat sogar zweiten Ranges zu stellen berechtigt wäre. Und es handelt sich doch dabei um die geistige Potenz des Staates! Es handelt sich doch um jene Menschen, von denen Goethe behauptet:

»Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künstler und Philosophen genannt;
Doch wüsst' ich Niemand, ungeprahlt,
Der seine Zeche besser bezahlt.«

Nach heimischer Auffassung begehrt man von diesen erlauchten Bettlern Bezahlung, ohne sie eine Zeche machen zu lassen, vermuthlich darum, weil man den traditionellen

Ruhm derselben nicht schmälern will, den Ruhm, dass unter ihnen wahre Hungervirtuosen zu finden seien.

Jeder Künstler soll ein geborener Merlatti sein! Das glauben gewiss auch jene Behörden, welche über Stiftungen und die Errichtung von Stiftungsbriefen bandwurmartige, unendliche Verhandlungen führen, in denen der österreichische Instanzengang seine herrlichsten Triumphe feiert. So stossen wir z. B. im jüngsten Verwaltungsberichte der Stadt Wien auf folgende beherzigenswerthe Stelle:

»Auch begannen im Jahre 1886 die Verhandlungen wegen Errichtung der zufolge Gemeinderathsbeschlusses vom 29. October 1875 in die Verwaltung der Commune Wien zu übernehmenden Friedrich Beckmann'schen Stiftung für arme, würdige deutsche Schauspieler, Schauspielerinnen, Sänger, Sängerinnen, Tänzer, Tänzerinnen, Theaterdichter und Souffleure.«

Wir wollen mit dem tiefen Kunstverstande, der in der angeführten Reihenfolge dadurch zum Ausdrucke gelangt, dass die beneidenswerthen Theaterdichter hinter die Tänzerinnen postirt und blos den Souffleuren vorgezogen werden, nicht weiter rechten und uns auf die Hauptsache beschränken. Man versetze sich einmal in die Lage eines solchen »armen, würdigen« Petenten, der im Jahre 1875 von der Stiftung erfuhr und der nach elf Jahren -- so lange hatte wahrscheinlich noch die Witwe des Stifters den Fruchtgenuss des Capitals — erst noch gezwungen ist, Verhandlungen abzuwarten, welche mindestens eine Reihe von Monaten oft sogar noch länger dauern! Muss er nicht einen ganz ausgepichten Magen haben?

Und solche Fälle von weitsichtiger Wohlthätigkeit sind durchaus nicht vereinzelt; gut Ding will Weile haben, und derlei Stiftbriefe scheinen eben ausgezeichnete Dinge zu sein; denn wenn einer einmal noch in demselben Jahre errichtet wurde, in welchem die Stiftung der Gemeinde zuwuchs, so wird daraus ein grosses Wesen gemacht.

Den Werth der Zeit haben unsere Stadtväter nie zu schätzen gewusst; »Verschleppung« ist ihre Devise in allen communalen Angelegenheiten, »Verschleppung« daher auch im Ressort der Wohlthätigkeit.

Da beschäftigt man sich seit dem Jahre 1882 mit der Frage der Einführung einer Armensteuer und der Bildung eines Landesarmenverbandes. Zugegeben, dass die Entscheidung in dieser Frage keine leichte Sache ist und dass die beabsichtigte Reform für die Stadt Wien eine sehr bedenkliche Seite hat: nun, dann berathe man sie eben gründlich durch und komme zu einem definitiven Entschlusse! Aber was soll man dazu sagen, wenn der Magistrat sich in seinem Referate vom Jahre 1883 in der Angelegenheit vollkommen ablehnend verhält, wenn dann in Folge dieses Referates — mehr als zwei Jahre später — ein Gemeinderathsbeschluss die Berathung der Armensteuer bis auf Weiteres vertagt, und wenn — wieder um zwei Jahre später — ein anderer Gemeinderathsbeschluss die Berathung von Neuem festsetzt, so dass sie gegenwärtig, wie der classische Amtsstyl besagt, »wieder im Zuge« ist? Sind denn zwei Jahre im Leben der Armen und Elenden nichts? Und welche Umstände zwingen überhaupt dazu, derartige Fragen zu vertagen? —

Was das Pfründnerwesen anbelangt, so hat es vor nicht langer Zeit seine Sensationsaffaire gehabt und bei dieser Gelegenheit eine ausgiebige Beleuchtung erfahren. Das Eine ist aus der Geschichte, welche so viel Staub aufgewirbelt hat, jedenfalls mit Evidenz hervorgegangen, dass bei uns das Reich der Protection schon dort beginnt, wo es sich um ein paar Gulden handelt!

Wenn man übrigens der Verwaltung des Bürgerspitalfondes Glauben schenken darf, ist die wahre Bedürftigkeit im Schwinden begriffen. Die Bilanz dieses Fondes vom Jahre 1886 weist einen erklecklichen Ueberschuss aus und begründet denselben unter Anderem damit, dass eine Anzahl freigewordener Pfründnerplätze »mangels berück-

sichtigungswürdiger Competenten« nicht zur Weiterverleihung gelangt sei. Das klingt wirklich befremdend; sollte man da nicht durch zu grosse Strenge auf der einen Seite die Sünden allzu freundlichen Entgegenkommens auf der andern zu paralysiren gesucht haben?

Mit der Frage der Organisation der Armenpflege hat sich die Gemeinde Wien, wie es natürlich ist und wie es ihr eigener Vortheil erheischt, eingehend beschäftigt. Namentlich hat sie darnach getrachtet, eine Verbindung mit den Privat-Wohlthätigkeitsvereinen herzustellen und durch eine Centralisirung wohlthätiger Bestrebungen grössere Erfolge zu erzielen. Dieses Project ist vollständig gescheitert, und zwar an dem Widerstande der zu gemeinsamer Action aufgeforderten Vereine. Der Fall ist zu charakteristisch, als dass wir ihn unbesprochen lassen könnten; er bildet ein stimmungsvolles Präludium für die Besprechung unserer Privatwohlthätigkeit.

Im Jahre des Heiles 1883 erging von Seite der Central-Armenconferenz in Wien eine Einladung an achtundsechzig Privat-Wohlthätigkeitsvereine, welche ein Zusammenwirken aller mildthätigen Factoren als ein Ziel auf's Innigste zu wünschen bezeichnete und eine Centralisation dieser Factoren in Anregung brachte. Der Erfolg der Einladung war verblüffend: dreizehn Vereine gaben eine zustimmende Erklärung, acht lehnten die Zumuthung ab und siebenundvierzig fanden es für angemessen, gar keine Antwort zu ertheilen.

Wir haben den denkbar grössten Respect vor Allem, was sich Verein nennt. Heutzutage bildet jeder anständige Mensch mit jedem anständigen Menschen einen Verein, und wenn auch nicht immer Ideen die Bindemittel sind, so thut das dem Selbstbewusstsein der Verbündeten durchaus keinen Eintrag. Man fühlt sich doch ganz ein anderer Mensch, wenn man »Ausschussmitglied« oder »Schriftführer« ist, als wenn man nur so in der grossen Herde mitläuft. Die heilige Sache, der man sich geweiht hat, erhebt über den

Tross, der in stumpfer Gedankenarmuth auf ausgetretener Strasse dahintrottet, und es wird Einem zu Muthe, als trüge man jenen güldenen Schein um das Haupt, den der Zigeunerknabe im »Götz« an dem Feldhauptmann als aus-zeichnendes Merkmal zu gewahren vorgibt.

Gehört man nun gar einem Wohlthätigkeitsvereine an, so wird der Schein zur Aureole, wie sie die Legende nur über den Scheitel der auserlesensten Wunderthäter breitet. Kann es etwas Herrlicheres geben, als sich aufzuopfern im Dienste der Humanität, mit einigen Gleichgesinnten durch Wahlverwandtschaft verbunden, den edelsten und reinsten Zwecken, sowie gegenseitiger Beräucherung zu leben und am Schlusse eines Vereinsjahres in einer Generalversammlung mündlich und in einem Rechenschaftsberichte schriftlich mit allem Nachdrucke auf seine verdienstvolle Thätigkeit hin-zuweisen?

Und da kommt nun die Gemeinde und sagt: »Schliesst Euch uns an, vereinigt Eure guten Werke mit den unseren; vielleicht richten wir mehr aus, wenn wir gemeinsame Sache machen!« Ist das nicht ein lächerliches Verlangen? Man sollte seine Selbstständigkeit hingeben, in einem grösseren Ganzen untergehen und so den Nimbus verlieren, der allen Jenen eigen ist, welche das Geleise der Alltäglichkeit ver-lassen haben? Ja, um Alles in der Welt, warum hat man denn einen Verein gebildet, wenn man wieder aufhören soll, exclusiv zu sein?

So ungefähr würde die Antwort ausgefallen sein, wenn einer jener Herren, die sich damals in mystisches Schweigen hüllten, sich zur Erwiderung bequemt hätte. »Der brave Mann denkt an sich selbst zuerst«, heisst heute die Variante, welche — paradox genug — der verschwiegene und manch-mal sogar auch eingestandene Wahlspruch der meisten unter unseren Wohlthätern geworden ist.

Und nicht nur der brave Mann zeigt diese rührende Fürsorge für sein liebes Ich, auch seine brave Frau und seine braven Kinder, sofern sie nur in Werken der Barm-

herzigkeit nach der herrschenden Mode tüchtig geschult sind. Um uns einen Einblick in das Leben und Treiben einer solchen wohlthätigen Familie zu verschaffen, betreten wir das Haus des Rentiers und mehrfachen Verwaltungsrathes X. Das Haupt der Familie hält eben eine Rückschau über die Ereignisse der abgelaufenen Saison. Herr X. stellt sich und den Seinen, indem er in satter Zufriedenheit schmunzelt, das günstigste Zeugniss über zahlreiche rührende Humanitätsacte aus. Auf einem solchen Hause muss der Segen des Himmels ruhen, und der steigende Wohlstand, dessen sich Herr X. erfreut, ist gewiss nur die Belohnung für seine Verdienste um die Armen und Unglücklichen.

Und er weiss es so einzurichten, dass er dabei seine eigenen Mittel nicht einmal sonderlich angreift! Als eine grosse Feuersbrunst im Norden des Reiches eine halbe Stadt zerstörte und als eine furchtbare Ueberschwemmung im Osten des Reiches weite Gebiete verheerte, da hat er beide Male keinen Augenblick gezögert, eine Sammlung einzuleiten, die ein geradezu üppiges Resultat ergab, weil Niemand einem solchen Bittsteller gegenüber knausern konnte, wenn auch das, was er selbst beisteuerte, im Verborgenen blieb. Und als die Arbeiter in einem Bergwerke, zu welchem er liebevolle Beziehungen unterhält, verschüttet wurden, da liess er sich den Hergang der Sache genau berichten und zahlte den Witwen den Wochenlohn ihrer Männer voll aus, obgleich das Unglück schon am Freitag geschehen war; ja seine Humanität ist so zügellos, dass ihm die Grenzen seines Vaterlandes zu enge dünken und dass er bei einem Kriege zwischen zwei kleinen Nachbarstaaten für den einen — natürlich für den ihm sympathischen — Lieferungen übernahm, nur um seinem rastlosen Drange nach Hilfeleistung genug zu thun.

Sein menschenfreundliches Wirken hat ihm im Verlaufe der Zeit ein und das andere Bändchen in's Knopfloch geflochten, aber er achtet das kaum. Wenn er sich willig auszeichnen liess, so geschah es, um nicht durch schroffe Zurückweisung eine gute Absicht zu kränken. Unendlich höher

als Orden und Titel steht ihm das Bewusstsein, als Mensch und als Staatsbürger seine Pflicht gethan und eine nicht geringe Dosis Elend aus der Welt geschafft zu haben.

Und seine Frau! Man kann von ihr nicht sprechen, ohne weich zu werden! Bei ihr erhöht noch der Zauber einer feingestimmten Natur den Werth aller Wohlthaten. Sie hat den Feuer- und den Wasserbeschädigten abgelegte Kleider und den verschütteten Arbeitern einen Kranz mit mächtigen Schleifen und der Inschrift: »Glücklich die Erlösten« geschickt; sie hat für die verwundeten Krieger Charpie gezupft; sie hat ferner bereits zweimal in einer Volksküche Gerichte verabreicht und Speisemarken controlirt, ja sie hat sogar in einer Versammlung des Feriencolonien-Vereines unlängst dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, dass ihr Landhaus keine gesunde Lage habe; sie würde dasselbe so gerne dem Wohle der »armen, verkümmerten Kleinen« weihen.

Und trotz ihrer vielseitigen, hingebungsvollen Thätigkeit ist diese Perle von einer Frau nie müde geworden; sie hat bei alledem — man sollte es nicht für möglich halten — noch Zeit gefunden, ihre Mitpatronessen zu überwachen und zu kritisiren, sich mit vollem Eifer der Medisance hinzugeben und auf diese Weise in ihren wohlthätigen Bestrebungen eine nie versiegende Quelle edler Zerstreuung zu finden. Auch hat sie, obwohl beinahe unausgesetzt mit dem menschlichen Elend beschäftigt, ihre muntere Laune durchaus nicht eingebüsst; denn sie gehört zu jenen glücklich organisirten Wesen, deren Harmonie durch fremdes Unglück nicht gestört wird, wenn sich dasselbe nur hübsch in der Ferne hält.

Die älteste Tochter Irene hat das goldene Herz der Mutter geerbt. Das liebe Kind ist in jenen Jahren angelangt, in welchen die Mädchen sich nicht gerne verbergen, sondern mit sehnendem Verlangen nach dem Manne ausschauen, in dessen Leben sie »himmlische Rosen« zu weben berufen sind. Nach Ueberwindung der ersten Schüchternheit hat Irene sich kühn in die hochgehenden Wogen des gesellschaftlichen Lebens gestürzt und dort bald jene Wohlthätigkeits-Specialität ge-

funden, die ihr am meisten zusagt. Sie ist die »great attraction« aller Wohlthätigkeits-Bazare. Die elegante Herrenwelt umstellt in dichtgedrängten Massen den Pavillon, in dem sie nebst dürftigen Blumensträusschen ihr kokettestes Lächeln und einige sparsame Andeutungen intimerer Reize feilbietet. Die Summen, welche durch sie verschiedenen wohlthätigen Unternehmungen zugeführt werden, lassen sich kaum ahnen; kann man denn fünf Veilchen und zwei Spinatblätter zu theuer erstehen, wenn man für die Ueberzahlung durch einen dankbaren Blick dieser Augen oder gar durch einen Druck dieser weissen Hand belohnt wird?

Etwas lauter als Irene, welche still und sanft, selbst eine Blume, unter Blumen waltet, geberden sich die drei jüngeren Sprösslinge der Familie, wenn sie sich vom Geiste der Wohlthätigkeit ergriffen fühlen. Diese geräuschvollere Art wird Jedem, der sich auf Künstler und ihre Eigenheiten versteht, nur durchaus natürlich erscheinen. Denn Künstlerblut, echtes unverfälschtes Künstlerblut wallt in den Adern dieser Trias, welche von diversen Musen den bekannten Weihekuss erhalten hat.

Wenn Alexander durch ein widriges Geschick nicht dazu ausersehen wäre, dereinst nahrhafte Renten zu verzehren und höchst prosaische Coupons abzutrennen, die Sterne Garriks und Talmas würden vor ihm erbleichen. Nicht ohne herben Schmerz hat er den Brettern, welche die Welt bedeuten, entsagt und nur in dem Gedanken Trost gefunden, dass er ab und zu doch Gelegenheit haben würde, sein Licht leuchten zu lassen, zum Entzücken aller Kunstverständigen, zum Heile der hilfsbedürftigen Menschheit! So steht er denn bei allen Dilettanten-Vorstellungen in erster Reihe. Am grössten ist er als Liebhaber; unlängst hat er einen Nasalton zu Stande gebracht, wie Sonnenthal nur in seinen glücklichsten Momenten. Ausserdem versteht er es, ein Couplet zu »sprechen« und seiner Kehle Töne abzulocken, wie sie noch kein Mensch gehört hat.

Nicht zufrieden mit seinen künstlerischen Leistungen, welche vermuthlich einen goldenen Regen in die Taschen der Bedürftigen zaubern, unterstützt dieser verteufelte Alexander, aller Knickerei und Knauserei vollständig fremd, das Elend auch mit materiellen Mitteln, wenn es ihm einer solchen Unterstützung würdig dünkt. Dem Jockey, der beim letzten Hürdenrennen stürzte und das Schlüsselbein brach, hat er eine namhafte Summe zugewendet, obwohl dieser Mann auf die Einkünfte eines Ministers mit lächelnder Geringschätzung herabsieht; und als neulich jene köstliche Wette, ob die pikante Sylvia von der ersten Quadrille den Baron Y. oder den Grafen Z. mit ihrer Huld beglücke, zu Alexander's Gunsten ausfiel, da zauderte der warmherzige Jüngling keinen Augenblick, den Ertrag der Wette der reizenden Diana von der zweiten Quadrille zu Füssen zu legen, weil er wohl einsieht, dass dieses talentvolle, von einem böswilligen Balletmeister chicanirte Mädchen mit vierzig Gulden Monatsgage sein Auskommen nicht finden kann.

Was die dreizehnjährige Hermine und der zwölfjährige Max für die leidende Menschheit leisten, braucht kaum erst gesagt zu werden. Natürlich spielt Hermine Clavier und Max Violine. Alle Welt spricht noch mit Bewunderung von dem Concerte, das die Zöglinge einer Musikschule vor einiger Zeit zum Besten der Waisenkinder veranstalteten. Hermine liess eine Rhapsodie von Liszt, die Mondscheinsonate und den »Walkürenritt« von Stapel, Max brachte Paganini, Bach und Sarasate zu Gehör. Auf allgemeines Verlangen (der Familienmitglieder) fügten die Kinder dann noch fünf Duos hinzu. Bei Hermine rühmte man den Anschlag und die technische Fertigkeit, bei Max die Bogenführung und den grossen Ton. Mit berechtigtem Stolze blicken beide auf den Abend zurück; ein nicht geringer Percentsatz des Bruttoerträgnisses von fünfzehn Gulden ist ihrem Wirken zu verdanken. — — Das ist das Bild der Familie X. Wir waren gezwungen, uns so eingehend mit ihr zu beschäftigen,

denn diese Leute sind für unsere Wohlthätigkeitspflege typisch; sie sind nicht etwa Ausnahmen, sie sind die Regel.

Wohlthätig sein heisst heutzutage: Zerstreuung suchen, von sich reden machen, die grosse Trommel rühren. Die Zeiten, in denen die Wohlthätigkeit im Verborgenen blühte, in denen ein naiver Dichter »Wohlthaten, still und rein gegeben« pries, sind vorüber. Lärmend zieht der Schwarm dieser Heilsapostel hinaus auf die Gasse und verkündet grossmäulig, dass er helfen will. Nach langen Wehen gebiert dann endlich der kreissende Berg eine lächerliche Maus, man hat für die Nothleidenden wenig, aber desto mehr für sich und sein Reclamebedürfniss gethan. Unsere Wohlthätigkeit ist nicht die hehre, milde Gottheit, welche lichtumflossen in die Hütten der Armuth tritt und mit weichen Händen Sorgenfalten von den Stirnen streicht, sie ist eine geschminkte Modedame, die ihren Salon nicht verlässt und beständig eine Herde von Gaffern und Verehrern um sich sehen muss.

Wie selten ist die Freude am Geben geworden. Der Wohlthätigkeitsact selbst tritt als reizlos und uninteressant in den Hintergrund; die Generalprobe, welche vor einem geladenen Publicum stattfindet, ist die Hauptsache. Man erweist die Wohlthaten nicht mehr, man inscenirt sie. Und da sich die Wohlthätigkeit nun einmal theatralisch geberdet, tritt sie uns auch am liebsten im Theater entgegen.

Wir haben gesehen, welch' grosser Spielraum von der Familie X. dramatischen Aufführungen und sonstigen künstlerischen Productionen eingeräumt wurde. In der That erscheint in unseren Tagen die Kunst, namentlich die darstellende, dazu auserkoren, für wirkliche und mehr noch für angebliche Wohlthätigkeitszwecke herangezogen zu werden. Was da im Verlaufe eines Jahres, mit der Schutzmarke der Wohlthätigkeit versehen, an Matinéen, Concerten, Akademien dem Publicum geboten wird, weiss nur der zu würdigen, welcher eine Zeit hindurch mithalten wollte und nur zu bald die Unmöglichkeit dieses Unterfangens gewahr wurde.

Wie sehen diese Vorstellungen aus und wie erfüllen sie ihre Aufgabe?

Zunächst ist zu sagen, dass sie meistens Vorstellungen zweiten Grades sind; auch bei unseren Hoftheatern. Selten, dass man in ihnen Werke von hervorragender Bedeutung zu sehen oder zu hören bekommt; selten, dass diese Werke mit hervorragenden Kräften besetzt werden. Zu wohlthätigem Zwecke erscheint eben bald etwas gut genug.

Da steigen, moderduftend, »Robert und Bertrand« aus der Versenkung empor oder die Zehenspitzen leichtfüssiger Ballerinen belehren denjenigen über den Fortschritt der Civilisation, der anderen Argumenten gegenüber sich skeptisch verhält; da muss ein Heldentenor aus Znaim und eine Altistin aus Pyrawarth einspringen, weil die heimischen Sänger sich weislich der unrentablen Mühe zu entziehen gewusst haben. Im Schauspielhause entlocken die Marlitt'schen Allüren des »Hüttenbesitzers« helle Rührungszähren, oder es wird eine bereits einbalsamirte Tragödie zu dreistündigem Scheinleben wiedererweckt; und wenn man einmal einen besonders genialen Tag hat, wie beispielsweise am 18. October des vorigen Jahres, so spielt man zur Feier der Erinnerung an die Schlacht von Leipzig und zum Besten österreichischer Invaliden — Sardou's »Feodora«.

Noch leichter nehmen es mit den Wohlthätigkeits-Vorstellungen die Vorstadttheater. Sie sind allerdings oft selbst der Unterstützung so dringend bedürftig, dass die für Andere beanspruchte Hilfe eine Beeinträchtigung für sie selbst bedeutet. An gewissen Feiertagen werden die Directoren gesetzlich gezwungen, wohlthätig zu sein. Für diesen Zwang rächen sie sich oft fürchterlich: die blödsinnigste Operette, die lascivste Posse von jenseits des Rheines erscheint ihnen in hervorragender Weise geeignet, den verlorenen Abend auszufüllen.

Wir denken, es wäre für ein Werk der Barmherzigkeit gerade das Beste gut genug; wir denken, man würde sich durchaus nichts vergeben, im Gegentheile nur sich selbst

ehren, wenn man solche Vorstellungen weihevoll gestaltete und für ihr Gelingen alle Kraft einsetzte. Das Publicum sollte daran gewöhnt werden, in dem Zusatze »Wohlthätigkeits-Vorstellung« die Bürgschaft für ausserordentliche Leistungen zu erblicken; gerade dadurch könnten ja die weitesten Kreise zur Erkenntniss der hohen, sittlichen Bedeutung des Wohlthuns erzogen werden. Aber wenn sich die Zuschauer beim Verlassen des Theaters ärgerlich sagen: »Wir haben unser Geld zum Fenster hinausgeworfen«, so kann das weder den Directoren, noch dem Publicum, noch den Nothleidenden förderlich sein.

Eine gewisse Verpflichtung zur Wohlthätigkeit glauben auch die fahrenden Komödianten zu haben. Wir meinen damit nicht die Mitglieder einer sogenannten »Schmiere«, sondern jene Wandelsterne erster Grösse, welche bald da, bald dort, aber ausschliesslich an grossstädtischen Horizonten aufgehen und sich nur um Liebhaberpreise zeigen. Von der Luxussteuer, welche die Metropolen ihnen entrichten, pflegen diese Vaganten ungefähr ein Promille oder noch etwas weniger zurückzulassen; das gilt als anständig. Nun haben, wie männiglich bekannt, gerade diese Beherrscher im Reiche der Bühne ihre Seltsamkeiten und Launen; die höhere Einsicht solcher gottbegnadeten Menschen urtheilt über die landläufigsten Begriffe anders, als das beschränkte Laienthum. Kein Wunder, dass sie auch in Sachen der Wohlthätigkeit ihre eigenen Bahnen gehen, Bahnen, auf denen man, selbst mit der Lupe, von Wohlthätigkeit nicht viel bemerken dürfte. Auch hier zeichnet sich das schwache Geschlecht durch die grössere Originalität aus.

Alljährlich um die Zeit, wo die Bäume ausschlagen und sogar die seichtesten Novitäten nicht mehr einschlagen, entsteht ein förmliches Gedränge von solchen Mädchen aus der Fremde, welche nicht selten bereits Grossmütter sind. Blumen und Früchte bringen sie zwar nicht mit (die verehrt man ihnen), aber irgend ein Paraderösslein, das sie lustig vor den Augen der Zuschauer tummeln, bis es müde

gehetzt ist. Dabei richten sich diese dramatischen Schulreiterinnen die Sache so ein, dass entweder der erste oder der letzte Ritt zu wohlthätigen Zwecken stattfindet; der erste: um Stimmung zu machen und das öffentliche Urtheil in Fesseln zu schlagen, der letzte: um eines bombastischen Nachrufes sicher zu sein und für eine künftige Schröpfung vorzuarbeiten.

Was sie spielen, ist diesen Zigeunerinnen natürlich vollkommen gleichgiltig; wenn ihnen nur Gelegenheit geboten ist, ihre Person in den Vordergrund zu stellen. Und so vergiften sie denn im Namen der Wohlthätigkeit den Geschmack und untergraben im Namen der Wohlthätigkeit die Sittlichkeit. Ein Tropfen Hilfe und ein Strom von Liederlichkeit, das ist zumeist das Facit solcher Gastspiele.

Was für markante Erscheinungen finden sich doch unter diesen theatralischen Zugvögeln! Da taucht eine betagte Matrone vor unseren Augen auf, welche seit grauer Vorzeit mindestens dreimal in jedem Jahre vom Publicum Abschied nimmt. Ihr unersättlicher Wohlthätigkeitssinn, dem ihr Grundbesitz schon manches Joch Zuwachs zu danken hat, veranlasst sie immer wieder, an die Stätten ihrer einstigen Triumphe zurückzukehren, dreissigmal für sich und einmal für andere zu spielen und sorgsam darüber zu wachen, dass die süssen Zoten alter Offenbachiaden dem Gedächtnisse verständnissvoller Parterreglatzen nicht entschwinden. Gewiss, nur ein Philister könnte Einwendungen erheben, wenn die »schöne Helena« zu Gunsten armer Mädchen noch einmal ihr berühmtes, historisch gewordenes Bein zur Schau stellt und anstössige Couplets singt.

Eine Andere, die pikante, kleine Francillon, verficht ihre Theorie vom Wiedervergeltungsrechte des betrogenen Weibes zum Besten bedürftiger Witwen und Waisen. Wer wäre so engherzig, das unpassend zu finden? Liegt nicht sogar ein eigener Reiz darin, wenn man das Laster in den Dienst der Tugend zwingt und dadurch gewissermassen eine moralische

Ausgleichung sittlicher Gegensätze herbeiführt? Möglicherweise sind zehn oder zwanzig halbwüchsige Mädchen und eben so viele unzufriedene Frauen durch die »geistreiche Komödie« zu gefährlichem Nachdenken veranlasst worden: was thut das? Haben sie doch die verderblichen Keime, welche ein puritanischer Krittler in derartigen Stücken ausgestreut findet, zu wohlthätigen Zwecken in sich aufgenommen!

Eine dritte, minder bedenklich, aber dafür von zwingender Komik, bildet sich eines schönen Tages ein, aus ihrer gesellschaftlichen Höhe für ein paar Abende wieder auf die Bretter niederzuspringen, von denen aus sie einst — lang, lang ist's her — den kühnen Aufflug in die neunzackige Welt unternahm. Erst nach langem Flehen hat die Frau dem hochgeborenen Gatten die Erlaubniss zu diesem Unternehmen abgeschmeichelt; nur die nachdrucksvolle Betonung: »zu wohlthätigen Zwecken« vermag den starren Sinn des gestrengen Eheherrn gefügig zu machen. Und so erscheint sie denn wieder, der vergötterte Liebling einer längst versunkenen Zeit, und die Reclame feiert wahre Orgien. Mit welchem Rechte? Diese Frau, welche ihren ganzen Ruhm einer einzigen Rolle verdankt, will heute noch als das erscheinen, was sie damals spielte; sie lässt sich mit einem Kosenamen anreden, der für den jüngsten Backfisch zu albern wäre, und sie macht an der Schwelle des Greisenalters noch dieselben Mätzchen, welche vor zweiunddreissig Jahren das Debut der Naiven begleiteten. Obgleich sie diesmal eine tragische Rolle und das Werk eines echten Dichters gewählt hat, obgleich sie aller Orten verkünden lässt, dass sie von dem Stücke auf's Tiefste ergriffen und auf's Höchste begeistert sei, kann sie es sich doch nicht versagen, während sie den Hervorrufen Folge leistet, genau so über die Bühne zu hüpfen und zu trippeln wie einst, und Gesten an das Publicum zu verschwenden, welche niedlich und neckisch sein sollen. Kann unter solchen Umständen ein Zweifel darüber bestehen, dass sie nicht dem Impulse ihres Wohlthätigkeitssinnes nachgab, als sie zurückkam, sondern nur

dem Pochen des Theaterblutes, das wieder in ihr rege geworden war?

So sehen die Wohlthätigkeitsacte jener Künstler aus, die den fehlenden Nachruhm durch masslose Selbstvergötterung und betäubendes Tamtam zu ersetzen versuchen. Für sie handelt es sich in erster Linie darum, dass man von ihnen spricht; und weil die Wohlthätigkeit ein beliebtes Schlagwort geworden ist und sie hoffen können, in Verbindung mit ihr recht oft genannt zu werden, sind sie wohlthätig.

Ausnahmen gibt es, wie überall, natürlich auch hier. Dass aber der Mehrzahl der darstellenden Künstler mit dieser Anschauung nicht zu nahe getreten wird, dafür bürgt ein Blick auf die Liste derjenigen, welche mit den Erträgnissen der Bühnenwohlthätigkeit betheilt werden.

Die Armen Wiens erhielten, wie das statistische Jahrbuch der Gemeinde mittheilt, im Jahre 1886 durch Wohlthätigkeitsvorstellungen 2705 (sage zweitausend siebenhundert und fünf) Gulden. Diese Summe entspricht dem Gewinne aus zwei, höchstens drei Aufführungen. Von der ganzen Wohlthätigkeitsfluth ist also nur ein dünner Wasserfaden den Aermsten unter den Armen zugesickert; einige Bäche rannen verschiedenen Vereinen und Gesellschaften zu, deren Erspriesslichkeit nicht in Abrede gestellt werden soll. Der Hauptstrom aber ist dorthin geflossen, wo im südlichen Klima begeisterter, öffentlicher Anerkennung stolze Lorbeerbäume gedeihen. »Do, ut des«, lautet die Devise speculativer Bühnenkünstler, oder in etwas freier Uebersetzung: »Ich befruchte dich, gib mir deinen Schatten!«

Uebrigens sind es nicht die Künstler allein, welche im Wohlthun einseitig protectionistisch vorgehen; auch der Adel, welcher gegenwärtig stark in Zerstreuungswohlthätigkeit »macht«, hat seine ausgesprochenen Wohlthätigkeitsfavorits und schüttet mit Vorliebe über einige Hilfsvereine und Gesellschaften das Füllhorn seiner Gnaden aus. Dieselben sind gewiss der ausgiebigsten Unterstützung würdig; aber gerade der Umstand, dass sie Schosskinder des Adels

geworden, hat ihnen vielleicht mehr geschadet als genützt. Da sie so vornehme Beschützer gefunden haben, tragen jene Sterblichen, die ihren Stammbaum höchstens bis auf ihren Urgrossvater zurückzuführen in der Lage sind, Bedenken, ihnen ihr Geld anzubieten; man scheut sich, den hohen Gönnern Concurrenz zu machen. In der Meinung, dass es denen, welche sich so gewichtigen Schutzes erfreuen, an nichts fehlen könne, vernachlässigt der Bürgerstand diese Vereine mehr, als für ihr Gedeihen gut ist. Nur so lässt es sich erklären, dass eine wahrhaft gemeinnützige und in kurzer Zeit populär gewordene Unternehmung, wie es die Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft ist, sich kaum über Wasser hält und gezwungen wird, zu ihrem eigenen Besten Feste von ziemlich bescheidenem Gehalt zu veranstalten.

Nebst ihrem gönnerhaften Charakter weist die Wohlthätigkeit unseres Adels noch andere eigenartige Züge auf. Sie erinnert an den Turf, sie wird betrieben wie ein Sport und wohl auch als solcher aufgefasst. Ihre causa movens heisst: Vergnügungssucht. Sie ist keine natürliche, sondern eine künstliche Blume; es fehlt ihr der Erdgeruch, der durch kein Parfüm ersetzt werden kann. Diesen aristokratischen Wohlthätern mangelt nicht nur jede Fühlung mit dem Elend, das sie lindern wollen, sondern selbst mit jenen Kreisen, die sie zur Theilnahme an ihren guten Werken heranziehen. Dafür stehen sie auf vertrautem Fusse mit der Cassagebarung; sie wissen, dass eine theatralische Aufführung Regieauslagen erfordert und liefern in Folge dessen nicht das Brutto-, sondern blos das Nettoerträgniss einer solchen ab.

Das Frühlingsfest im Prater, welches bisher zwei Aufführungen erlebte, soll in diesem Jahre unterbleiben, angeblich weil man durch zu häufige Wiederholung die Begeisterung für dasselbe abzustumpfen fürchtet. Wer aufrichtig ist, wird zugeben, dass diese Begeisterung schon im ersten Jahre keine übermässige war, im zweiten sogar bedenkliche kritische Falten zeigte. Also viel abzustumpfen gibt es da nicht mehr. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürften es

die Veranstalter selbst sein, denen die Begeisterung abhanden gekommen ist. Sie haben sich das erste Mal ganz ausgezeichnet, das zweite Mal noch leidlich amüsirt; bei einer abermaligen Wiederholung besorgen sie in dem Kampfe gegen ihren Erbfeind, die Langeweile, zu unterliegen. Das dürfte die wahre Ursache sein, weshalb das Fest diesmal nicht stattfindet. Wir vermögen in seinem Wegfall durchaus kein Unglück zu sehen.

Für wen war denn dieses Fest wirklich wohlthätig? Etwa für die grosse Masse des Volkes, welches sich den Eintritt in den Prater, den es sonst gratis hat, erkaufen musste, und welches dann für sein Geld nichts Anderes genoss als das zweifelhafte Vergnügen, am Rande des Fahrdammes stehend der Unterhaltung der oberen Zehntausend zuzusehen und hie und da eine weggeworfene Blume unter den Hufen der Pferde hervorzuholen? Denn Alles, was die Leute sonst noch sehen oder hören wollten, kostete wieder Geld, ja da die meisten mit Kind und Kegel ausgerückt waren, so viel Geld, dass ihnen nur die Wahl blieb zu verzichten oder die Folgen noch lange nachzufühlen.

Oder war das Fest für jene besser Situirten wohlthätig, welche, ohne in wirthschaftliche Collisionen zu gerathen, sich die gebotenen Genüsse gönnen konnten und welche dann die Ausgabe bitter bereuten, weil die meisten Programmnummern nicht einmal an das Niveau eines Orpheums heranreichten?

Oder war es für jene Unglücklichen wohlthätig, welche ihr Gelüste, für wenige Stunden zur »Gesellschaft« gezählt zu werden, um hohen Preis, ja vielleicht mit ihrem Ruin bezahlten? Sicher lässt sich nur behaupten, dass die Blumenhändler, deren Gewerbe in unserer pietätvollen und sinnigen Zeit einer besonderen Nachhilfe wahrhaftig nicht bedarf, ferner die Fuhrwerksinhaber und die Gastwirthe ihre Rechnung gefunden haben. Wenn man das Erträgniss dieses Festes der Summe der negativen Resultate so mancher Festtheil-

nehmer gegenüberstellen könnte, man würde es nicht mehr wagen, von einem Wohlthätigkeitsfest zu sprechen.

Wer da meint, man dürfe aus den ökonomischen Ueberschreitungen Einzelner keine Anklage gegen die Schöpfer der ganzen Herrlichkeit schmieden, der übersieht, dass es ein Fehler ist, den geistig Unmündigen und Haltlosen Veranlassung zu dummen Streichen zu geben. Nicht jeder weiss die Zügel sicher zu führen, und wenn derjenige, welcher gewohnt ist, zu Fuss zu gehen, über unsere Aufforderung ein ungeberdiges Pferd besteigt, so sind wir an seinem Sturze mitschuldig.

Freilich spielt, wer dergleichen vorbringt, den Prediger in der Wüste. Jetzt sind nun einmal die turbulenten Wohlthätigkeitsausbrüche Mode und Moden muss man mitmachen!

So war es auch vor sechs Jahren nach der grässlichen Katastrophe des Ringtheater-Brandes Mode, für die Hinterbliebenen der Verunglückten seinen Obolus zu entrichten, selbst dann noch, als die Verwalter der einfliessenden Spenden erklärten, es sei nun genug und übergenug, und endlich gleich dem Zauberlehrling klagten, dass sie die Geister, die sie gerufen, nicht mehr los würden.

So ist es jetzt eine Mode, und zwar eine bureaukratische, dass jene Glücklichen, die in Aemtern sesshaft sind, sich um einen kleinen für die Armen bestimmten Betrag eine Neujahrswunsch-Enthebungskarte lösen und dadurch von der Verpflichtung officieller Glückwünsche zum Jahreswechsel befreit werden. Dass dieser liliputanische Wohlthätigkeitsact aus Opportunitätsgründen und nicht in Folge weichherziger Anwandlungen ausgeübt wird, ist klar; was aber billig in Erstaunen setzen muss, ist der Umstand, dass dieser einfache Vorgang dazu dienen kann, Regungen des Ehrgeizes zu befriedigen. Es werden nämlich die Namen derjenigen, welche die erwähnte Spende auf dem Altare der Wohlthätigkeit niedergelegt haben, im amtlichen Blatte aufgeführt. Das hält nun mancher für eine so besondere Auszeichnung, dass er

es kaum erwarten kann, auf diese Weise der Unsterblichkeit überantwortet zu werden.

Wir haben einen solchen Kauz gekannt, der Tag für Tag mit nimmermüder Emsigkeit die Listen durchspähte, um seinen Namen zu suchen; und wenn er ihn nicht fand, da holte er einen tiefen Seufzer aus seinem Busen, schüttelte wehmüthig den eisgrauen Kopf und war sehr unglücklich; erschien aber endlich die Feierstunde, die seine Hoffnung krönte, da wurde er um zwei Zoll grösser und um zehn Jahre jünger und stolz erhobenen Hauptes, ohne zu grüssen, verliess er sein Bureau. Es besteht kein Zweifel, dass auch dieser Mensch sich für einen Wohlthäter gehalten hat.

In so bescheidenen Grenzen bewegt sich der Ehrgeiz anderer Leute nicht. Sie opfern ganz andere Summen — Gott sei Dank, sie können es ja thun — aber sie streben dafür auch auf Adlersschwingen empor.

An massgebender Stelle erscheint eines Tages ein junger Mann, der Universalerbe eines Grossindustriellen. Ohne seinen Wunsch erst in ein faltigeres Gewand zu kleiden, erklärt er mit beneidenswerther Aufrichtigkeit: »Ich bin bereit, wohlthätigen Zwecken hunderttausend Gulden zu widmen, wenn ich dafür die Baronie erhalten kann.« Als ihm bedeutet wird, dass um diese Summe seinem Ansuchen nicht entsprochen werden könne, lässt er mit sich handeln und zeigt sich geneigt, auch für eine geringere Position auf der Stufenleiter der Auserwählten die gleiche Summe hinzugeben. Seine Nachgiebigkeit erleichtert den Abschluss des Geschäftes und nichts hinderte den zartfühlenden Wohlthäter, die Thränen der Armen zu trocknen. Da sage man noch, die wahre Humanität sei im Aussterben begriffen!

Nicht so glücklich wie dieser Menschenfreund war die Witwe eines bekannten Millionärs. Ihr Ehrgeiz ging dahin, dass die Gebeine ihres verstorbenen Gatten in einem sogenannten Ehrengrabe auf dem Central-Friedhofe Aufnahme finden möchten. Obwohl sie das etwas seltsame Begehren durch eine bedeutende Spende unterstützte, erlebte sie den-

noch die grausame Enttäuschung eines abschlägigen Bescheides. Man theilte ihr mit, dass unter Ehrengräbern nicht Rentengräber zu verstehen wären, und dass dem Seligen so ziemlich alle Vorbedingungen zu einer Graduirung zum Todten ersten Ranges fehlten. Weder das Gebäck, mit dem er die Pariser beschenkt, noch die officiöse Zeitung, mit der er die Wiener beglückt, noch der Umstand, dass er seine Arbeiter niemals beschenkt und niemals beglückt hatte, rührte die fühllosen Herzen der Barbaren, die den Antrag zurückwiesen. So geht man mit einer Frau um, welche der Vaterstadt ihres Mannes ein Meisterwerk der Bildhauerkunst unter der Bedingung zum Angebinde verehrt hat, dass auf dem Sockel der Statue — nicht etwa der Name des Künstlers oder der dargestellten Figur — sondern der Name ihres heimgegangenen Gatten angebracht werde!

Alle diese Wohlthäter aus Ehrgeiz benützen ihre Mittel nur dazu, um in den Augen der Welt und in ihren eigenen Augen zu steigen. Dafür nehmen Andere die Maske der Wohlthätigkeit vor, um zu sinken.

Es muss ein unsägliches Wonnegefühl sein, wenigstens für eine Nacht seine Anständigkeit an einem Garderobenagel aufzuhängen und in defecter oder anstössiger Toilette zu erscheinen, wie das auf unseren »Lumpenbällen« geschieht. Vielleicht strebt der erhabene Erfinder dieser Idee auch einmal ein Ehrengrab an! Wie sich Menschen eine Unterhaltung dadurch zu verschaffen im Stande sind, dass sie Lotterkleider anlegen, Gauner und Schwindler copiren, Laster vorschützen und sich ekelhafte Krankheiten anschminken, wird immer ein ungelöstes Räthsel bleiben. Man darf erwarten, dass sich dieser saubere Spass bald überlebt haben wird, nicht deshalb, weil er gemein ist — gerade das erhöht seine Lebensdauer — sondern deshalb, weil der Anblick all' der fragwürdigen Gestalten doch kein rechtes Behagen unter diesen Ballgästen aufkommen lässt, indem keiner weiss, wo die falschen Lumpe aufhören und die echten anfangen. Vorderhand besteht das Unwesen,

und jeder ästhetische Einwand wird mit dem geläufigen Hinweise auf den wohlthätigen Zweck beantwortet. Ist es nicht allerliebst, den Arzt des moralischen und physischen Elends zu spielen, während man dasselbe carikirt und verhöhnt? —

Nehmen diese leichtfertigen Gesellen das Leben nicht eben ernsthaft, so beschäftigt sich dagegen eine andere Species unserer Wohlthäter am liebsten mit den Nachtseiten der menschlichen Natur und wendet sich mit ihren milden Gaben gerne an jene Unglücklichen, deren Leben irgend einen dunklen Punkt aufzuweisen hat. Pietistischen Anwandlungen unterworfen, versäumen diese Mucker und Pharisäer, diese Tartüffes der Wohlthätigkeit keine Gelegenheit, sich als nachahmenswerthe Muster aufzustellen, ihre meist sehr dürftigen Spenden durch erbauliche Sinnsprüchlein aufzuschmücken und die Hoffnung durchschimmern zu lassen, es werde ihnen vielleicht gelingen, eine Seele vom Verderben zu retten, und so ihre eigene Fürtrefflichkeit als fruchtbringenden Keim auszustreuen.

Ein Geschichtchen, welches sich vor mehreren Jahren hier zugetragen hat, zeigt uns eine solche Wohlthäterin an der Arbeit.

Ein gefallenes Mädchen war des Mordes an einer Berufsgenossin schuldig befunden und zu sechsjähriger Kerkerstrafe verurtheilt worden. Nachträglich stellte sich der wirkliche Mörder selbst, und die unschuldig Verurtheilte sah sich eine Zeit lang der sehr zudringlichen Aufmerksamkeit gewisser Leute ausgesetzt. Sie erhielt einige mildthätige Gaben und sehr viele gute Rathschläge. Alle ihre hochmoralischen Gönner dürften aber durch eine Dame verdunkelt worden sein, welche der Unglücklichen — ein Paar Schuhe mit dem Wunsche übersandte, das Mädchen möge »mit diesen Schuhen den Pfad der Tugend betreten«. Wenn das nicht gewirkt hat, dann war der Verlorenen überhaupt nicht mehr zu helfen, dann ist wieder einmal eine grosse

Idee im Kampfe mit der menschlichen Erbärmlichkeit unterlegen.

Man sollte meinen, dass solchen Wohlthätern, welche ihr Augenmerk mit Vorliebe dem Gerichtssaale zuwenden, das Schicksal entlassener Sträflinge nahe ginge. Aber weit gefehlt! Vor dem thatsächlich begangenen Verbrechen schaudern diese empfindsamen Seelen zurück, auch wenn es bereits gesühnt ist und an die Gesellschaft die Pflicht herantritt, die Ausgestossenen wieder aufzunehmen und ihnen die Möglichkeit einer Rehabilitation zu bieten.

Mit aufrichtigem Kummer hat kürzlich ein wahrer Menschenfreund, der grössere Kreise für das Schicksal entlassener Sträflinge zu interessiren sucht, seine geringen Erfolge in dieser Beziehung geschildert. »Ich habe mir«, sagt er, »oft Mühe gegeben, dass bei Veranstaltungen von grossen Festen auch für uns ein Scherflein übrig bleibe, aber überall, selbst in hohen und mächtigen Kreisen begegne ich dem Vorurtheile: Es ist besser braven Menschen zu helfen, als Sträflingen.« Wie man aus dieser Klage ersieht, wird die biblische Auffassung, dass der Himmel an einem Sünder, der Busse thut, mehr Freude habe als an neunundneunzig Gerechten, von den Frommen im Lande nicht mehr getheilt.

Unsere Revue über die falsche Wohlthätigkeit würde unvollständig sein, wenn sie nicht zum Schlusse auch noch flüchtig jener traurigen Erscheinungen gedenken wollte, welche sich in den Schleier der Humanität hüllen und dabei mit dem Strafgesetze in Collision gerathen, oder doch dicht an ihm vorüberhuschen. Die Fälle, in welchen unter dem Vorwande wohlthätiger Zwecke das Publicum schamlos geprellt, in welchen sogar der Arme, dem man angeblich helfen will, noch zum Ausbeutungsobject gemacht wird, mehren sich in bedenklicher Weise. Hieher gehören die Wohlthätigkeits-Akademien, deren Programm eine verschwenderische Menge von Kunstgrössen ersten Ranges als Mitwirkende aufzählt, während die genarrten Besucher sich in Wirklichkeit mit

einem verstimmten Clavier und einem — sit venia verbo — »komischen« Vortrage begnügen müssen; hieher gehören jene dunklen Existenzen, welche für ihre Concerte und Soiréen einen Strohmann suchen, der sie der Polizei gegenüber deckt; hieher gehören jene Vereine, welche die Sparpfennige des kleinen Mannes an sich raffen und, indem sie Proudhon auf den Kopf stellen, sich denken: »Diebstahl ist Eigenthum«; hieher gehören — —

Doch wozu sie alle aufzählen? Da handelt es sich nicht einmal mehr um vermeintliche Wohlthätigkeit, das ist der nackte Raub. Dass man es auch nur wagen kann, unter dem Namen einer erhabenen Tugend Prellereien, ja Verbrechen zu begehen, zeigt, wohin wir gekommen sind. Muss nicht eine allgemeine Trübung des Begriffes der Wohlthätigkeit eingetreten sein, ehe dergleichen überhaupt möglich werden konnte?

Gewiss, es gibt noch echte und wahre Wohlthätigkeit, es gibt noch Menschen, welche das, wozu sie ihr Herz antreibt, nicht an die grosse Glocke hängen, es gibt noch Menschen, die geräuschlos Glück und Segen verbreiten; aber jene ungeheure Mehrzahl, die auf offenem Markte sich laut ihrer Thaten berühmt und doch nichts Rechtes leistet, die aus Eigennutz, Ehrgeiz oder Gewinnsucht handelt, die den Geschmack verletzt und die Sitten verdirbt, die Kunst missbraucht und dünkelhaften Wahnvorstellungen fröhnt — jene ungeheure Mehrzahl weiss nicht einmal, was Wohlthätigkeit ist. Goethe legt den Vorläufern dieser Richtung das Bekenntniss in den Mund:

»Mit unseren wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publicum gaben,
Sie haben es immer bezahlt.«

Was würde Goethe erst heute sagen? Würde ihm auch gegen die Epigonen noch eine »zahme« Xenie genügen? —

Angesichts unseres corrumpirten Wohlthätigkeitswesens müssen wir uns fragen: Gibt es denn keine Abhilfe gegen

solche Zustände? Gibt es keinen Wohlthäter, der uns vor unseren Wohlthätern schützt? Wir möchten die Frage bejahen! Freilich mit derlei Quacksalbereien, wie sie unlängst ein »christlich-socialer« Dulcamara in seiner Diöcesanweisheit anpries, werden wir dem Uebel nicht beikommen; von einer grossen Allianz, in der doch wieder die Fehler und Gebrechen der Einzelnen zum Ausdruck kämen, von einer Allianz, deren Kitt der Racenirrwahn ist, darf Heil und Gedeihen nicht erwartet werden. Hier müsste der Staat eingreifen, wenn eine dauernde Besserung herbeigeführt werden soll. Der Staat müsste es als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachten, auch die Privatwohlthätigkeit, insoferne sie öffentlich zum Ausdrucke kommt, zu organisiren; er müsste der Zersplitterung, der Grundsatzlosigkeit,. der Ausartung der Privatwohlthätigkeit vorbeugen, er müsste verhindern, dass die Hilfeleistung sich in Bahnen bewegt, auf denen statt der Heilung des socialen Elends nur die Vermehrung desselben gefunden werden kann. Möglich, ja wahrscheinlich, dass auch die staatliche Organisation von Mängeln nicht frei wäre, aber so gefährlich wie unsere desorganisirte Privatwohlthätigkeit wird sie gewiss nicht sein.

Wenn man sich mit der Frage dieser Organisation nicht bald beschäftigt, dann befürchten wir, es möchte für eine solche überhaupt zu spät sein, dann wird sich der Staat, der seine Aufgabe verkannt hat, mit jenen, die sich nur nach ihrer Bequemlichkeit mit derselben abzufinden trachteten, in die Verantwortung für die Folgen zu theilen haben.

Vielleicht aber bricht sich, da man den Wunsch, Wohlthaten zu erweisen — gottlob — noch nicht aufgegeben hat, die richtige Einsicht schon früher Bahn, vielleicht kommt man noch bei Zeiten davon ab, mit dem Elend blos zu spielen, statt es zu heilen. Vielleicht will man einmal doch lieber wohlthätig sein, statt es nur scheinen, und will nicht blos mit den Händen, sondern auch mit dem Herzen geben.

Gesegnet sei der Tag, der diese Wandlung herbeiführt und die Wohlthätigkeit wieder zur Tugend stempelt. Jetzt — darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben — ist sie das nicht. jetzt gilt von ihr, was Horaz in seiner dritten Satire behauptet:

»At nos virtutes ipsas invertimus atque
Sincerum cupimus vas incrustare.«

»Wir verkehren die Tugenden selber in Fehler und füllen
In das reine Gefäss gern ungehörigen Inhalt.«

XIX.

RAUBBAU.

Die zärtliche Besorgniss ängstlicher Verwandten, welche ein ihnen als Erbschaft bestimmtes Vermögen ungeschmälert erhalten sehen wollen, der Egoismus des Staates, der sich vor der Gefahr schützen will, einen Verarmten und Erwerbsunfähigen eventuell ernähren zu müssen, sie haben zum Entstehen eines Gesetzes beigetragen, welches bestimmt, dass Derjenige, welcher allzu verschwenderisch mit den ihm zur Verfügung stehenden Schätzen umgeht, der die süsse Gewohnheit angenommen hat, statt der Zinsen das Capital auszugeben, entmündet werden, auf's Neue unter strenge Aufsicht, unter eine Vormundschaft gestellt werden kann, die ihm das Selbstbestimmungsrecht entzieht. Durch dieses weise, wohlthätige Gesetz wird ein Mann, der sein Vermögen in Spiel und Sport, für schwere Weine und leichte Weiber vielleicht nur in der unausgesprochenen, edlen Absicht vergeuden will, um sich künftig mit vollem Rechte als Armer den von den Poeten und ordensüchtigen Demokraten so hochgeschätzten Armen und Elenden zugesellen zu können, oder um sicherer in's Paradies zu gelangen, in welchem für die Enterbten ausgezeichnete, vor Zugluft geschützte Plätze reservirt sein sollen, durch dieses Gesetz wird der Mann verhindert, sein Vorhaben auszuführen, wird es ihm unmöglich gemacht, rothe Backen zu erlangen, welche nach einer glaub-

würdigen Versicherung durch den ausschliesslichen Genuss von Salz und Brot so leicht und billig erworben werden können. Er darf sich nicht ruiniren; gegen seine Neigung und bessere Einsicht, gegen seinen Wunsch und Willen muss er reich bleiben, muss er die schwere, niederdrückende Last seiner Millionen oder des Restes derselben, der ihm nach seinen verunglückten Versuchen, arm zu werden, noch geblieben, muthig weitertragen bis an sein Lebensende. Staat und Gesellschaft haben ein Interesse daran, väterlich über ihn zu wachen, sie haben ein Interesse daran, die grosse segen- oder unheilbringende Kraft, die einem bedeutenden Vermögen innewohnt, für sich zu erhalten.

Diese Kraft also ist geschützt; es ist Vorsorge getroffen, dass sie nicht zersplittert, nicht unüberlegt oder muthwillig vergeudet werden kann, dass sie wenigstens Demjenigen, in dessen Dienst sie steht, dem sie Unabhängigkeit und Wohlleben sichern soll, bis zu seinem Tode treu bleiben muss. Welchen Schutz aber geniesst die Kraft, welche in der physischen Stärke, in der geistigen Begabung, in den Fähigkeiten und Talenten der Menschen liegt, die Kraft, welche das einzige Vermögen jener unendlichen Mehrzahl, jener Massen repräsentirt, die nicht so vorsichtig waren, als Kinder von Millionären das Licht dieser besten aller Welten zu erblicken?

Dass physische Stärke, geistige Begabung, Fähigkeiten und Talente ebenfalls als Werthe und Güter zu betrachten sind, dürfte kaum bestritten werden; dass es im Interesse von Staat und Gesellschaft wäre, auch der Kraft, welche diesen Gütern und Werthen innewohnt, ihren Schutz zu verleihen, sie vor Vergeudung und Zersplitterung, vor frühzeitiger Erschöpfung zu bewahren, wird wohl auch bereitwilligst zugestanden werden. Und doch hat noch Niemand daran gedacht, auch diese Kraft mit einem Walle zu umgeben, sie vor der muthwilligen oder unüberlegten Zerstörung durch ihre Besitzer, vor der Ausbeutung durch Andere zu sichern. Die individuelle Freiheit, welche jedem Staatsbürger zuge-

sichert ist, sie wird nach dieser Richtung in weitgehendster Weise respectirt, und da physische Stärke, geistige Begabung und Talente weder bei Lebzeiten zu übertragen noch testamentarisch zu vermachen sind, so ist auch die Besorgniss zärtlicher Verwandten noch niemals so weit gegangen, Schutzmassregeln zu verlangen.

Wir wollen selbst zugeben, dass es sehr schwer, fast unmöglich wäre, derartige Massregeln zu treffen und gleichzeitig versichern, dass uns auch die Absicht ferne liegt, dem von allen Seiten in Anspruch genommenen, vielgeplagten Staate noch eine neue Aufsicht zuzumuthen oder seine Behörden und Organe, die bereits genug damit zu thun haben, die interessanten Streitfälle zwischen den verschiedenen Gewerbetreibenden, zwischen Schneider und Handschuhmacher zu schlichten, auch noch mit der Aufgabe zu betrauen, jedem Einzelnen zuzumessen, wie viel er jährlich an Körperkraft, an Geist und Talent verbrauchen dürfe.

Ein Gesetz, welches ermächtigte, Denjenigen unter Curatel zu stellen, das heisst, zum Ausruhen und Müssiggehen zu — begnadigen, der eben daran ist, durch Ueberanstrengung seine körperliche Kraft zu erschöpfen, also sein Capital zu vermindern oder gänzlich zu zerstören, würde praktisch wohl kaum durchführbar sein, besonders wenn Derjenige, der an der Vergeudung seiner Kraft gehindert werden sollte, erklären würde, dass er zu der Ueberanstrengung gezwungen sei, um sich und die Seinigen ernähren zu können, und ebenso unausführbar dürfte es sein, den Künstler zu entmünden, der, von Ehrgeiz, Eitelkeit oder Hang zum Wohlleben getrieben, im Begriffe steht, durch Ueberproduction sein Talent zu entwerthen, sich selbst zu ruiniren.

Das Aeusserste, was der Staat in dieser Richtung leisten kann, bestehe darin, Schranken zu errichten, welche die Ausbeutung der Körperkraft, der Fähigkeiten durch Andere erschweren. Er kann eine Arbeitszeit festsetzen, deren Einhaltung angeblich ohne Ueberanstrengung geschehen kann, er kann bestimmen, dass Kinder erst von einem gewissen

Alter angefangen zur Arbeit herangezogen werden dürfen, er kann die systematische Ausübung einer Kunst untersagen, welche die Gesundheit, die Entwicklung eines »Wunderkindes« gefährden könnte. Aber alle diese Verfügungen, die er treffen kann und getroffen hat, sie werden fast illusorisch gemacht durch private Uebereinkommen, die sich der Controle entziehen. Die Kraft des Kindes, welches für die Fabriksarbeit noch nicht reif ist, wird verbraucht, in ihrer Entwicklung gehemmt durch die Bewältigung der häuslichen Arbeit, die man ihm zumuthet. Der Arbeiter, die Arbeiterin, der Diurnist, die in Geschäften in Sold stehenden Näherinnen, Stickerinnen, Verkäuferinnen, der kleine Bureaubeamte, sie Alle erbieten sich selbst in ihren »Mussestunden«, gegen karge Entlohnung Beschäftigungen zu übernehmen, um ihre »Einkünfte« um ein Geringes zu erhöhen.

Und diese Anerbietungen werden angenommen.

Von wem? Von der Gesellschaft. Also von Menschen, die wissen und beurtheilen könnten, dass die Arbeitsstunden, die ihnen angeboten werden, eine Schädigung und schnelle Entwerthung, eine Verkürzung der Lebenszeit Derjenigen bedeuten, welche sie anbieten.

Die Gesellschaft ist also sehr hart, sehr grausam, sie besteht nur aus Ausbeutern?

Nein. Sie besteht aus Menschen, die gedankenlos oder unnachsichtlich die Kräfte Anderer ausnützen, gedankenlos oder unnachsichtlich gegen sich selbst ihre eigene Kraft verbrauchen und mehr oder weniger geduldig von Anderen verbrauchen lassen. Die Hast, an's Ziel zu kommen, die Jagd nach Gewinn, das Verlangen, den Anderen gleich zu werden oder sie zu übertreffen, sie haben es dahin gebracht, dass jeder Ausbeutende zugleich auch gezwungen ist, sich selbst zu exploitiren und von Anderen exploitiren zu lassen. Um möglichst schnell reich zu werden, verbraucht man das Capital; um Werthe für den Bedarf des Augenblickes zu schaffen, entwerthet man sich selbst für alle Zukunft; um

einen vorübergehenden Nutzen zu erzielen, nützt man Kraft und Fähigkeit für alle Zeit ab. Wissentlich oder unwissentlich befolgen die Meisten das böse Beispiel des kleinen Grundbesitzers, der, von Noth oder Unverstand getrieben, das Stück Feld oder Wald, das, vernunftgemäss bewirthschaftet, ihm und seinen Erben einen bescheidenen Ertrag für alle Zeiten sichern könnte, durch Raubbau verwüstet und entwerthet, nur um für wenige Jahre einen grösseren Gewinn daraus zu ziehen.

Entwerthung durch Raubbau! Das scheint die Signatur unserer Zeit zu sein, wenn man daraus schliessen darf, dass man diese Erscheinung auf allen Gebieten, in allen Schichten der Gesellschaft antrifft. Auf wirthschaftlichem Gebiete Entwerthung des Menschenmateriales durch Ueberanstrengung, welche in wenigen Jahren Kräfte verbraucht oder vermindert, die bestimmt waren, ein Capital für Lebenszeit zu bilden; Entwerthung der Erzeugnisse durch Ueberproduction, durch nachlässige, schleuderhafte, nur kurze Haltbarkeit versprechende, allzusehr mit den Launen der Mode rechnende Arbeit; Entwerthung des durch Haupt- und Nebenbeschäftigung so sauer Erworbenen, das für diese schlechten, einer steten Erneuerung bedürfenden Erzeugnisse hingegeben werden muss, von dem nichts gespart werden, aus dem kein neues Capital gebildet werden kann; Entwerthung des Credites, der immer auf's Aeusserste angespannt wird, dadurch kurze Zeit eine grössere Leistungsfähigkeit ermöglicht, um dann oft für immer eingebüsst zu werden. Der Raubbau auf diesem Gebiete, er schafft die zahllosen abgehärmten, frühzeitig gealterten, physisch verbrauchten Gestalten, denen wir begegnen, die mit ihrem nur zum geringen Theile selbstverschuldeten Elende sich an unser Mitleid wenden; er schafft die zweifelhaften, wirthschaftlich verbrauchten Existenzen, mit denen nicht mehr gerechnet wird, die als abgethan gelten; die aus der Höhe, welche sie mit Ueberanstrengung und zu rasch erklommen hatten, herabfielen, um sich nie mehr erholen zu können.

Auf künstlerischem Gebiete Vergeudung und Entwerthung des Talentes durch Raubbau, auch hier Ueberproduction genannt, und in nothwendiger Folge Entwerthung der Erzeugnisse, denen meist nur die kürzeste Lebensdauer gegönnt ist, die, dem Bedürfnisse des Tages angepasst, meist mit dem Tage verschwinden. Dass unsere, durch allerlei Einflüsse unheimlich praktisch gewordenen Künstler und Dichter — vielleicht in richtiger Erkenntniss ihrer Fähigkeiten — es aufgegeben haben, für eine wenigstens etliche Jahrhunderte umfassende Ewigkeit zu schaffen, dass ihnen klingender Lohn ebenso lieb, vielleicht noch lieber ist, als die verlockende Aussicht, dass dreissig Jahre nach ihrem Tode ein Theil ihres Volkes gegen die Errichtung eines ihrem Ruhme geltenden Denkmales protestiren wird, das soll ihnen nicht so sehr verübelt werden. Aber sie scheinen nicht einmal mehr den Ehrgeiz zu besitzen, auch nur noch für die folgende Generation zu schaffen, für jene nächste Nachwelt, deren Beschaffenheit wir freilich nicht kennen, deren Beachtung sich wenigstens durch den einen, immerhin guten Geschmack zeigenden Umstand empfiehlt, dass sie, wie uns schon wiederholt bekannt gegeben wurde, »dem Mimen keine Kränze flicht«. Wer kümmert sich aber noch um die Meinung jener nächsten Nachwelt? Man hat wahrlich genug damit zu thun, für einige Jahre die Ansprüche der Mitwelt zu befriedigen, um dadurch seinen eigenen Ansprüchen auf Wohlleben gerecht werden zu können. Das unersättliche, stets nach Abwechslung, nach neuen An- und Aufregungen lüsterne Publicum verbraucht selbst die relativ guten, künstlerischen Producte unheimlich rasch, da nur äusserst Wenige die Mühe aufwenden und die Zeitverschwendung so weit treiben, ein Buch zweimal zu lesen, ein Bild zweimal anzusehen. Da nun ein Werk, welches gestern geschaffen wurde, sich oft bereits in sechs Wochen ausgelebt hat, sieht sich der Künstler genöthigt, glaubt er es sich selbst schuldig zu sein, möglichst rasch mit einem neuen hervorzutreten und wieder von sich sprechen zu machen,

um nicht vergessen zu werden, um sich eine neue Einnahmsquelle zu erschliessen. Diese Ueberproduction kann er mit den Zinsen seines Talentes, mit demjenigen, was er durch Studium und neue Eindrücke seinem Talente in der Zwischenzeit zugeführt hat, nicht mehr bestreiten; er treibt nun Raubbau, indem er die Kraft und Ertragsfähigkeit seines Talentes, dem nicht die nöthige Ruhe und Erholung gegönnt wird, auf's Aeusserste anspannt, um möglichst rasch wieder Neues und Gutes zu schaffen, oder er verfällt aus Bequemlichkeit darauf, in veränderter Form, unter neuem Namen das schon einmal Gegebene, einmal mit Beifall Aufgenommene immer und immer zu wiederholen, und dann entwerthet er sein Talent dadurch, weil er nicht bestrebt ist, ihm das abzugewinnen, was es allenfalls bieten könnte.

Nicht immer sind Noth oder Habsucht hiefür die allein treibenden Factoren; die Producirenden werden oft genug gegen ihren Willen, gegen ihre bessere Einsicht und Erkenntniss von Anderen genöthigt, ihr Talent allzu rasch zu verbrauchen.

Der Journalist, dessen Plaudereien dem Publicum gefallen haben, dessen Name eine gewisse Anziehungskraft verbürgt, er wird von dem Chef-Redacteur veranlasst, womöglich täglich witzig zu sein; seine Begabung wird ausgepresst, so lange ihr noch einige Kraft innewohnt. Die Arbeiten, die er oft genug ohne Laune, ohne innere Antheilnahme, ohne Wunsch zu produciren, liefern muss, werden naturgemäss schwächer und flüchtiger, die allzu häufige Wiederkehr desselben Namens, derselben Art stumpft die Empfänglichkeit des Publicums ab, und so geschieht es, dass Derjenige, der alle Bedingungen erfüllte, für lange Dauer eine Stütze des Blattes werden zu können, oft schon in wenigen Jahren unmodern, verbraucht, abgethan ist.

Dem Schriftsteller wird von verschiedenen Seiten die äusserst schmeichelhafte Thatsache mitgetheilt, dass bereits vierzehn Tage nach dem Erscheinen seines neuesten Romanes zahlreiche für Literatur schwärmende Damen nach-

gefragt haben — selbstverständlich in der Leihbibliothek, da es bekanntlich zu den vornehmsten Merkzeichen der echten deutschen Frau zählt, Bücher principiell nur aus der Leihbibliothek zu beziehen — ob in der Zwischenzeit von dem Autor nicht wieder etwas Neues erschienen sei. Diese Erkundigungen, welche die Vermuthung nahelegen, dass die Fragenden eigenthümliche Vorstellungen von dem Werden und Entstehen eines Buches haben müssen, Vorstellungen, die eben vielleicht durch die kaninchenhafte Productivität einiger Schriftsteller hervorgerufen wurden, veranlassen den geschmeichelten Autor, seinem neuesten Buche baldigst ein allerneuestes, diesem ein drittes, viertes, fünftes folgen zu lassen. Er hat nichts zu sagen, aber er schreibt; er konnte sich nicht die Zeit nehmen zu sehen, aber er schildert; er hat nichts erlebt und nichts beobachtet, aber er erzählt. Er nützt seine Erfindungskraft ab, er zwingt seinen Geist zu Künsteleien, er vergeudet seine Vorräthe, sein Capital; bald genug kommt ein Tag, an dem seine Bücher vielleicht noch immer von den für Literatur schwärmenden Damen wenn auch nicht mehr mit dem früheren Heisshunger begehrt werden, an dem er aber von ernsteren Kritikern zu den Ueberlebten, Fertigen geworfen wird.

Der Theaterschriftsteller, dem der grosse Wurf gelungen, ein leidlich wirksames Stück zu Stande gebracht zu haben, er wird von dem Director und dessen Concurrenten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dazu gepresst, augenblicklich an die Verfertigung eines neuen Meisterwerkes zu gehen. Und dieser Director, der durch seine Ueberredungskunst und glänzenden Anerbietungen selbstsüchtig und rücksichtlos dazu beigetragen hat, das Talent eines Anderen auszunützen, vorzeitig zu entwerthen, er ist keineswegs so klug und vorsichtig, aus dem durch Raubbau Gewonnenen für sich selbst ein zinsentragendes Capital zu bilden. Auch er vergeudet und entwerthet das ihm Ueberlieferte. Er leiert das Stück ab, so lange es ein seinen Bedarf deckendes, seinen Ansprüchen genügendes Erträgniss bringt,

er denkt nicht daran, von der dem Stücke innewohnenden Zugkraft etwas aufzusparen für eine magere Zeit, in der ihm vielleicht nichts Erfolgreiches zur Verfügung stehen wird. Nicht vorsichtiger und sparsamer geht er mit den Reizmitteln um, die auf die Schaulust und Lüsternheit wirken sollen. Was sich ihm nach dieser Richtung bietet, wird acceptirt, wird für eine einzige Gelegenheit verwendet. Er wird nicht durch das Bedenken zurückgehalten, dass er selbst dazu beiträgt, die Ansprüche des Publicums in's Masslose zu steigern, dass er mit seinen Darbietungen hinter diesen immer grösser werdenden Ansprüchen nothwendig einmal zurückbleiben muss. Auch er treibt Raubbau, auch er vernichtet sein Capital, das sich aus dem Talente seiner Autoren, der Erfindungskraft seiner Decorationsmaler und Maschinisten und aus der Beliebtheit seiner einzelnen Schauspieler zusammensetzt. Mit selbstzerstörender Hast nützt er diese, einen festen Stamm von Zuschauern garantirende Beliebtheit des Einzelnen ab, indem er ihn unaufhörlich, ohne Unterbrechung dem Publicum vorführt, ihn zum Mittelpunkte macht, alles Interesse auf ihn zu concentriren sucht, bis der Liebling sich ausgegeben hat, bis das Publicum seiner überdrüssig wird.

Die Schauspieler und Sänger, deren Talent nicht von einem überschlauen Director oder Impresario ausgenützt wird, besorgen dieses Geschäft selbst. Sie verlassen das feste Engagement, das ihren Geld- und Ruhmesdurst nicht hinreichend, nicht schnell genug stillt, sie begeben sich auf die Reise, sie werden Wandervirtuosen. In wenigen Jahren ist durch das beständige Wiederholen derselben Rollen, durch das selbstgefällige Produciren der eingelernten, auf's Verblüffen berechneten Kunststückchen ihre Gestaltungskraft ertödtet, ist eine Begabung vernichtet, die haushälterisch und in immer neuen das Talent entwickelnden Aufgaben verwendet, noch Jahrzehnte hätte erfreuen können. Sie machen vielleicht noch ein Geschäft; der tausendmal gehörte Name übt ja auf die grosse Menge immer Anziehungskraft, aber von Kennern,

von ihren ehemaligen Verehrern und Bewunderern werden auch sie bald genug den Verbrauchten, Ausgebrannten zugezählt.

Der Maler, dessen Bild es zu den üblichen Ehren der Separatausstellung mit Spiegeleffecten und künstlicher Beleuchtung gebracht hat, er wird von dem Kunsthändler, von dem Impresario, der seine Bilder reisen lässt, gedrängt, immer auf's Neue in Sensation zu arbeiten. Wenn wir nun behaupten, dass die meisten Maler gezwungen werden, mit ihrem Talente Raubbau zu treiben, wenn sie demselben alljährlich wenigstens eine grosse Idee abringen müssen, wird man uns kaum der Uebertreibung beschuldigen können, da die Gegenwart berühmte Maler aufzuweisen hatte, die in ihrem ganzen Leben auch nicht über eine einzige Idee verfügten. Allmälig wird die Idee, die sich nicht zur Zeit einfinden will, durch Kunststückchen ersetzt, die nichts mehr mit der Kunst zu thun haben, durch ein Raffinement, das doppelt unerquicklich berührt, weil es den Zwang verräth, welcher der erschöpften Phantasie angethan wurde. Die Anstrengungen, die der Künstler macht, sich auf der Höhe zu erhalten, sie tragen, von einem gewissen Zeitpunkte angefangen, nur dazu bei, seinen Sturz zu beschleunigen; jeder Sieg bringt ihn seinem Untergange näher. Die Uebersättigung des Publicums, das nach einer anders zubereiteten Sensation Verlangen trägt, das mit abgenützten Menschen ebenso mitleidslos umgeht, wie Kinder mit ihren zerbrochenen Spielwaaren, sie führt ihn endlich, aber allzufrüh für ihn, seinem Schicksale, seiner Bestimmung zu, sie reiht ihn ein in die grosse Genossenschaft der künstlerisch Verbrauchten und Ueberlebten. Wer einmal vor dem unfassbaren »Man sagt«, in welchem sich die Meinung der Menge ausdrückt, dieser Genossenschaft zugewiesen wird, so kurz auch sein Dasein noch währen mag, er wird doch noch immer lange genug leben, seinen Ruhm sterben, sich selbst vergessen zu sehen.

Die Gesellschaft begnügt sich aber nicht damit, physische und geistige Kraft, Talent und Fähigkeiten zu ver-

brauchen und zu entwerthen, sie hat auch nach und nach die Güter und Vortheile entwerthet, die sie sich selbst geschaffen, nach denen jeder Einzelne noch immer Verlangen trägt. Vielleicht eben dadurch entwerthet, weil das Verlangen des Einzelnen, auch des Unberechtigtsten, allzu bereitwillig erfüllt wird.

Wohl zu keiner Zeit war das Streben nach Oeffentlichkeit, die Sucht, genannt, bekannt, ausgezeichnet zu werden, eine Rolle zu spielen, so gross, so allgemein verbreitet, als in unseren Tagen; aber auch zu keiner Zeit wurde diesem Streben so freundlich und bereitwilligst Vorschub geleistet, als dies heute geschieht.

Achtung, Ansehen, günstige Meinung, Lob, Beifall, Begeisterung, Popularität, Ruhm, wie leicht sind sie zu haben, wie billig stehen sie im Preise!

Sie werden fabriksmässig hergestellt, kommen als Dutzendwaare in den Handel und besitzen auch meistens deren Haltbarkeit und Dauer.

Wie lange und aufmerksam müsste man suchen — namentlich wenn man sich auf gewisse Kreise beschränkt — um einen Menschen zu finden, dem die Gefälligkeit seiner Mitbürger nicht einen Tag, eine Stunde des Ruhmes, der Bedeutung verschafft hat; einen Menschen, dessen Name nie in einer Zeitung stand, dessen Bild nie einem illustrirten Journale zum Schmuck gereichte, der nie gefeiert wurde, nie Begeisterung erweckte, nie Huldigungen empfangen, nie ein Jubiläum begangen hat, niemals Mittelpunkt des Interesses, Gegenstand der Verehrung war!

Wie aber müssten wohl die Huldigungen und Anerkennungen geartet sein, dass sie zu dem Schlusse berechtigten, dass sie wirklichen Verdiensten gelten? Ist denn nicht jede Art von Anerkennung gefälscht worden, musste sie nicht nothwendig gefälscht werden, da die Nachfrage eine so ungeheuere ist, da sie eben Jeder geniessen will? Hat die erfindungsreiche, vielverbrauchende Zeit denn nicht für Alles Surrogate gefunden? Gibt es nicht gefälschten Jubel und

gefälschte Begeisterung, gefälschte Rührung und gefälschte Trauer?

Sind Titel, Adelsverleihungen, Orden etwa noch Beweise, dass die Ausgezeichneten auch wirklich verdienstvolle Männer sind? Hat man diese Auszeichnungen nicht eben dadurch entwerthet, dass man allzu verschwenderisch mit ihnen umging, dass sie erbettelt, erschlichen werden konnten, dass sie oft genug als Trinkgeld gegeben wurden?

Sind Vertrauenskundgebungen und Adressen etwa noch beweiskräftig dafür, dass der Abgeordnete auch wirklich zur Zufriedenheit seiner Wähler wirkt? Welcher Abgeordnete wurde nicht durch derlei so billig herzustellende Kundgebungen geehrt?

Sind Massenkundgebungen des Volkes, welches sich zu Empfängen, Hochzeiten, Leichenbegängnissen drängt, etwa noch ein Gradmesser für wirkliche Bedeutung und Beliebtheit? Abgesehen davon, dass solche Kundgebungen auch künstlich arrangirt werden können, mit bezahlten Statisten, denen es leicht gelingt, noch einige Hundert Neugierige anzulocken, auch thatsächlich hie und da inscenirt werden; sind diese Kundgebungen nicht eben durch das Volk entwerthet worden, das, nicht im Stande, das Eintrittsgeld für Theater und Circus aufzubringen, nach Gratis-Schaustellungen aller Art lüstern ist, dass, wenig oder gar nicht nach Verdienst und Berechtigung fragend, immer willig die begeisterte Menge agirt, nur um zu sehen, nur um dabei zu sein, gleichviel, ob es sich nur um den Einzug eines fremden Fürsten, um die Exhumirung eines berühmten Todten, um den Empfang der Radfahrer oder die Hochzeit einer Chansonettensängerin handelt?

Wo ist der Mann, der nicht schon einmal Gegenstand eines Trinkspruches, einer Begrüssung war, in welcher seine Tugenden in überschwänglichster Weise gefeiert wurden?

Wie viele Frauen gibt es, denen nicht wenigstens einzelne Gedichte, wenn nicht gleich ganze Bände gewidmet wurden, und zwar nicht von ihren Liebhabern?

Kommt der Besitz zahlreicher Lorbeerkränze etwa noch der Garantie gleich, dass man es mit einem wirklich hervorragenden Künstler zu thun hat? Aber wo wäre der Schauspieler oder gar die Schauspielerin zu finden, die nicht ein Dutzend Lorbeerkränze, darunter mindestens einen silbernen, aufzuweisen hat?

Lässt sich aus der Thatsache, dass ein Schauspieler oder Sänger an seinem Abschiedsabende gezwungen wird, eine Rede zu »improvisiren«, etwa der Schluss ziehen, dass wir hier einen langjährigen Liebling des Publicums vor uns haben, der in dem Theaterleben der Stadt wirklich etwas bedeutet hat, dessen Ausscheiden eine Lücke zurücklassen wird? Aber wir haben es dahin gebracht, dass der Sänger, der zwei oder drei Jahre an einem Vorstadttheater gewirkt und einige Hanswurstpartien »creirt« hat, an seinem Abschiedsabende in einer längeren wohlgesetzten Rede »seinen lieben Wienern« die huldreiche Versicherung gibt, dass er ihnen immer ein freundliches Andenken bewahren werde. Und nach der Vorstellung versammelte sich eine »begeisterte Menge«, die ja billig genug zu beschaffen ist, vor dem Hause des Künstlers, um dem gefeierten Liebling noch eine Ovation darzubringen. Und der gänzlich unvorbereitete »Liebling«, um den sich die weitesten Kreise nie gekümmert haben, erscheint auf dem Balkon, dankt gnädig und entäussert sich zu Gunsten der jubelnden Menge der ihm gespendeten Blumen und Lorberkränze, die er blattweise als Andenken vertheilt und wirft, da der Vorrath ausgegangen, den Unersättlichen endlich noch zahlreiche Exemplare seiner Photographie an die albernen Köpfe. Der Effect der Scene wird dadurch kaum geschmälert, dass sich unter den stürmischen Verehrern auf der Strasse Zahlreiche befanden, die eigentlich gekommen waren, um vor dem Hause eines in der Nähe wohnenden Antisemitenführers zu schreien und die im Vorübergehen auch noch diese »Hetz« mitmachten. Würde es sich nicht empfehlen, derlei Ovationen künftig geschäftlich zu betreiben? Eine Actiengesellschaft zur Veranstaltung von Ova-

tionen aller Art, nach Art der Entreprise de pompes funebres, verschiedene Rangclassen zur Verfügung stellend, müsste in unserer Zeit glänzende Geschäfte machen.

Dann sind wohl günstige Recensionen, enthusiastische Kritiken, die aus der öffentlichen Meinung hervorgehen und der öffentlichen Meinungslosigkeit als Wegweiser dienen sollen, allein massgebend für den wirklichen Werth einer Leistung, einer Person? Aber man zeige uns doch denjenigen, dessen Leistungen überhaupt eine öffentliche Beurtheilung erfahren können, der nicht so und so viel »lobende Zeitungsausschnitte«, so und so viele gedruckte Aussprüche beibringen kann, in welchen seinem Genie gehuldigt wird, seine Leistungen verhimmelt werden, mögen sie auch in Wahrheit noch so erbärmlich sein. Er verdankt dieses Lob, an dem nur die Druckerschwärze echt ist, vielleicht nur der Urtheilslosigkeit oder der Cameraderie, der Protection, der Bestechung oder dem Mitleid. Gleichviel. Es ist ihm zu Theil geworden, er besitzt es, er kann sich damit brüsten. Die Thatsache dass er es besitzt, sie entwerthet das Lob, das einem Anderen zu Theil wurde, der es wirklich verdient, da der Kritiker kaum in der Lage ist, und sich gewiss nicht dazu bestimmen lassen wird, das echte Lob mit einem Merkzeichen zu versehen, welches es vor dem gefälschten für alle unterscheidet. Die Kritik, welche für Würdiges und Unwürdiges dasselbe überströmende Wohlwollen hat, sie wird nicht nur allmälig für die zahllosen Beglückten werthlos, von denen jeder Einzelne die unbehagliche Gewissheit empfindet, dass auch sein Nebenmann eine in denselben Worten verfasste Unsterblichkeitsversicherung in der Tasche hat; sie ist auch auf dem besten Wege, ihre Aussprüche für das grosse Publicum zu entwerthen, sich selbst und ihre Vertreter um allen Credit zu bringen. Der von den verschiedensten Motiven dictirte Satz, der berichtet, dass »das neue Stück eine ausserordentlich freundliche, enthusiastische Aufnahme gefunden habe und gewiss zahlreiche Wiederholungen erleben werde«, kehrt allzu oft wieder, um noch viele Gläubige zu finden,

deren Zahl sich durch die eben so oft wiederkehrende böse Thatsache, dass das Stück, dem so viele Wiederholungen vorhergesagt wurden, nach sechs bis acht Tagen abgesetzt wird, immer rascher vermindern muss.

Welches Motiv für dieses »Wohlwollen« auch immer massgebend sein mag, sei es nun falsches Mitleid mit einem unfähigen Director, Eigennutz oder Cameraderie, man sollte sich bestreben, ihm weniger Raum zu geben. Wir wollen nicht so unmodern sein, von den Rücksichten zu sprechen, welche die Gerechtigkeit, die Moral und ähnliche veraltete Begriffe verlangen könnten; wir wollen nicht davon sprechen, dass jeder Zeitungsleser eigentlich ein gewisses Anrecht auf relative Wahrheit besitzt, auf eine Wahrheit, der im äussersten Falle nur gerade so viel unedles Metall beigemengt sein sollte, wie der vollwerthigen Goldmünze beigefügt wird; scheint es aber nicht schon durch die einfachste Klugheit, durch die Rücksicht auf die eigene Person geboten, mit einem Systeme zu brechen, das an sich selbst zu Grunde gehen muss? Dieses System, das sich aus den zwei Sätzen aufbaut: »Führst du mein Stück auf, so finde ich Alles ausgezeichnet, was in deinem Theater vorgeht«, und: »Ich preise deine Arbeit, du hebst mein Stück in den Himmel, auf dass wir beide reichliche Tantièmen erhalten«, dieses System muss ja doch über kurz oder lang zur völligen Entwerthung dieser Art von Kritik führen. Das müsste doch selbst denen klar werden, welche für ihre Lebensführung die Losung: »Nach mir die Sintfluth« erwählt haben; denn diese Sintfluth, in diesem Falle repräsentirt durch das Misstrauen und die Theilnahmslosigkeit des Publicums, wird nicht so gefällig sein, erst nach ihnen hereinzubrechen, sie dürfte noch diejenigen ereilen, die sie verschuldet haben.

Darf man den Notizen glauben, welche der Gefälligkeit, dem Mitleide eines Redacteurs, seinem Bestreben, sich bei einem Collegen für alle Fälle ein Conto zu eröffnen, ihre Aufnahme verdanken, so fällt auch im Auslande niemals ein Stück oder ein Schauspieler durch. Alle haben stürmischen,

sensationellen, mindestens — wenn die Leitung noch nicht recht functionirt — einen sehr freundlichen Erfolg. Haben die Herren denn keine Ahnung davon, dass eine derartige Notiz nur mehr auf äusserst Wenige Eindruck macht, dass sie sich durch ihre Freigebigkeit nach und nach selbst der Macht berauben, etwas wirklich empfehlen, einer Person wirklich nützen zu können? Darf die Notiz, welche besagt, dass »auch die gestrige Vorstellung vor ausverkauftem Hause stattfand«, noch als nützliche Reclame gelten? Wer wird noch durch sie getäuscht? Richtet sie nicht eher Schaden an, ist sie nicht eher geeignet, das Blatt, in dem sie stand, denjenigen, der sie aufgenommen, das Theater, dem sie gilt, zu discreditiren? In dem »ausverkauften« Hause befanden sich ja doch drei bis vierhundert mit Freiplätzen beglückte Personen, welche die Unwahrheit dieser Meldung sehr gut feststellen können, welche dadurch misstrauisch werden und künftig auch jener Notiz den Glauben versagen werden, die zufällig die Wahrheit spricht.

Wie wäre es, wenn künftig wenigstens einige Ballfeste stattfinden würden, die nicht zu den »glanzvollsten der Saison« gehörten, die nicht »einen Kranz der schönsten Frauen« aufzuweisen haben; einige Feste, welche zur Abwechslung einmal nicht »allen Theilnehmern in glänzender Erinnerung« bleiben werden? Würde es sich nicht auch empfehlen, die Sterne und Celebritäten etwas sparsamer zu verwenden, deren Anziehungskraft ja abgeschwächt werden muss, da sich jedes Comité bemüht, sie zu gewinnen?

Der Erste, der von einer Zeitung aufgefordert würde, seine Reiseeindrücke zu schildern, seinen Lebenslauf zu erzählen, die Art seines Schaffens bekannt zu geben, über die Details eines Ereignisses zu berichten, dessen Augenzeuge er war, er mag wohl mit Recht den Neid Vieler erweckt haben, angestaunt und bewundert worden sein. Aber ist diese Aufforderung noch eine Auszeichnung in unserer Zeit, in welcher »Dichter« die Entstehungsgeschichte eines Couplets zum Besten geben, in welchem es Jedem, der so glücklich war, sich aus

einer Felsspalte zu retten, vergönnt ist, sein Abenteuer breit und ausführlich einem grossen Publicum zu berichten!

Die Firma, der es zuerst gelungen ist, ein begeistertes, Lob ihrer Erzeugnisse als Texteinschaltung unterzubringen, in eine Kritik einzuschmuggeln oder zum Substrat eines Witzes zu machen, mag sich davon wohl grossen Nutzen erhofft haben; aber ist dieser Nutzen nicht illusorisch gemacht, wenn es nunmehr sämmtlichen Firmen desselben Geschäftszweiges gelingt, in dieser Weise auf sich aufmerksam zu machen? Die erste Frau, deren Balltoilette eingehend beschrieben wurde, mag dies wohl als süsse Genugthuung empfunden haben; wie entwerthet wird aber diese Genugthuung durch die Gewohnheit, täglich dreissig Balltoiletten dreissig verschiedener Frauen zu beschreiben!

Den Wortlaut der Ansprache, mit welcher man von einer hohen Person beehrt wurde, den Zeitungen einzusenden, war gewiss eine glänzende Idee, die den Ersten, die sich ihrer bedienten, gewiss die köstlichsten Befriedigungen der Eitelkeit verschafft hat. Was ist aus dieser Idee geworden? Erzielt sie noch irgend welche Erfolge? Auch sie ist durch Missbrauch entwerthet. Welchem Gedächtnisse kann man wohl zumuthen, nur einen kleinen Theil der zahllosen Namen zu behalten, deren Träger durch ein Wort des Lobes, durch eine öffentliche Anerkennung beglückt wurden, oder welche dem grossen Publicum die hochinteressante erfreuliche Mittheilung machen, dass sie sammt Familie in's Bad reisen oder aus demselben eben ankommen, oder dass sie so unvorsichtig waren, sich zu verloben?

Da ist die Auszeichnung, welche in der Thatsache liegt, dass man das Jubiläum eines Mannes feiert, denn doch werthvoller. Wirklich? Ist es auch noch eine Auszeichnung? Ist nicht auch dieses Zeichen schon längst entwerthet? Musste es nicht entwerthet werden in einer Zeit, welche das Jubiläum des »Wagenthüraufmachers« des Burgtheaters festlich begangen hat, in welcher das Publicum pünktlich über alle Details unterrichtet wird, welche bei den Jubelfesten der

Kellner und Fiakerkutscher zu bemerken waren, in welcher Tausende in ein Local strömen, um der feierlichen Enthüllung einer Porträtbüste beizuwohnen, welche dem Sänger des erhebenden Liedes »Weil i an alter Drahrer bin« an seinem Ehrentage übergeben wurde; in einer Zeit, in der ein ganz kleines Genie, das zugleich das Talent besitzt, alt zu werden, und das Geschick, gute Freunde rechtzeitig auf das Herannahen der verschiedenen Gedenktage aufmerksam zu machen, es sehr leicht auf ein Dutzend Jubiläen bringen kann; in einer Zeit, in welcher sich für derlei Anlässe bereits eine Schablone, ein feststehendes Ceremoniell herausgebildet hat, das nächstens wahrscheinlich als obligater Gegenstand dem Lehrplane der Tanzschulen einverleibt werden dürfte.

Kann der Mann von Verdienst es wirklich noch als Auszeichnung fühlen, wenn ihm eben dieselben Ehren zu Theil werden, mit denen zahllose Unberechtigte verschwenderisch bedacht werden?

Er muss sich mit der Hoffnung trösten, dass man wohl erst nach seinem Tode seinen wahren Werth erkennen, dann wenigstens ihm Ehren erweisen, in Worten von ihm sprechen und über ihn schreiben wird, die nicht für Jedermann gemacht sind. Auch diese Hoffnung wird sich als trügerisch erweisen. So weit unsere Beobachtungen reichen, scheinen schlechte, charakterlose oder unbedeutende Menschen überhaupt nicht zu sterben; vielmehr scheint sich der Tod mit grausamer Vorliebe nur diejenigen auszusuchen, welche »Allen, die sie kannten, ewig unvergesslich bleiben werden«.

Mit Allen, die in unserer dankbaren Zeit aus dem Leben scheiden, »stirbt eine Welt«; Alle lassen »eine Lücke zurück, die niemals ausgefüllt werden kann«; jeder Einzelne »war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, wir werden nimmer seinesgleichen sehen«. Jeder wird von einer »unübersehbaren Menschenmenge« zur letzten Ruhe geleitet; die prachtvollen Kränze, die Liebesgaben der trauernden Freunde, welche die Gelegenheit benützen, ihre Namen in Erinnerung zu bringen,

sind niemals zu zählen; in den Stimmen der Redner zittern immer verhaltene Thränen, und noch niemals ist es vorgekommen, dass auch nur ein Auge trocken geblieben wäre.

Durch die Bereitwilligkeit, Allen zu Theil werden zu lassen, was nur einigen Auserwählten gebührt, wurden allmälig auch diese Ehren, die Kundgebungen der Trauer, entwerthet.

Man kann sogar beobachten, dass oft erst das Hinscheiden von Personen benützt wird, ihnen einen Moment des Ruhmes, eine vorübergehende Bedeutung zu verschaffen, welche zu erlangen ihnen während ihrer Lebenszeit nicht vergönnt war. Die Ungeschickten, die es nicht fertig gebracht hatten, ihre Namen und ihre Personen auch nur für eine Stunde in den Vordergrund zu rücken, sie gelangen erst nach ihrem Tode zu der ihnen vorenthaltenen Notiz durch die eifrigen Bemühungen der trostlosen Hinterbliebenen, die es sich angelegen sein lassen, einige Zeilen unterzubringen, in denen der Welt mitgetheilt wird, welch' ein Leben, reich an Tugenden, kürzlich seinen Abschluss gefunden hat.

Welches Motiv haben die trostlosen Hinterbliebenen, also zu handeln? Glauben sie durch die von einem gefälligen Freunde nach Angabe verfasste, oft sogar bezahlte Notiz, welche, wie sie sich sagen müssten, nur von Wenigen bemerkt werden kann, die spurlos untergehen muss, das Andenken des Verstorbenen zu ehren; glauben sie sich selbst dadurch höher zu stellen? Beide Motive mögen wohl mit im Spiele sein; hauptsächlich aber werden sie von dem Gedanken getrieben, nicht zurückzustehen, nicht geringer zu erscheinen, als die Familien X, Y, Z, deren Angehörige gleichfalls in kurzen Nekrologen gefeiert wurden.

Nicht zurückzustehen! das scheint wohl das Hauptmotiv für die athemlose Jagd nach Auszeichnungen aller Art zu sein. Der Ehrgeiz hat in unseren Tagen eine neue Form angenommen, sich ein anderes Ziel gesteckt. Die Anstrengungen gelten nicht mehr dem Streben, Andere zu überholen; sie werden nur durch das Verlangen bewirkt, hinter den

Anderen nicht zurückzubleiben; die Auszeichnung wird nicht mehr, wie früher, ersehnt, um sich durch ihren Besitz von Anderen zu unterscheiden, ihr wird mit allen erreichbaren Mitteln nachgejagt, um den Anderen gleich zu werden.

Nicht zurückzubleiben! Es den Andern gleich zu thun! Dieses Motiv veranlasst den Mann in einflussreicher, verantwortlicher Stellung, seinen Einfluss, seine Macht oder die Macht, die hinter ihm steht, sei es nun eine Zeitung oder ein Kunstinstitut, eine Bank oder eine Bahn, durch Missbrauch zu entwerthen. Er könnte sich jährlich sechs Ungerechtigkeiten, Parteilichkeiten, Meinungsverfälschungen straflos gestatten; er begeht zwanzig, er trägt dazu bei, ein Capital zu vernichten, indem er eine Institution discreditirt, nur um es Anderen gleichthun zu können.

Es veranlasst die Frau, der Arbeitskraft, dem Talente, dem Credite ihres Mannes die äussersten Anstrengungen zuzumuthen, nur um in ihrer äusseren Erscheinung, in der Einrichtung ihres Hauses mit anderen Frauen gleichen Schritt halten zu können. Und wenn wenigstens ein Theil der Summen, die sie sich zu verschaffen weiss, die sie ihrem Hange zum Luxus opfert, wieder capitalbildend verwendet würde! Aber da sie das Echte meist doch nicht erschwingen kann, und doch möglichst getreu der Mode folgen will, hütet sie sich wohl, echte Spitzen, echte Diamanten, schwere Stoffe, gutes Linnen anzuschaffen, Gegenstände, durch deren Veräusserung im Falle der Noth wenigstens ein Theil des dafür Verausgabten hereingebracht werden könnte. Die Dinge, die sie kauft, repräsentiren thatsächlich gar keinen Werth, da an ihnen nur der Schnitt, die Form, der Geschmack bezahlt wurde; sie bilden nicht einmal ein Stammcapital für ihren eigenen Gebrauch, da ihre Haltbarkeit die Regierungszeit der Mode nicht zu überdauern pflegt. Und dieser durch Vernichtung des Capitals wahrlich theuer genug erkaufte Luxus verschafft der Dame nicht einmal eine Sonderstellung, da er bereits zu allgemein geworden und dadurch gleichfalls entwerthet ist. Mit allen Mitteln, die sie bei Anspannung aller Kräfte

für diesen Zweck aufwenden kann, wird der Salon, den sie durchaus haben muss, doch nur hundert anderen ähnlich eingerichteten Zimmern gleichen und ihr daher kaum den Neid oder die Bewunderung ihres Kreises eintragen; und ihre Toilette, für deren Anschaffungspreis aufzukommen, der Mann vielleicht gezwungen wurde, eine seine Ehre oder sein Talent compromittirende Arbeit zu übernehmen, kann auf dem Ballfeste, welches allen Glanz, alle Pracht der Stadt vereinigt, gewiss nicht durch ihren Reichthum bemerkt, überhaupt gar nicht bemerkt werden.

Sie hofft auch kaum durch ihre uniformmässige Pracht aufzufallen, so wenig derjenige, der endlich in der Lage ist, dem Knopfloch seines Rockes das Bändchen eines Hausordens einzufügen oder seinem Namen den Titel »fürstlich X'scher Hoflieferant« hinzuzusetzen, erwarten kann, dass er dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken, angestaunt und bewundert werden wird. Man will eben nicht mehr Neid durch den Besitz erwecken, man will sich nur vor dem verächtlichen Mitleid, welches der Mangel hervorrufen würde, bewahren.

Vielleicht ist es dieser Erkenntniss zu danken, dass unsere Zeit es sich angelegen sein liess, für diejenigen, die absolut keine Aussicht haben, sei es durch welche Mittel immer, echte Auszeichnungen zu erlangen, Surrogate zu schaffen, deren Besitz die für eine moderne Existenz unununerlässliche Befriedigung: ausgezeichnet worden zu sein, wie es scheint, ebenfalls zu gewähren vermag.

Wer nur ein wenig Glück hat, dem kann leicht der Anblick zu Theil werden, um einen Wirthshaustisch fünfzehn bis zwanzig junge Leute versammelt zu sehen, von denen jeder Einzelne mindestens ein Dutzend Orden zur Schau trägt. Es sind Radfahrer, Schwimmer, Ruderer, Turner, Schlittschuhläufer, welche die geniale Idee hatten, diese Ehrenzeichen zu schaffen, um der Welt bei feierlichen Gelegenheiten ihre Verdienste sichtbar zu machen. Die Welt ist nämlich viel dankbarer geworden; sie ist nicht mehr so

kurzsichtig und engherzig, nur grosse Thaten und geistige Verdienste zu belohnen; sie hat auch für körperliche Fertigkeiten die grösste Werthschätzung, die weitgehendste Anerkennung.

In der That, was gehört auch weiter dazu, ein Kunstwerk zu schaffen, eine nützliche Erfindung zu machen? Ein wenig Fleiss, ein wenig Studium, ein wenig Talent, eine gute Idee, vielleicht nur die angestrengte Arbeit eines ganzen Lebens. Soll das etwa bevorzugt werden? Darf das Verdienst, ein guter Jokey oder Schlittschuhläufer zu sein, nicht dieselben Ehren beanspruchen?

Das Quantum Ruhm und Popularität, mit welchem diese Herren bedacht werden, ist nun auch wirklich ganz stattlich. Auch sie werden interviewt, auch über sie werden lange Artikel geschrieben, auch sie werden in Trinksprüchen gefeiert, auch sie erhalten silberne Lorbeerkränze, sie werden sogar mit dem Aeussersten geehrt, was die Bewunderung und Gunst der Menge zu vergeben hat, man erspart ihnen das Gehen, sie werden jubelnd in die Höhe gehoben, buchtsäblich auf den Händen getragen. Welch' ein Anblick! Wie entwerthet er die armselige Popularität des Mannes der Wissenschaft, des Dichters, desjenigen, der wirklich etwas für sein Volk geleistet hat!

Aber damit nicht genug. Man hat Anstalten getroffen, dass auch noch Andere, wenigstens für flüchtige Augenblicke, an der Ruhmestafel Platz nehmen können, und diese liebevolle Vorsorge hat dazu beigetragen, die äusseren Zeichen der Popularität nur noch mehr zu entwerthen.

Das war ganz einfach. Man brauchte nur festzusetzen, dass es überhaupt nicht nothwendig ist, irgend etwas zu leisten, dass es genügt, Held eines Scandales gewesen zu sein, in einem Sensationsprocesse freigesprochen zu werden, ein Duell verursacht zu haben, geschäftsmässig Indiscretionen zu betreiben, Modell eines berühmten Malers zu sein, als Bazardame zu fungiren, einer bekannten Person ähnlich zu sehen oder Lustigmacher eines Vereines zu sein, um zu den

Ehren eines Artikels zu gelangen, um für kurze Zeit jenes Schwirren und Summen, jenes Zischeln und Rauschen zu vernehmen, welches berühmte Personen auf ihren Wegen begleitet. Freilich nur für kurze Zeit, dann trifft auch diese Herren und Damen das Los aller Eintagswerke, welche das Sensations- und Unterhaltungsbedürfniss des Publicums so freigebig schafft. Sie haben ihre zerstörende Aufgabe: die nur der wirklichen Bedeutung gebührenden Auszeichnungen zu entwerthen, erfüllt. Ihr ferneres Schicksal ist es, das Proletariat des Ruhmes zu vergrössern, die Armee der Abgesetzten, welche, unzufrieden mit ihrer ganzen Existenz, die kurze Zeit des Glanzes nicht vergessen wollen, zu vermehren, jene seltsame Musterkarte zu bereichern, die sich aus den Ausgebrannten, aus abgestandenen Popularitäten, ausser Curs gesetzten Grössen, vergessenen Berühmtheiten, kurz, aus den gesellschaftlich Verbrauchten zusammensetzt.

Es ist wirklich nicht einzusehen, weshalb man mit Worten, Empfindungen, Ideen glimpflicher verfahren sollte, als mit Personen und Talenten. Sind diese der Entwerthung unterworfen, warum sollen jene besser geschützt sein? Wer wird auch so thöricht sein, mit Worten zu sparen? Wer wird sich mit einem minderwerthigen Ausdrucke begnügen, wenn sich ihm ein volltönender zur Verfügung stellt?

Wie billig ist es, sich an Superlativen zu berauschen, und wie glücklich muss sich Derjenige fühlen, der niemals nüchtern wird, der immer zwischen Begeisterung und Entrüstung hin- und herschwankt!

Verursacht es vielleicht irgend welche Kosten, einen Menschen geistreich zu nennen? »Geistreich« hat bereits einen ganz anderen Sinn, eine andere Bedeutung gewonnen. Geistreich ist Jeder, der einige Hofschauspieler copiren, den »Fliegenden Blättern« eine Anekdote nacherzählen und irgend einen Dialect imitiren kann. Vermag er auch diese Bedingungen nicht zu erfüllen, braucht er noch immer nicht leer auszugehen. Es ist für Alles gesorgt. Wenn es schon ganz unmöglich ist, bei der Schilderung eines Menschen irgend

etwas Schmeichelhaftes vorzubringen, nun dann bezeichnet man ihn eben als liebenswürdig. »Liebenswürdig« ist ohne Consequenz, hat keine Farbe mehr, verpflichtet zu nichts, gestattet jede Abschwächung. Ursprünglich das höchste Lob bedeutend (der Liebe würdig), ist es durch Missbrauch allmälig entwerthet und schliesslich inhaltslos geworden.

»Verehrter Freund!« klingt gewiss vortrefflich. Eine Meinungsverschiedenheit darüber, was diese Anrede zu bedeuten hat, ist wohl auch kaum möglich. Man stellt Denjenigen auf die höchste Stufe, dem man kundgibt, dass man für ihn Freundschaft und Verehrung zugleich empfindet.

Thatsächlich aber werden mit dieser Anrede Jene bedacht, mit denen wir noch nicht befreundet sind und die wir niemals verehren werden. Mit »vorzüglicher und ausgezeichneter Hochachtung« empfehlen wir uns nicht nur von Denen, deren Eigenschaften uns ganz unbekannt sind, die noch gar nichts gethan haben, auch nur unsere Achtung geringster Qualität zu verdienen; wir wenden diese Formel auch bei Denjenigen an, von denen uns sehr wohl bekannt ist, dass sie unserer vollsten Verachtung würdig sind, und mit »ehrfurchtsvollem Handkusse« verabschieden wir uns auch von vielen Frauen, die weder durch Stellung, Verstand und Charakter, noch durch Schönheit oder Tugend ausgezeichnet sind.

Was bleibt übrig für jene Männer, deren Eigenschaften uns wirklich »vorzügliche Hochachtung« abnöthigen; für jene Frauen, denen wir wirklich Ehrfurcht und Verehrung entgegenbringen?

Aber man hat nicht nur die Ausdrücke der Höflichkeit um ihre eigentliche Bedeutung gebracht, es ist auch bereits gelungen, die Grobheit werth- und wirkungslos zu machen. Wie erfrischend und reinigend kann die Wirkung eines zur rechten Zeit gesprochenen derben, kräftigen Wortes sein! Welch' mächtigen Eindruck macht es, wenn ein Mann, der immer massvoll und ruhig spricht, plötzlich einmal in leidenschaftlicher Erregung, mit erhobener Stimme, rück-

haltslos seine Meinung äussert! Wenn man aber von der Ansicht ausgeht, dass dem Menschen die Stimme nur gegeben wurde, um immer zu schreien, wenn man die Gewohnheit angenommen hat, »goldene Rücksichtslosigkeiten« als kleine Münze auszugeben, wie dies in allen Parlamenten löblicher Brauch geworden und auch bei uns von den Erfindern der schärfsten Tonart eingeführt wurde, müssen da nicht Entrüstung und Zorn nutzlos verhallen, muss da nicht die göttliche Grobheit entwerthet werden? Wenn man den geringfügigsten, lächerlichen Anlass benützt, um Proben seiner Lungenkraft zu geben und den Beweis zu erbringen, dass man in dem einen Theil des parlamentarischen Rüstzeuges bildenden Schimpfwörter-Lexikon wohl Bescheid weiss, so muss das nothwendig dahin führen, dass Reden, welche Stoff für nur zwanzig Injurienklagen bieten würden, kaum mehr beachtet werden, selbst den hauptsächlich in Aussicht genommenen Zweck verfehlen, die Popularität des Redners zu erhöhen.

Natürlich wird ihm von seinen Freunden gesagt werden, dass er neuerdings einen grossen Erfolg errungen habe, denn unser Redner besitzt ja ohne Zweifel zahllose Freunde, wie eben fast Jeder, der in und mit der Gesellschaft verkehrt. Was ist das äusserliche Merkzeichen intimer Freundschaft? Das brüderliche Du. Nach der Verbreitung dieses »Du« zu schliessen, ist ein grosser Theil der Gesellschaft innig miteinander befreundet. Das Uebereinkommen, künftig diese vertrauliche Anrede zu gebrauchen, entspringt allerdings nicht mehr einem Herzensbedürfnisse, sondern fast immer nur der Gelegenheit, allenfalls der egoistischen Erwägung, dass diese vertrauliche Anrede bequemer ist, einen höheren Grad von Unpünktlichkeit und Rücksichtslosigkeit gestattet; Statistikern müsste es auch gelingen, festzustellen, dass die fortschreitende Verbrüderung der Menschheit mit dem Bier- und Weinconsum zu- und abnimmt. Menschen, die bereits einige hundert Dutzfreunde besitzen, werden — da ihnen die eigentliche Bedeutung des Du längst verloren

gegangen sein, da es seinen innigen Klang für sie längst eingebüsst haben muss — wohl nach und nach dahin kommen, zu Denen, die ihnen wirklich lieb sind, Sie zu sagen, wenn auch nur, um diesen ihren Lieben irgend einen Vorzug einzuräumen, um sie von den Anderen zu unterscheiden.

Vielleicht wird auch die Zärtlichkeit sich zu einer Aenderung ihrer Ausdrucksmittel bequemen müssen, da auch mit Umarmung und Kuss bei allen möglichen Anlässen, besonders von Frauen unter einander, bedenklicher Missbrauch getrieben wird, eine Verschwendung, welche auch diese unentbehrlichen internationalen Verständigungsmittel zu entwerthen droht.

Freilich, bei welchem Anlasse sollte man wohl zu sparen beginnen? Kann man das Versprechen ewiger Dankbarkeit etwa anders besiegeln als mit Küssen? Und gibt es vielleicht eine Dankbarkeit, die nicht ewig währt? — vorausgesetzt, dass sie nicht vor Ablauf der Ewigkeit einmal auf die Probe gestellt wird!

Auch bei Festgelagen kann man Umarmungen und Küsse nicht gut missen. Bilden sie doch den effectvollen Schluss der Trinksprüche, in welchen sich die Redner gegenseitig ihre Tugenden und Verdienste vorgeworfen haben.

Solch' rührender Anblick trägt wesentlich dazu bei, die Feststimmung zu erhöhen, und wir brauchen bereits sehr nothwendig diese und andere Reizmittel, da wir die Gewohnheit angenommen haben, täglich Feste zu feiern.

Flaggen in allen Farben und allen Combinationen gehören bereits ebenso selbstverständlich zum Inventar eines Hauses wie Feuerlöschutensilien, und zur Freude der Dienstmägde finden es viele Frauen bereits überflüssig, die Teppiche noch ausklopfen zu lassen, da dieselben durch das häufige Aushängen bei festlichen Gelegenheiten ohnehin vor dem zerstörenden Eindringen der Motten bewahrt werden. Es macht sich auch bereits ein Mangel an halbwegs brauchbaren Anlässen zu festlichen Veranstaltungen geltend, da

eben allzu Viele den Beruf in sich fühlen, ein Comité zur Abhaltung irgend eines Festes zu bilden.

Die Ereignisse, zu denen sich die Gegenwart aufrafft, die Gedenktage, die Erinnerungen an frühere Grossthaten, sie reichen für den Bedarf nicht mehr aus. Schon vor einigen Jahren hat man sich, da gerade nichts Anderes vorlag, genöthigt gesehen, die Erinnerung an das ein wenig eigenmächtige Vorgehen des Rattenfängers von Hameln durch einen Festzug zu feiern; es ist also keineswegs unwahrscheinlich, dass demnächst Jemand mit dem Vorschlage hervortritt, die Wiederkehr des Tages, an welchem Dornröschen von dem Prinzen wachgeküsst wurde, gleichfalls durch einen Festzug zu verherrlichen und Dornröschen — von irgend einer Saisonschönheit dargestellt — zur Erinnerung nochmals wachküssen zu lassen.

Wenn man bedenkt, welche Summe von Wohlwollen, Herzlichkeit und Begeisterung bei jeder Familienfeier, bei jedem einzelnen öffentlichen Feste verbraucht wird, muss man es ganz begreiflich finden, dass sich die Qualität dieser seltenen, kostbaren Sächelchen allmälig bedenklich verschlechtert hat, dass auf diesem Gebiete die Entwerthung weit um sich gegriffen hat, dass hier fast nur mehr mit Surrogaten gearbeitet werden kann. Aber wer wird so sauertöpfisch und engherzig sein, sich dadurch die Freude verderben zu lassen; wer ist noch so unvorsichtig, Wohlwollen, Herzlichkeit und Begeisterung auf ihre Echtheit, auf ihren Feingehalt zu prüfen! Wie in so vielen Fällen, muss auch hier die Flagge die Waare decken. Und ist es nicht ein Glück, ist es nicht weise eingerichtet, dass unechte Begeisterung, unechter Patriotismus, unechte Loyalität — sei die Marke auch noch so verdächtig — den Meisten weniger Kopfschmerz verursachen als unechter Champagner?

Ist man nun berechtigt, diesen Meisten ihre Gleichgiltigkeit zum Vorwurfe zu machen? Ist es denn wirklich einzig und allein ihr Verdienst oder ihre Schuld, es zu einem solchen Grade der Abhärtung gebracht zu haben? Gewiss nicht.

Mit dem weitaus grösseren Theile der Verantwortlichkeit ist das Schuldconto jener brutalen Speculanten, jener rücksichtslosen Streber zu belasten, die ohne Bedenken, frivol und gewissenlos Ideen entwerthen, um sich selbst einen vorübergehenden Werth zu verschaffen, die Empfindungen und Leidenschaften in geschäftsmässiger Weise ausbeuten, die sich wahllos jeder Bewegung anschliessen, welche ihnen geeignet erscheint, ihren Zwecken zu dienen, sie in die Höhe zu bringen, die jede erfreuliche, gesunde und lebenskräftige Regung durch ihren verdächtigen Uebereifer entwürdigen und erdrücken.

In den Händen dieser Menschen sind Patriotismus und Loyalität Handelsartikel geworden; die nationale Idee wird gewerbsmässig ausgeschrotet, um Vielen ein ganz schmackhaftes Brot zu verschaffen, zu welchem sie ihre Unfähigkeit, die sich gleichmässig auf alle Gebiete vertheilt, niemals hätte gelangen lassen.

Die »heilige Sache« des Volkes wird als Vorwand für allerlei persönliche Zwecke missbraucht, das Verfolgen der Corruption hat sich allmälig zum Geschäftszweige herausgebildet, der nur geringe Lehrzeit und keinerlei Vorkenntnisse erfordert.

Die widerliche Aufdringlichkeit dieser Parasiten, die lächerlichen Uebertreibungen, zu welchen sie ihre Zuflucht nehmen müssen, um den Mangel an Talent und Ueberzeugung zu verbergen, die theatralischen Manieren der schlechten Komödianten, die sie bereits überall eingebürgert haben, Alles dies muss nothwendig zur Entwerthung des Löblichsten, Besten führen, muss dahin führen, dass echte Empfindung, echte Begeisterung, echtes Interesse für eine Sache immer zaghafter in ihren Aeusserungen werden. Können sie denn noch hoffen, verstanden, gewürdigt, auch nur bemerkt zu werden? Müssen sie nicht vielmehr fürchten, sehr armselig und unglaubwürdig zu erscheinen neben den geräuschvollen, marktschreierischen Kundgebungen des Unechten?

Das mag die Erklärung dafür sein, dass dem Unechten, das sich mit den entwertheten Namen drapirt, so bereitwillig die Arena überlassen wird. Der Patriotismus schweigt, sein Surrogat, das Streberthum, schreit ja laut genug, die Loyalität räumt ihrem Surrogat, dem Servilismus, das Feld, auf dem Platze des Glaubens macht sich der Pietismus breit, die Empfindung wird durch ihr Surrogat, durch die Phrase verdrängt und an Stelle des Charakters tritt die Pose. Freilich, je grösser das Angebot in diesen Surrogaten wird — und es steigt von Tag zu Tag — umsomehr nähern auch sie sich ihrer vollständigen Entwerthung; ist ihr Besitz, die Kunst, sie zu gebrauchen, erst Gemeingut, dann müssen auch sie alsbald den Handelswerth verlieren, den sie heute noch repräsentiren.

Was dann? Oh, keine Furcht, eine neue Generation wird auch neue Hilfsquellen für sich entdecken.

Für die frühzeitig verbrauchten physischen Kräfte, für die entwertheten Talente treten ja immer neue Kräfte, immer neue Talente in die Bresche; vielleicht wird die Qualität allmälig noch geringer werden; was macht das aus? Man wird sich zu helfen wissen; man wird sich durch die Quantität schadlos halten. An Stelle der heute noch Curs habenden Werthe, welche die Menschen zur Befriedigung ihrer Eigenliebe sich selbst geschaffen und welche sie durch Missbrauch auch wieder selbst entwerthet haben, werden, sobald der Bedarf sich geltend machen wird, neue, demselben Zwecke dienende Werthe treten, denen es wahrscheinlich nicht besser ergehen wird.

Und darum ist es auch nicht zu befürchten, dass es den Nörglern und Raisonneuren jemals an Stoff fehlen werde.

XX.

MODERNE VORNEHMHEIT.

Diese alten Zeiten, in welchen unsere guten Vorfahren gelebt hatten, waren doch in Allem noch fürchterlich zurückgeblieben! Wohin man das Auge wenden mag, welchen Gegenstand man auch in Betracht zieht, allüberall erweist sich die Vergangenheit in allen ihren Einrichtungen so unbeschreiblich armselig, kleinlich, so primitiv und bescheiden gegen die unzähligen Fortschritte, Bequemlichkeiten und ausgezeichneten Vorkehrungen von heute, von denen uns eine recht grosse Menge schon ganz unbedeutend vorkommen, die zu jener Zeit das höchste Staunen wachgerufen hätten. Alles ist grossartig geworden, vornehm, reich, prächtig, der Superlativ ist unsere normale Form, Alles geht in's Weite, Breite und Massenhafte, das Kostbarste wurde fast zum Gemeingut, es ist eine Freude zu leben!

Wollte man Beispiele, Beweise aufzählen, man wüsste gar nicht womit anfangen. Schon das Alltags- und Hausleben ist ja voll davon. Früher hatten wohl hohe Herrschaften ihre Schlösser auf dem Lande, wohin sie reisten und wo sie die schöne Zeit zubrachten. Heute muss es schon eine Familie sein, der es recht knapp zusammengeht, die nicht alljährlich ihre Villeggiatur oder Sommerfrische beziehen

würde. Vielleicht hat man nur ein Zimmer und eine kleine Küche, auf die man 100—150 fl. verwendet, vor denselben dann einen »Garten« mit sechs jungen Kastanienbäumen, deren mässigen Schatten man mit drei anderen »Parteien« theilt, aber man ist doch Sommers über »auf dem Lande«, mag man auch nur ein bescheidener Official oder Volksschullehrer sein und kann sich heute also eines Luxus rühmen, der vor anderthalb Jahrhunderten nur einem Prinzen Eugen oder Fürst Schwarzenberg möglich war, die ihr Schlosshof oder Wittingau besassen. Welcher Fortschritt der vornehmen Lebensweise!

Wie kamen aber selbst so hochgestellte Persönlichkeiten damals auf ihre Landsitze oder an sonstige Reiseziele? Welcher Jammer, welch' dürftige Zustände! Mochten so reiche Herren auch besteingerichtete Kutschen haben, so bedenke man doch die elenden Strassen, das langsame Fortkommen, die Dorfschenken als Nachtquartiere! Wer damals reiste, ging entweder als Handwerksbursche, der nichts zu verlieren hatte, oder, wer zu verlieren hatte, sah die schöne Gotteswelt nur halb, weil er zugleich sorgfältig die Strassenränder im Auge behalten musste, um Schnapphähne zu bemerken, die ihm das Bündel leichter machen könnten. Vornehmere Leute liessen sich von einer Salvaguardia begleiten und schauten aus den Wagenfenstern zwischen Dragonerpallaschen auf die Landschaft hinaus. Natürlich, dass Niemand mehr zu reisen Verlangen trug als es gerade unumgänglich nothwendig war.

Wie prächtig ist's dagegen heutzutage! Wer sich ein paar hundert Gulden erspart hat, durchkreuzt in drei Wochen ein paar Königreiche im Fluge, sitzt in fahrenden Salons, wo er ausgezeichnet speisen und schlafen kann, findet sämmtliche Kunst- und Naturwunder gleichsam wie servirt und auf ihn wartend, braucht auch gar nichts gelernt zu haben, um zu verstehen, was er sieht; auch das liegt schon gedruckt vor; fremder Völker Sprachen zu lernen ist überflüssig, man hat Dolmetsche zur Auswahl. Man kann in der

Fremde essen und wohnen nach der Sitte, die von Daheim gewohnt ist, wenn man will, kurz, es gibt kein denkbares Raffinement, das sich heute auf der Reise nicht jeder halbwegs Bemittelte verschaffen könnte, ja selbst der bescheidene Registraturbeamte, der sich in den Ferien ein Rundreisebillet zweiter Classe vergönnt hat, kann mit Mitleid an einen Fürsten des XVIII. Jahrhunderts denken, den seine schwerfällige Carosse einige Wochen hindurch zwischen Wien und Venedig die löcherigen oder sumpfähnlichen Heerstrassen dahinschleppte.

Kam der hochgeborne Herr dann endlich am Ziele an, so nahm ihn allerdings ein Prachtgebäude auf, dessen Räume von Künstlerhänden geschmückt und mit allen Schätzen des Comforts und Luxus ausgestattet waren. Das ist ganz richtig. Solche stolze Herrlichkeiten von künstlerischem Werth hat die Neuzeit allerdings weniger und selbst diejenigen, welche sie errichtete, können sich mit dem Alten nicht messen; dagegen aber sind wir diesem ausgezeichneten Quale gegenüber um so stärker im Quantum. Heute hat jeder anständige Mensch seinen Salon, seine Renaissancetapeten, seine Majoliken und Porcellans, seine bronces d'art. Damals gab es im Städtchen nur Einen Saal, das war der des herrschaftlichen Schlosses, mit Deckenfresken und venetianischen Lustres, Marmorkaminen und Statuen; heute sagt uns in jeder Bierhalle beim Eintritt der Kellner: »Bitte vielleicht in den Saal hinaufzugehen« und es gibt Haarschneide-Salons und die Eisenbahnen nennen ihre Kämmerchen auf den kleineren Stationen, wo ein Ledersopha mit sechs Stühlen sowie ein eiserner Ofen stehen, den Wartesaal. Der Stellwagen betitelt sich Salonwagen, weil seine Sitze mit rothem Wollsammt gepolstert sind, und jene Zündhölzchen, welche etwas weniger stinken als die anderen, heissen Salonhölzchen.

Wünschte dazumal der vornehme Herr einen neuen Anzug, so war es eine langwierige Sache bis Meister Schneider die gestickten Westen, Röcke und Beinkleider fertig hatte, ja vielleicht musste erst nach Genua oder Lyon vom Secretär

des Grafen geschrieben werden, bis man des richtigen Seidenstoffes habhaft werden konnte. Und solche Mühe hatte selbst der Reiche, der Vornehme! Heute stehen Kleider aller Art fix und fertig feil, in zehn Minuten sehe ich genau so aus wie der vor mir spazierende Herzog, ja wie der König selbst, und wenn ich auch nur ein Specereiwaaren-Commis wäre, vorausgesetzt, dass ich die Auslage vermag. Ist das nicht ein ungeheurer, unleugbarer Fortschritt?

Das Menschengeschlecht denkt und spricht auch heute viel vornehmer als dereinst. Habe ich nicht soeben gesagt: Bierhalle? Nun also! Eine Halle! Einst hiess im deutschen Herrenhause der wichtigste, geheiligte Raum, wo der Hochsitz des Fürsten und die Altäre der Götter standen, wo der Ahnen siegreiche Waffen hingen, die Halle. Dann sprach man von Hallenkirchen der mächtigen Gothik. Heute gibt es Bahnhofhallen, Turnhallen, Markthallen und Abends sitzen wir bei Pilsner und Pfiff G'spritztem in Tabakwolken gehüllt stolz in der Bierhalle, deren Wände selbstverständlich von den Kenntnissen unserer Tapezierer im Renaissance-, Barock- oder Rococostil eine glänzende Probe bieten. Dabei bleibt es aber nicht. Ein langer Fries stellt alle Genüsse der Tafel Sardanapal's oder Apicius' in leuchtenden Farben vor, auf der Speisekarte und auf dem Contozettel sind in Lithographie gleichfalls köstliche Ananas, mächtige Hummer, Riesenpasteten, seltene Seefische etc. dargestellt, welche reizende Nymphen auf Schüsseln à la Jamnitzer herbeischleppen, was aber nicht hindert, dass das wirkliche Menu zwischen Schwäbischem mit Nockerln, Marinebraten und Kalbcottelettes in consequenter Einförmigkeit sich die ganze Woche hindurchbewegt.

Sehr gern habe ich auch den Ausdruck: via triumphalis, welcher in neuerer Zeit höchst beliebt geworden ist. Wenn ein Gesangvereinchen in Grosskletzendorf seine Sommerliedertafel hält und die Dorfstrasse zwischen den Misthaufen auf beiden Seiten mit zwei Dutzend Stangen besteckt ist, an denen einige farbige Lappen hängen, so

schreiben die Reporter: »Der Einzug erfolgte durch die reichgeschmückte via triumphalis«. Im XVIII. Jahrhundert hätte ein classisch gebildeter Architekt, wenn er eine Strasse für einen fürstlichen Zug mit Prachtdecorationen zierte, sich vielleicht noch gescheut, jenen Ausdruck zu gebrauchen, weil man sich unter den altrömischen Triumphen und ihrem Pomp doch noch etwas Grossartigeres dachte, aber heute ist eben die classisch-archaeologische Bildung in viel weitere Kreise gedrungen.

Man nimmt ein armes Mädchen aus der französischen Schweiz in's Haus, das seine Muttersprache nicht orthographisch schreiben kann, das dazu verwendet wird, um einerseits die Stube zu kehren und die Möbel auszuklopfen, andererseits die Kleinen zu lehren, dass la meson (sic) das Haus und la piere (sic) der Stein heisst, betitelt sie demonstrativ Mademoiselle und hat eine Gouvernante. Früher war sie in Genf vielleicht Tabaktrafikantin, das verschlägt aber Nichts: die gute Tischlersfrau, die ihrem Haus solche Zierde verleiht, kann sich einer Erzieherin ihrer Kinder rühmen, wie sie früher nur adelige Häuser beschaffen mochten.

So denken, sprechen, leben, verkehren, wohnen, essen, erscheinen wir immer nur in den möglichst vornehmen Formen. Unsere Bildung, die stets vordringende Verallgemeinerung der Bildung, hat es dahin gebracht, dass wir, wer immer wir seien, es für eine persönliche Beleidigung ansehen müssten, wollte man uns zumuthen, dass wir das Beste, das Feinste, das Ausgesuchteste gerade für uns nicht als passend betrachten sollten. Wovon wir Kenntniss haben, das halten wir darum auch für uns geeignet und angemessen; wir werden uns doch nicht freiwillig und ungezwungen unter die Anderen stellen?

O, über diese Frucht der Erkenntniss! Das Können und Vermögen hält dann freilich mit unserem Wissen und Wollen nicht immer gleichen Schritt. Gehört haben wir in Einemfort von dem Grossartigsten, Ausserordentlichen, wir wünschten es auch recht wohl, aber die materiellen Mittel,

Geschmack und Verstand reichen nicht immer aus, um dasjenige auch in's Werk zu setzen, was so lockend vor unseren Blicken steht. Da tritt dann die moderne Surrogat-Vornehmheit, die Talmi-Eleganz, die Dutzend-Noblesse, die Schablonen-Herrlichkeit, der Uniform-Comfort, die Siebenundzwanzig-Kreuzer-Industrie, die Maschinen-Kunstproduction und die Wissenschaft des Conversations-Lexikons vermittelnd an die Stelle und breitet über den Schwindel ihren falschen, flunkernden Schein, der die Frechheit hat, wahre Vornehmheit, echten Lebensgenuss, gründliches Wissen, feine Kunstliebe ersetzen zu wollen, wie sie schöneren Zeiten zu eigen waren. Weil der sublime Geist, der einst auf Wenige beschränkt, dadurch eben dem Ganzen hohen Reiz verlieh, nun in die Massen gefahren ist, muss seine feine Essenz mit Wasser aufgegossen werden, muss er durch eine Massenproduction befriedigt werden und ist dann eben darnach. Wenn »die Rechnungsraths« einen Ball geben, sprechen, empfangen sie oder suchen es zu thun wie die Herzoge von Berry oder die duc's d'Aumale; die Möbelstoffe und Tapeten haben ein Muster, das wir zwar schon in fünfundzwanzig Haushaltungen gesehen haben und das aus einem abgeleierten Vorlagewerk des Kunstindustrie-Museums hergenommen ist — jedoch, man kann ihm nicht abstreiten, dass es beste italienische Renaissance und somit heute vollkommen salonfähig ist; die Majoliken stammen von der wohlbekannten Fabrik A., die Gläser aus dem Etablissement B., die Bronzeschüssel von C., wenn sie nicht vielleicht gar aus Papier ist; auf dem Kamin steht dieselbe Copie eines Fräuleins aus Tanagra, die wir schon zum Ueberdruss überall vorgefunden haben, und die Damen und Herren schwätzen auch ganz genau dasselbe schale Zeug von dem entsetzlichen Zola und dem genialen Turgenjew und dem göttlichen Wagner wie in 500 anderen Salons und reissen ebenso verlegen das Maul auf, wenn man plötzlich frägt, ob sie dies und das von Thakeray oder gar von Cervantes kennen — aber sie sind genau so gebildet, so vornehm, so geistreich, so auf der Höhe, wie Alle in der-

selben Strasse, man brauchte nur die Wände durchzubrechen und die ganze lange Gasse um dieselbe Stunde entlang zu gehen.

Eine Familie, welche es einigermassen vermag — und hunderte ausserdem, die es über ihre Kräfte thun — haben daher heute, wie wir gesehen haben, ihren Sommeraufenthalt, ihre Gouvernante, machen ihre Rundreisen, erfreuen sich eines Salons mit Kunstwerken und Antiken, geben Fêten, halten den Jungen in Gestalt eines armen Theologie-Candidaten, der Freitisch hat und die abgelegten Ueberzieher Papa's bekömmt, einen Hofmeister; man füttert ein paar Mal im Jahre auch einen alten pensionirten Major, dem es ziemlich schlecht geht, und welcher für diese Einladung der Familie den Zierrat einer intimen Bekanntschaft mit einer Uniform und einem Baron verleiht; ist man im Stande eine bei Hofe beschäftigte Person zu bekommen, dann ist es um so erwünschter, weil dann im Gespräche möglichst oft von Hoheiten oder gar von Majestäten geredet werden kann. Weil der Papa schon sehr zeitlich von seinem Landsitze mit der dritten Classe nach der Stadt fahren muss, schläft er, um die Uebrigen nicht zu stören, in einem besonderen Zimmer und ist somit in der Lage zu sagen: »Meine Frau befindet sich in ihren Zimmern!« Hat man einen Einspänner unten beim Thore, so sagt man zu einem Freunde: »Ach, kommen Sie gleich mit mir, ich habe meinen Wagen unten stehen!« Kurz, die Familie, welche vor hundert Jahren noch sich mit den schlichtesten bürgerlichen Lebensformen begnügt haben würde, verfügt nun, Dank dem Geiste des Zeitalters, durch lauter Surrogate fast über allen Glanz, alle Herrlichkeit und Vornehmheit der höheren Stände — das ist das wunderliche moderne Paradoxon von der Demokratisirung des Aristokratismus!

Aber nicht allein die Genüsse und den Glanz, die materiellen Schätze und die Eleganz der Form hat dieses Jahrhundert zu popularisiren verstanden, mit der geistigen Vornehmheit geht es gerade so. Je nüchterner und prosaischer

wir in der Hauptsache geworden, je absprechender und höhnischer sich der Geist der Zeit den Idealen gegenüber im Principe erzeigt, desto abgegriffenere Waare sind dieselben heutzutage im täglichen Verkehre, wahre Schinderlinge des geistigen Münzfusses! Ich will gar nicht von politischen Reden und Leitartikeln sprechen, welche von Ausdrücken wie Patriotismus, Gesinnungstreue, Mannesmuth, Charaktertüchtigkeit, Ueberzeugung u. dgl. überfliessen — ebenso hübsche Decorationsstückchen wie in obigen Salons die Cinquecentoschüsseln aus Papiermaché — wollen wir nur von kleineren Dingen handeln, der Geist der Zeit drückt sich in ihnen so scharf wie im Bedeutendsten aus. Nehmen wir das Gebiet der bildenden Künste. Sie huldigen heute nach innerstem Antrieb dem schnödesten Materialismus, dem rohesten Wirklichkeits-Cultus, alles Ideale ist verbannt und verpönt, lächerlich und veraltet. Und doch wimmelt es gerade heute wie vielleicht niemals auf allen Strassen und Gassen von idealen, allegorischen Gestalten. Man achte nur bei einem Spaziergange darauf, wo man an unseren schönen endlosen Annoncen-Wänden vorüberkommt, da schaut das Auge Nichts als allegorische Frauenzimmer, ein ganzes Serail idealer Damen, mit Chitons und Diademen, mit Tuben, Fahnen, Fackeln, Schilden, Kränzen, Lorbeerzweigen und sonstigen classischen Attributen. In hellen Farbendrucken prangen diese Heroinen an den Gartenzäunen und noch viel unpoetischeren Wänden und haben Alle die Aufgabe, unserem Beutel einige Gulden zu entlocken. Diese Göttin mit weit aufgerissenen Augen verkündigt uns, dass im Prater ein Panorama zu sehen ist, diese Amazone ladet zum nächsten Pferderennen ein, jene Fortuna macht auf eine äusserst günstige Lotterie aufmerksam, ja es gibt derlei Huldgestalten, welche uns Nichts anderes zu sagen haben, als dass zur Ehre des Saeculums in der So- und Sogasse ein neues Nachtcaffeehaus aufgethan wurde, oder eine imposante Fama stösst in ihre Posaune, um der staunenden Menschheit zu berichten, dass ein untrügliches Mittel gegen Hühneraugen entdeckt

worden und sehr billig zu haben sei. Man sieht also: die ideale Kunst ist keineswegs ausgestorben, wenn sich auch im Künstlerhaus für die oberen Zehntausend der Zolaismus und der Darwinismus des Pinsels breitmachen sollte, die Ideale sind zum Volk herabgestiegen, sie kleben an den Wänden auf offener Strasse; wie viel schöner ist diese Erscheinung, als damals, da solche Gestalten ein Raphael oder Guido oder Carracci nur für ein paar Päpste und Fürsten entworfen hatte — ist es nicht eine Freude zu leben?

Der ansehnliche Aufschwung, welchen unser Kunstgewerbe, Decoration und Ornamentik neuestens durch das verständnissvolle Studium der guten Vorbilder aus alter Zeit genommen hat, ist ja gewiss eine erfreuliche Erscheinung. Es gehört nicht auf dieses Blatt und ist bekannt genug, welche Erfolge nach der langen kunst- und stillosen Zeit die Kunstgewerbe und Handwerke neuerdings wieder zu erzielen vermochten. Aber es ist auch nicht zu leugnen, dass das Haschen unserer Tage nach der gewissen schoflen Vornehmheit, die uns bedauerlicherweise charakterisirt, auch diese Schätze auf das ignobelste profanirt hat. Wer die künstlerische Bewegung, von der ich hier rede, seit Anfang an in Wien mitgemacht hat, wer sich noch daran erinnert, wie seit van der Nüll und Siccardsburg, dann besonders durch die Bestrebungen des jungen Oesterreichischen Museums, durch Teirich's Intarsienwerk die herrlichen Motive der Renaissance wie ein Frühling in unsere kunst- und geschmacklose Welt gekommen waren, der weiss auch, welch' wahrhaft vornehmen Eindruck diese Gebilde und Erscheinungen damals machten. Nun aber sind diese Verzierungen so promulgirt, so vergeudet und verschwendet, so auf Alles und Jedes angebracht, im geistlosesten Abklatsch hunderttausendmal von Stümperhänden missbraucht zu sehen, dass die ganze Vornehmheit einem feinen Auge den widerlichsten Anblick bietet. Jede Speisekarte, Flaschen-Etikette, Zündhölzchenschachtel, papierener Cigarrenspitz, jeder Schund und Quark drängt sich uns mit seinen unvermeidlichen, ab-

gedroschenen Putti, Sphinxen, Greifen, Akanthus, Mascarons etc. auf in unabänderlich geistlosem Einerlei, von mittelmässigen Kunstgewerbeschülern im Solde knauseriger Besteller auf's Billigste geliefert und hingesudelt, von Leuten, die nie ein Original gesehen und studirt haben und nur ganz äusserlich den Formenkram handhaben, der gerade Mode ist. So entweiht und entwerthet muthet Einen die Schönheit des Cinquecento genau so an, wie eine wälsche Melodie, die von der Drehorgel in allen Gassen geleiert wird, ja es ergibt sich das Allerbedauerlichste, welches darin besteht, dass uns die an sich ja unleugbar herrlichen Motive und der ganze Stil zuletzt förmlich zuwider und verleidet werden, weil sie sich in den gedankenlosesten Abklätschen und Zerrbildern uns geradezu unverschämt aufdrängen, mag uns ein Preiscourant oder ein Partezettel in's Haus geschickt werden, mögen unsere Blicke im Tramwaywaggon auf einer Annonce oder auf dem Umschlag eines Kalenders haften. Wenn ich dann wieder nach Italien komme und die Ornamente Benedetto's da Majano, Desiderio's da Settignano und ihrer Zeitgenossen in den Originalen wiedersehe, dann staune ich geradezu, dasselbe zu schauen, was mir daheim in jenen ordinären Profanirungen schon so sehr zum Ueberdruss geworden — dasselbe und doch so etwas ganz Anderes! Und auf welche Weise sind unsere grossen deutschen Meister Dürer, Holbein, Burgkmair durch den Gschnas der sogenannten neuen deutschen Renaissance entheiligt, auf Bierkrügeln und Pfeifenköpfen herumgezerrt worden, auf buntgedrucktem durchsichtigen Papier, das kostbare Glasmalereien ersetzen soll, und wie all' der ordinäre Plunder sein mag, der sich den Anschein gibt, als habe er Antheil an dem guten, vornehmen Geschmack einer bedeutenden Kunstbewegung und doch nur jämmerliche Imitation und schnöde Speculation ist!

Kein Vernünftiger wird in Abrede stellen, dass die Veranstaltung der wohlfeilen Classikerausgaben ein beachtenswerther, segensreicher Fortschritt sei, dass damit die Volksbildung wesentlich gefördert wird. Zwar wollen wir

das kaum zum Ruhme des deutschen Verlages im absoluten Sinne gesagt haben, denn für diesen Factor ist dabei das glänzende Geschäft wohl der mehr ausschlaggebende Umstand als der heilige Eifer für die Erziehung der Massen, was schon dadurch eine deutliche Beleuchtung erhält, dass neben den billigen Classikern auch eine Fluth billiger Verbrecher- und Bordellromane an's Tageslicht kommt, und es müsste erst eine Bilanz gezogen werden, welche darthun würde, wobei das bessere Geschäft stattfindet. Jedoch, wie dem auch sei, unzweifelhaft ist es eine schöne Errungenschaft, dass heute auch der arme Student, der Arbeiter, der kleine Mann aus dem Volke sich seinen Schiller oder Goethe um einige Groschen kaufen kann, die ehedem viele Gulden kosteten, oder nur gar umständlich und mühselig aus den Bibliotheken zu entlehnen waren. Sind wir auch noch gar weit davon, dass Jeder sein Huhn im Topfe habe, so kann doch Jeder in ein paar Monaten sich in den Besitz der Geistesschätze ganzer Jahrhunderte und Völker setzen, wenn er nur alle Tage eine Cigarre, sei sie auch nur der bescheidensten Sorten, weniger rauchen will. Das ist ja ohne Widerrede schön und nützlich, dabei sollte es aber auch sein bescheidenes Bewenden haben. Jedoch, auch auf diesem Gebiete kommt sofort der moderne Hochmuthsteufel, die heutige Grossthuerei und Prahlhaftigkeit hinzu. Der einfache Apparat muss gleich wieder, wie Alles und Jedes, mit den grosssprecherischsten Titeln, Namen und sonstigen Zuthaten vornehm gemacht werden. Die »Nationalbibliothek« oder »Schätze der Weltliteratur«, oder wie die Sammlung von Kreuzerbüchlein getauft ist, wird im Stil der berühmten Bibliotheken der grossen, alten Sammler- und Liebhaberzeiten adjustirt. Vorne auf der Innenseite des Umschlages kommt ein Bücherzeichen oder ex libris hin, ein pompöser Holzschnitt, der mit idealen, allegorischen Motiven geradezu Luxus treibt. Die Göttin der Weisheit mit den Attributen aller Wissenschaften: Eule, Globus, Folianten, Retorten, Büsten, Zirkel, Lorbeern und Palmen, hält ein Schild, auf

dem wir lesen: »Aus der Bibliothek des . . . .«, oder, wenn schon der Geist der geistreichen Sprachsäuberung über den Verleger gekommen ist, das schöne Wort: »Aus der Bücherei des . . . .«. Wenn nun der Realschüler Heinrich Ribbchen sich um eine halbe Mark Schiller's Tell käuflich erworben hat, wenn Pallas Athene uns auf dem Exemplare stolz verkündigt, dass wir ein Buch »aus der Bücherei des Heinrich Ribbchen, Schülers der 5. Realclasse« in Händen halten, ist das nicht eine grossartige Sache! Mit welcher Ehrfurcht lesen wir doch in der Pariser Bibliothek auf einem Grolierband das berühmte »et amicis«, oder schauen in der Wiener Hofbibliothek das Savoysche Kreuz, welches uns anzeigt, dass dieses Buch dem grossen Helden und ebenso grossen Freunde der Wissenschaften, Eugen, zu Eigen gewesen sei! Und dergleichen, siehe, ist heute so billig zu haben! Welche Freude werden wohl die Bibliophilen späterer Jahrhunderte empfinden, wenn ihnen einmal Schiller's Tell mit dem ex libris des Heinrich Ribbchen, Schülers der 5. Realclasse, in die Hände gerathen sollte!

Wer die ganzen Verhältnisse unseres modernen Lebens gut kennt, sieht den Dingen, mögen sie sich auch mit dem glänzendsten Scheine umgeben, dennoch durch die Rippen. Wie oft ist mir das bei unseren Künstlern und Kunstwerken deutlich geworden. Wenn so ein Meister der alten Renaissance oder des Barockstiles festliche Scenen, Prunk und Pracht gemalt hat, ein Veronese oder Tiepolo oder Daniel Gran, — wie staunen wir über die reiche Phantasie, die unerschöpfliche Erfindungsgabe, die Leichtigkeit des Schaffens, mit der er all' den Schmuck, die glänzenden Costüme, Geräthe, Prachtgefässe ersonnen hat, die die Zierde seines Bildes ausmachen! Alles ist da in der Regel seine Erfindung, so stellt er sich das Gastmahl einer Cleopatra oder Alexanders vor, mit solchen überreichen Formen weiss er die Wirklichkeit, das Gewöhnliche aus eigener Idee zu überbieten, er liefert meistens damit neue Gestaltungen, Motive und Muster, welche der wirklichen Prachtindustrie zu neuen Vorbildern

dienen können. Das ist eben wirkliche Vornehmheit der Phantasie und des Kunstschaffens. Sehen wir dagegen aber die Modernen. Wenn ich im Katalog der Ausstellung lese, dass das Gemälde irgend ein üppiges Gelage vorstellen soll, so wette ich Hundert gegen Eins, dass ich in den Gefässen, Costümen, Geräthen lauter alte Bekannte antreffen werde. Die ganze Sammlung des Museums, die bekanntesten Photographien und Nachbildungen von berühmten Arbeiten Cellini's oder Jamnitzer's werden zuverlässig ausgebeutet erscheinen. Ich werde überall ein ängstliches, unbeholfenes Anklammern an den üblichen Vorrath von Vorbildern finden, wie sie gerade heute leicht zugänglich sind, und der Maler ist froh und ganz zufrieden, wenn er damit zum Ziele kommt. Ganz natürlich! Er ist ja ein armer Teufel. Er lebt heute in einer schofeln, dürftigen, sparsamen Welt, die selber keinen grossen vornehmen Zug hat, die daher ihn, den Künstler, auch nicht hereinzieht in ein gewaltiges, reiches Wesen, bei dem er Grosses schauen und dann noch Grösseres aus eigener Kraft schaffen könnte; er schafft etwas dieser kleinlichen ökonomischen Welt ohnehin Ueberflüssiges und muss selbst seine extravagante Vornehmheit, mit der er ihr imponiren will, nothdürftig zusammenlesen, wo er sie gerade am leichtesten und einfachsten finden mag. Wenn ich diese ewig abgeleierten Prachtmotive auf unseren modernen Bildern sehe, die ich alle schon jahrelang aus den landläufigen Publicationen kenne, so muss ich stets an die kleinen Provinzbühnen denken, wo ein alter, sammtgepolsterter Stuhl heute Elisabeth von England und morgen Rudolf von Habsburg, dann Philipp von Spanien und wieder einmal Julius Caesar zum Thronsessel dient.

Es ist in der That zu bedauern, dass gewisse, sehr gute und bezeichnende Worte des Dialekts, des Jargons oder wenigstens der leichteren Redeweise nicht des Bürgerrechtes in der Schriftsprache theilhaftig sind. Manche von ihnen sind so echtes, gutes Metall. Man zermartert sich vergebens, sie durch salonfähige der guten Literatur zu ersetzen; man übersetzt,

vergleicht im Schweisse seines Angesichtes, — umsonst, — es geht mit ihnen wie mit so vielen Fremdwörtern, die unseren ehrenfesten Sprachreinigern so viel Kopfzerbrechen bereiten. Ein derlei Wörtchen, — ich zögere fast, es auszusprechen, — ist der in Studenten- und sonstigem Munde nicht eben seltene Ausdruck: schäbig. Ich wollte, er wäre schriftmässig, er hätte mir meine bisherige Aufgabe leicht gemacht. Ich hätte ihn als Adjectivum einfach dem Substantivum: Vornehmheit vorzusetzen gebraucht, um den ganzen Charakter desjenigen zu bezeichnen, was unsere Aera von vergangenen glanzvollen Perioden echter Vornehmheit unterscheidet.

Einen Haupttummelplatz findet die hier in Rede stehende moderne Vornehmheit auf dem Gebiete der Architektur. Wahrhaft grossartige, monumentale Aufgaben kommen derselben seltener vor. Wir bauen kaum mehr riesige Kathedralen, imposante Königsschlösser, grosse Marställe u. dgl. Was solches betrifft, wird immer eingewendet, heute müsse man sparen, das Leben habe nun wichtigere ernstere Erfordernisse. Dafür florirt aber die Privatarchitektur, insonderheit in Händen der Speculation. Alle Städte wachsen, die Landbevölkerung strömt immer zahlreicher in ihre Mauern, die Stadterweiterungen sind allerorten im Gange, ganze Vorstädte und Vororte entstehen an vorher leeren Stellen und unzählige Wohnhäuser werden auf denselben errichtet. Nun sollte man glauben, dass ein Jahrhundert, welches mit so strenger Tugend auf seinen liederlichen Vorgänger zurückblickt und sich etwas darauf zu Gute thut, dass so colossale Verschwendungen wie damals in seinen Tagen unmöglich seien, dass die Zeit der Versailles, der Sanssouci, der Monbijou, der Belvedere und wie jene Feenschlösser alle heissen, vorüber wären, man sollte meinen, dass ein Saeculum, welches sich in seiner Architektur vorzugsweise auf das Wohnhaus, ja das Zinshaus beschränkt, in demselben über die Physiognomie der bürgerlichen Baukunst nicht hinauswollen würde, — doch das wäre weit gefehlt! Eben hier schlägt die moderne

Surrogatvornehmheit ein und wir erleben das Umgekehrte von der alten wirklich vornehmen Zeit. Damals standen die stolzen Dome und die glänzenden Schlösser zwischen schlichten, wenn auch immer stilvollen Bürgerhäusern; heute bauen wir höchst selten solche Prachtgebäude, oder doch nur mit möglichster Oeconomie; dafür blähen sich die Miethkasernen in endlosen Zeilen als seinsollende Paläste auf. Unsere Architektur lebt wie alle unsere moderne Kunst von den Brosamen, welche vom reichen Tisch der Vergangenheit gefallen sind, sie schafft immer nach alten Mustern. Für das bürgerliche Wohnhaus entlehnt sie jedoch nicht die Vorbilder des bürgerlichen Wohnhauses von Einst, einzig und allein der Palazzo ist ihr Ideal, auch wo es sich gar nicht um einen Palast für unsere Tage handelt. Was Brunellesco, Palladio, Scammozzi, Bernini, Fischer von Erlach und Mansard für Fürsten und Könige geschaffen, wird nun ausgebeutet, verwendet in der armseligsten und dürftigsten Weise für die wohlfeilsten Massenquartiere, noch dazu in allen möglichen Surrogatmaterialien, Gyps, Zink und Cement imitirt, das ist ein wahrer Abscheu! Ueberall Attiken, Tympanen, Zwickelfiguren, Doggengeländer, Vasen, und dazu alles fünf Stockwerke hoch, wahre Thürme, gegen welche die echten, alten Paläste sich ducken und in die Erde verkriechen, das non plus ultra einer rohen, ordinären Prahlerei ohne alle Mittel, ein brüllendes Fortissimo aus einer Kehle, die überhaupt keine Stimme hat.

Ist es nun schon unerfreulich genug, dass die neuen Strassen der City und jene der eleganteren Vorstädte ihre Wohnungen, Comptoirs, Bureaux und Geschäfte hinter derlei Palazzomaskeraden bergen, so wird der Eindruck geradezu widerlich, wenn uns unser Weg immer weiter nach der Peripherie der Riesenstadt bringt und selbst dort, »wo die letzten Häuser stehen«, wo nur Fabriksarbeiter und kleine Handwerker, oder gar nur arges Proletariat hauset, — ebenfalls wieder, freilich in den elendesten Verballhornungen, nur Versuche des unglückseligen Palaststiles, unser Auge beleidi-

gen. Da steht die brutale Bude vor uns mit ihrer Parterre-rustica, ornamentalen Fensterchambranen, Cornichegesimsen und was dazu gehört, Alles zum Scheine künstlerisch, stilvoll, monumental, aber die Wände sind von den Gassenbuben bekritzelt, durch die Fensteröffnungen schauen Fetzen schmutziger Wäsche, schmieriges Handwerkgeräth, schlumpige alte Weiber und verwahrloste Rangen heraus, das Akanthusgesims ist ausgestemmt, weil hier ein Blechschild mit den für diesen Stadttheil bezeichnenden Worten: »Geld für Alles!« angebracht wurde, unter der Archivolte geht man in den Branntweinladen und der Venuskopf auf dem Schlusssteine des Thorbogens blickt auf einen Leierkasten herab, auf welchem eine garstige alte Hexe die entsetzliche »kleine Fischerin« einem Kreise von Lehrbuben und barfüssigen Kindern vorspielt. Das echte, richtige Zerrbild einer gewissen Art moderner Vornehmheit!

Wir wollen es aber nicht zu lang machen mit unseren Beispielen. Wohin man schauen mag, strömen sie Einem ja entgegen. Die Bildnisse des Vaters und der Mutter waren sonst die höchsten Zierden des Hauses; sie prangten an dem vornehmsten Platze in der besten Stube, kosteten auch verhältnissmässig viel Geld. Heute können wir uns um ein paar Gulden ein lebensgrosses Brustbild malen lassen, — freilich sind es nur miserable Klecksereien nach Photographien. Einst waren chinesische und japanesische Industrie-Artikel nur in Fürstenschlössern zu finden: kostbare vieux-laques, Porzellans, Emails, Bronzen, Fächer und dem Silberwerth gleichgeschätzte Speckstеinfigürchen. Heute kauft man japanesische Sachen um einen Spottpreis beim Theehändler, das Hökerweib fächelt sich mit einem chinesischen Fächer zum Preise von 10 Kreuzern, freilich ist es nur Rückfahrtsballast der Schiffe, Schund, für Europa gemacht, werthloser Plunder! Als es noch Unterschiede der Kleidung nach den gesellschaftlichen Unterschieden gab, trug das Stubenmädchen und die Köchin zwar nicht dieselben Kleider- und Hutformen wie die Erzherzogin oder Fürstin, aber die

ihnen zukommende Goldhaube oder das Häringsköpfl war schön, werthvoll, geschmackvoll. Heute hat die Küchennymphe denselben Capothut wie die Gemahlin des Kronprinzen auf dem Kopfe, aber er ist eben eine Carrikatur von jenem Ideal der Eleganz und der Vornehmheit. Und so geht es in allen Stücken, im Grossen wie im Geringfügigen!

Man könnte mir einwenden, dass ein grosser Percentsatz des eben geschilderten Vornehmthuens doch nur auf Rechnung des heute ja so hochentwickelten Reclamewesens zu setzen sei. Die einfachsten Dinge werden eben grossartig aufgeputzt, herausgestrichen, um Aufsehen zu erregen und dadurch zum Absatz zu locken. Man könnte sagen, es ist ja nicht so ernst gemeint, wenn in Annoncen und Programmen die volltönendsten Ausdrücke gebraucht werden, wenn da überall und immer nur die höchste Eleganz hervorgekehrt wird, wenn der miserable Laden seine Ausschusswaare unter dem Titel »Europäischer Bazar« ankündigt, wenn der Besitzer eines schoflen Panoramas das armseligste Besuchervolk mit: »Meine Herrschaften!« anredet u. s. w. Ganz recht! Ernst ist es den Unternehmern damit ja freilich nicht und das gefoppte Publikum glaubt seinerseits auch keineswegs wirklich weder an seine Herrschaftlichkeit noch an die Weltberühmtheit des Plunders, für den es seine paar Groschen erlegt; aber eben diese gegenseitige Heuchelei und Verlogenheit ist der beste Beweis für das Vorhandensein eines Kitzels falscher Vornehmheit, der unsere Tage charakterisirt, ohne den eine solche dumme Reclame nicht möglich wäre und auch nicht das daraus folgende Aufsitzen der Menge gegenüber so plumpen Machinationen. Der Producent speculirt eben auf die Eitelkeit der billig vornehm seinwollenden Consumenten und diese acceptiren dessen Schwindelanträge, weil ihnen ein Surrogat von Vornehmheit doch noch lieber ist, als eine entsagende, resignirende Beschränkung auf das Glanzlose jener Einfachheit, die ihren Verhältnissen vernünftigerweise zukommen würde. Die Reclame ist nur eine Folge unseres modernen, schäbigen Drängens nach Noblesse. Mundus vult

decipi! darin liegt das Glück jedes Schwindels, und die Hauptursache, weshalb die Welt betrogen werden will, erklärt sich einfach daraus, weil sie in ihrer Sehnsucht nach höherer Vornehmschätzung freiwillig immer die Augen schliesst, wenn sie auch weiss, dass ihr nur glänzendes Blei statt edlen Silbers in die Hand gegeben wird.

Eine gewisse Art und Richtung moderner Vornehmheit mag mit dem bisher Gesagten genügend gekennzeichnet sein; aber es wäre ein Irrthum, wollte man glauben, damit das Thema erschöpft zu haben. Neben der modernen Surrogatvornehmheit gibt es noch andere Sorten, welche ebenfalls zur kritischen Erörterung herausfordern.

Da stossen wir zunächst auf eine zweite Gattung, welche von der erbarmungswürdigen Vornehmheitssucht der sich Ueberhebenden sehr verschieden ist. Bot uns das bisher Betrachtete ein Bild des ungesunden Wollens aber nicht Könnens, das daher mit jämmerlichen Auskunftsmitteln fürlieb nimmt, so kommen wir nun zu einer Sorte moderner Vornehmheit, der es zwar an Vermögen nicht, doch wohl aber an der Berufenheit fehlt, und das ist die Parvenu- und die Geldprotzenvornehmheit. Diese Species zerfällt aber selbst wieder in gar manche Schattirungen. Die wichtigsten Unterschiede dabei sind folgende. Der Parvenu hat, indem er vornehm erscheinen will, immer das Bestreben, durch den Glanz, mit dem er sich umgibt, vergessen zu machen, dass er einst den Kreisen, welchen Vornehmheit etwas Natürliches ist oder sein sollte, ferngestanden, oder dass, wenn auch nicht er selber mehr, doch der ferne Ursprung seiner Familie damit Nichts zu thun gehabt habe. Nun kann solches auf verschiedene Weise geschehen. Ein Parvenu, der diese Absicht verfolgt, kann ohne Bildung, ohne Geschmack, ohne Kenntnisse sein, obwohl er so kunstsinnig, so feingebildet scheinen möchte, wie ein Amateur und Maecen aus den Tagen Louis quatorze. Er wird dann eben durch ungeheueren Aufwand, Prunk und Verschwendung das ersetzen zu können glauben, was ihm an angeborener Noblesse man-

gelt, und trotzdem auf diesem Wege, wenigstens in den Augen der Kenner und Verständigen, sein Ziel doch verfehlen. Aber es ist auch der Fall sehr gut möglich, dass ein Parvenu und Geldprotz von der Mutter Natur wirklich Geschmack und Feinsinn, sowie durch seinen guten Kopf Verstand und Kenntnisse erlangt hat; er wird nun mit diesen Gaben und Mitteln ausgerüstet, wirklich vornehm sein wollen, — und wird doch gleichfalls nicht reussiren, weil er Eines vergisst, das Eine, dass er immer ein Neuling in seinem Thun ist, dass wahre Vornehmheit stets Tradition haben muss, welche weder materielle Mittel, noch Kenntnisse, noch individuelle Begabung ersetzen können. Wahrhaft vornehm kann man überhaupt niemals sein wollen, man muss es sein müssen und nicht anders sein können. Wo der leiseste Schatten von Absicht obwaltet, ist es mit echter Vornehmheit schon vorbei. Vornehmheit ist ein unbewusster, unbezwingbarer Ausfluss der innersten, angeborenen Natur, sie lässt sich nicht lernen, nicht nachahmen, nicht von der und der Stunde erst ins Werk setzen, sie muss im Blute liegen. Der Sprössling mittelmässig gescheidter Leute kann ein Aristoteles, Newton, Kant oder Goethe sein, der Sohn abgestrafter Eltern ein Muster von Tugend und Ehrlichkeit, nimmer aber wird derjenige eines Kesselflickers sich als echter Gentleman erzeigen können!

Soll damit aber gesagt sein: um wirklich vornehm heissen zu dürfen, muss man der legitime Abkömmling eines Grafen und einer Gräfin sein? Ei, bewahre! Auch der Sohn des Kesselflickers kann vornehm sein in anderem Sinne, vornehm z. B. als Charakter, und als solcher möglicherweise vornehmer als ein Dutzend gesalbter Häupter zusammengenommen, das ist sehr gut denkbar und auch schon öfters dagewesen; wir reden hier aber nicht von der moralischen Vornehmheit, sondern von der culturellen. Zu dieser gehört unbedingt Ueberlieferung, welche an und für sich zwar kein Verdienst und keine Tugend, dennoch aber auch nicht durch die enormsten Anstrengungen, weder durch Genie noch Eifer

zu ersetzen ist. Man wende mir nicht ein, dass schon häufig genug gewandte Hochstapler und Gauner alle Welt glauben machten, dass sie von vornehmsten Blute wären, — derlei Täuschungen beziehen sich bloss auf das Moment des Aeusserlich-Vornehmen. Ein Hochstapler kann wie der Höchstgeborene sich benehmen, sprechen, Luxus treiben, er wird aber immer nur so weit vornehm sein, als es sein Zweck, sein Plan, sein Nutzen erheischt, das wird er sich gut eingelernt haben; wo aber wahre, d. h. von seinem Vortheil getrennte Vornehmheit beginnt, da wird er aus der Rolle fallen. Um ein naheliegendes Beispiel aus der vaterländischen Geschichte zu wählen: ein solcher geschickter Aventurier, und sei er der Sohn eines Galeerensträflings, vermag einen General Bonneval recht gut zu copiren: spielen, Geld vergeuden, intriguiren, Corruption treiben und schliesslich türkischer Renegat-Pascha werden wie er, das wird er zu Stande bringen — einen Prinzen Eugen zu imitiren, Kunst und Wissenschaft ehrlich und ernst um ihrer selber Willen zu fördern, wird diesem Subject aber bei aller Verstellung und Geschicklichkeit nicht gelingen. Mit einem Wort: echte Vornehmheit ist atavitisch und das ist gut so. Kränken wir uns keineswegs mit dem Gedanken: »Ei, warum soll es mir denn nicht ebenso vergönnt sein, vornehm zu sein, wie ein so glücklicher Mensch, dessen Ahnen schon in den Tagen Barbarossa's an der Spitze der Nation standen, blos deshalb, weil mein Vater ein obscurer Tischler war und obwohl ich gerade so gut verstehe, was elegant ist, wie irgend ein dummes Gräflein, das sich nicht einmal Rechenschaft darüber zu geben vermag, warum dem so ist?« Indem Vornehmheit atavitisch ist, bleibt uns in ihr ein köstliches Gut der Vergangenheit conservirt, ein historischer Schatz, eine Tradition der grossen Ahnen, und mag derselbe auch durch die Hände so mancher Kettenglieder gegangen sein, die an sich unbedeutender waren als so mancher gleichzeitige Schuhputzer, so ist es doch besser so, als wenn jeden Augenblick jeder Parvenu und Neuling sie einfach als Löwenhaut auf die

Schulter nehmen könnte, wie er jeden Augenblick seinen Flaus mit dem Frack und der weissen Cravatte zu vertauschen vermag. Es wird so — vielleicht freilich oft durch die degenerirtesten Zwischenposten — doch ein unschätzbares Erbgut der Vorfahren überliefert, während dasselbe zu einem Zerrbild, zu einer Carricatur und Fratze sich gestaltet, wenn es aus der Tradition weicht und ein Jeglicher daran herummodelt, der sich einbildet, dass er die Befähigung zur Vornehmheit auf der Strasse gefunden habe.

Reden wir zunächst von dem Parvenu, welcher den Abgang wirklicher Vornehmheit nur hinter seinen Reichthum, seine Protzigkeit verstecken will, um zu scheinen, was er nicht ist. Von dieser Gattung ist schon so oft geschrieben worden, dass es überflüssig scheint, nochmals darauf zurückzukommen. Ihm mangeln alle Fähigkeiten, alle Kenntnisse, er sieht nur, dass man kaufen kann, was Glanz verleiht. Freilich geräth er dabei oft auf den Holzweg. Dahin gehört die Banquiersfrau, welche entrüstet einen Antrag, Tizian's und Rubens' zu kaufen, zurückweist, indem sie bemerkt, sie könne, Gott sei Dank, neue Bilder genug erwerben und brauche nicht alte zu kaufen, die schon weiss der Himmel wer besessen habe. Diese Gattung Vornehmer sind ja längst schon zu Lieblingsfiguren der Witzblätter und der Possen der Vorstadtbühnen geworden, man kennt sie, diese Kunstfreunde, für welche das etwas derbe, aber nicht üble Wort: Maecenasinusse, etwas milder auch: Kunst-Mezzanine, Halbstöcke der Kunst gewissermassen, erfunden worden ist. Dass sie in unseren Tagen geradezu zu einem Zeichen der Zeit geworden, kann nicht Wunder nehmen. Wenn's regnet, mehren sich die Pilze; der rasche Wechsel des Geldes, das Fluctuirende des Eigenthums, die immer grösser werdende Unsicherheit des soliden Besitzstandes sind die Niederschläge, welche den Humus für diese Fliegenschwämme präpariren. Der Vater war ein Schnorrer, der Sohn ist Millionär, der Enkel dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach wieder schnorren, wenn nicht Schlimmeres — das ist heutzutage eine sehr

normale Wahrnehmung. Die alten, soliden Familien mit der grossen, sicheren Habe, wie sie Jahrhunderte lang bestanden, so sicher, dass man eine Störung ihrer Verhältnisse nur unter der Annahme furchtbarer Kriegs- oder Elementar-Katastrophen für denkbar halten konnte, die sind, mit wenigen Ausnahmen, verschwunden; dagegen ist Niemand sicher, ob er in einem heute im Wirthshaus mit Cravatten hausirenden Biedermann nicht einen künftigen Villa- und Equipagenbesitzer zu gewärtigen habe.

Der unter solchen Verhältnissen prächtig emporgeschossene Fliegenschwamm ist in unseren Tagen aber keineswegs mit seinem raschen, üppigen Wachsthum zufrieden — er möchte Ananas oder Goldorange scheinen, die da edle Gewächse sind und nur langsam unter den Strahlen der stolzen Sonne reifen. Dieser Parvenu und Geldprotz wird im culturellen Sinne ein Schaden und eine Gefahr nur durch seine Anzahl, durch seine starke Verbreitung. Wo er nur einzeln und selten auftaucht, ist er ganz unschädlich, ja durch das Humoristische, das er in diese ernste Welt setzt, entschieden wohlthätig wirkend. In günstigen, gesunden Zuständen des volkswirthschaftlichen Lebens, wo ein wohlhabender Bürgerstand und eine blühende, reiche Aristokratie vorhanden sind, möchten wir einige derartige Sumpfpflanzen immer gerne dazwischen haben, denn ihr aufgedonnerter, lächerlicher Luxus, dem jede andere Grundlage als der Geldsack mangelt, ist da eine nützliche, lehrreiche Folie, sowohl für den behäbigen, behaglichen Wohlstand des Mittelstandes, als für die glänzende, echte Herrlichkeit des Vornehmen. Beiden ist sein Treiben dann ganz ungefährlich und nur eine kostbare Quelle für die satyrische Poesie. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn Bürgerstand sowie Adel verarmen und die Parvenu-Geldprotzen nicht mehr eine lustige Rarität, sondern etwas Häufiges, ja Gewöhnliches, eine eigene Classe sozusagen geworden sind. Dann geben *sie* den Ton an und ihre Erscheinung hat wahrhaftig nichts Komisches mehr! Die Blumen und Früchte des Luxus, der Kunst und alles

Schmuckes des Daseins gedeihen dann nicht mehr im freundlichen Gärtchen des Bürgers und nicht mehr im vornehmen Parke des Grossen. Jenes hat der Hagelschlag vernichtet, dieser ist verwildert und verödet. Die kostbaren Gewächse, welche hier und dort vordem grünten, sind nun auf einen neuen Boden gewaltsam verpflanzt worden, welchem gar mannigfacher und seltsamer Dünger ein übereiltes Wachsthum verleihen muss. Nun geht ein ordinärer Bursche zwischen den köstlichen Blüthen dahin, für dessen wahres Bedürfniss und Gefallen Zwiebel und Rübe denselben Werth haben würden; ein Individuum, welches sich auch im Stillen gesteht, dass ihm diese simplen Producte eigentlich lieber wären, als der vornehme, ihm bisher fremd gewesene Plunder, dem aber alle die nicht eben ganz leichten Aufgaben seines Glückwechsels d e n süssen Reiz gewähren, dass er fühlt, er habe im Nu zusammengerafft, was Andere nach langem Besitz verloren, er schwelge in den Trümmern einstiger, wohlgeordneter Zustände. So ist er ein Strandräuber, der sich mit den Gütern des gescheiterten Schiffes bereichert; natürlich gibt er sich nicht viel darüber Rechenschaft, ob er diese Schätze vernünftig, schön und edel sich zu Eigen mache. Die Münchener Fliegenden Blätter brachten einmal eine drollige Geschichte von afrikanischen Kannibalen, welche Europäer in ihre Gewalt bekommen hatten, und da war nun ein köstlicher Menschenfresser-Philister zu sehen, welcher einen prachtvollen Pariser Damenhut auf seinem struppigen Schädel trägt, einen Staatsfrack mit den Schwalbenschwänzen auf der Brustseite seines nackten Körpers angezogen hat und auf der unrechten Seite durch einen Operngucker sehen will. Diesem biederen Zulu gleicht auch jene ganz rohe Species von Parvenu-Geldprotzen als Repräsentanten moderner Vornehmheit, welche wir zunächst im Auge haben, indem auch sie keine Ahnung davon haben, dass solche Kostbarkeiten zu besitzen noch keineswegs ausreiche, um vornehm zu sein.

Und worin besteht der gewaltige Schaden, den das lustige Emporwuchern solcher Pilze verursacht? Der wirth-

schaftliche ist nicht der einzige, es kommt noch ein enormer moralischer Schaden dazu. Das Parvenu- und Protzenthum wurzelt nicht nur auf dem Untergange früherer, glücklicher Existenzen, vernichtet nicht allein das materielle Wohlsein der übrigen gesellschaftlichen Ordnungen und mästet sich von deren Blute — sein Streben nach ephemerem Glanz und Schimmer verpestet überdies noch andere Factoren, mit denen es sonst kaum Etwas zu thun hätte. Hat ihn Speculation, Schwindel, Wucher und noch Schlimmeres mächtig werden lassen und zu dem Punkte gebracht, wo aus dem Gefühl der lange durchgemachten Entbehrung, Armuth und Geringschätzung der Drang nach Geltung, Bewunderung und Vornehmschätzung unwiderstehlich erwacht ist, dann zieht diese ekelhafte Spinne noch andere Fliegen in ihre Netze. Kunst, Poesie, Industrie und was sonst das Leben schön gestaltet, haben einen neuen Herrn bekommen. Ihre alten, naturgemässen Förderer und Gönner hat ihnen dieses Ungeheuer verschlungen; der Künstler geht nun vergebens an das alte gastliche Bürgerhaus, vergebens an die Pforte des stolzen Palazzo, wo er dereinst willkommen gewesen, wo er materielle wie geistige Nahrung in reichem Masse gefunden hatte; das Bürgerhaus ist vom Proletariate besetzt und der Palazzo hallt nicht mehr von glänzenden Festen. Dort ist die Verarmung eingezogen und hier wenigstens die Einschränkung — die arme Kunst hat es aber nun schon einmal so vom Geschicke mitbekommen, dass sie nicht dazu geeignet ist, mit den Hungernden zu hungern und mit dem Oekonomischen auf Ersparnisse zu sinnen. Sie kann nur leben, wo Reichthum blüht, sie geht eben nach Brot. Die Kunst als idealer, geistiger Factor ist neben dem Protzenthum natürlich schon von vornherein todt, aber für die Künstler als Menschen hat die Sache eben noch nicht ihr Ende. Sie müssen und wollen leben und wenn die übrigen Quellen versiegt sind, welche sie bisher nährten, wenn fast nur aus dem Postamente des goldenen Kalbes noch der Brunnen fliesst, so treibt sie das Gebot der Selbsterhaltung eben auch

nach diesem unreinen Strahle hin. Und darin liegt das moralische Verderbniss, der geistige Schaden, den die moderne Vornehmheit des Parvenuthums anrichtet. Nun gründet der ehemalige Schnorrer, dem zu Zeiten seines ersten Aufstrebens eine Schachtel Zündhölzer oder eine alte Hose mehr werth gewesen als Goethe's Tasso oder Beethoven's Heroica, einen Musenhof; nun zwingt der übermüthig Gewordene Gelehrte, Dichter, Musiker, bildende Künstler, Schauspieler an sich heran, spannt sie an den Triumphwagen seiner flüchtigen Fortuna und empfindet eine rohe Lust darin, zu sehen, wie selbst die Besseren unter ihnen huldigend folgen müssen, weil sie die unerbittliche Nothwendigkeit der Existenzerhaltung dazu zwingt, weil andere sociale Factoren ausser ihm nicht mehr im Stande sind, diesen unnützen Vögeln Futter zu bieten in unseren harten, trostlosen Zeiten! Die Besseren unter ihnen mögen immerhin zähneknirschend dem vergoldeten Wagen nachkeuchen; sie müssen dennoch folgen, das ist das brutale Vergnügen des Parvenu's, der sich dabei an die Tage erinnert, in denen jeder dieser Schriftsteller, Maler, Musiker für ihn ein »gnädiger Herr« war, Leute, deren Jahreseinnahmen nun gerade ausreichen dürften für den Bedarf an Battisttüchern seines Fräuleins Tochter.

Aber selbst in dem Entwürdigenden dieses Zustandes liegt noch nicht das Allerschlimmste. Das Schädlichste ist die allmälige Vernichtung jedes Ideals, die Vergiftung des geistigen Strebens unter der Oberherrschaft des ungebildeten, arroganten und eitlen Protzenthums. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, aber gewiss auch nicht zwischen Düngerhaufen. Die Satelliten jener unreinen Gestirne gerathen immer in den Dunstkreis derselben hinein, und wenn einst Poesie und Kunst in ihrem gesunden Verkehr mit einem kräftigen, freien Bürgerthum sich eine gesunde, frische Kraft und Natürlichkeit, wenn sie im Umgange mit den wahrhaft Vornehmen sich stolzen Prachtsinn, Glanz und Würde zu Eigen machten, so ziehen sie nun folgerichtig auch von ihrer neuen Gesellschaft all' dasjenige an, was diese als

Verderb aus allen Poren ausströmt. Sie meiden nun ängstlich jeden Ernst des Gedankens und Gefühles, sie tändeln, witzeln und höhnen nur; sie fürchten sich vor allen Idealen und machen dieselben darum lieber im Voraus lächerlich; sie sagen sich von aller Tradition und Geschichte los, denn auch ihr neuester Gönner hat keine Geschichte oder nur eine sehr kurze und wenig rühmliche; sie huldigen den Effecten und schwindeln in ihrer Technik, wie ihr Gönner stets nur durch Effect und Schwindel gross geworden ist; sie setzen an die Stelle des Gesunden und Einfachen das Pikante und Raffinirte; wollen immer mehr emporsteigen, indem sie zu immer Tieferem herabsinken und die Muse ist endlich zur Metze geworden: frech, verlogen, habsüchtig, schamlos und doch tief unglücklich dabei!

O, es gibt nichts Erbärmlicheres, Entwürdigenderes als das Bild eines solchen modernen, vornehmen Parvenu-Salons! Aeusserlich ist Alles der vornehmsten Welt, dem höchsten Gesellschaftskreise genau nachgeahmt, ja, was Kosten und Aufwand betrifft, oft noch geflissentlich weit überboten, in welch' letzterem Punkte, in welchem Uebermasse sich dann eben das angeborne Ordinäre nicht selten wieder manifestirt, denn Masshalten ist eine schwere Kunst! Der Gast, welcher selbst in dem königlichen Hause eines Alexander's sein Staunen über die Kostbarkeiten des Buffets geäussert haben würde, wäre von der dortigen, wirklich vornehmen Gesellschaft belächelt worden. Im Hause Alexander's wird von einem Service aus purem Golde nicht mehr Notiz genommen, als wäre es von Thon, denn, dass es Gold sein muss, ist dort selbstverständlich; dein protziger Wirth aber vermag die Bemerkung nicht zu unterlassen, dass er das Service bei der letzten Auction dem Herzoge X. um soviel tausend Francs abgerungen habe, und die Cigarre reicht er dir mit den Worten: »Da, rauchen Sie einmal etwas Extrafeines!« Dieselbe Cigarre kostet ihm genau dasselbe wie dem Herzoge X., aber bei diesem rauchst Du sie ebenso ohne allen Commentar, wie bei einem schlichten Bürger,

der Dich zu Tische gebeten, eine Britannica. Das ist der Unterschied!

Und all' diese Pracht, diese Herrlichkeit geniessen Menschen, welche sehr genau wissen, wie sie erworben sind die Schätze des Protzenhauses. Morgen um dieselbe Stunde werden sie daheim sich mit einer Tasse Thee und ein paar Schnitten Schinken begnügen; heute schwelgen sie von den Leckerbissen, die ihnen vielleicht Wuchergeschäfte auftischen, und als Gegengabe bringen sie allen Aufwand ihres Geistes, ihres Witzes, ihres Virtuosenthums, ihrer Declamations- oder Malerkunst entgegen. Aber sie verlassen die unheimliche Schwelle keineswegs, wenngleich ein prophetischer Kopf auf denselben Parquetten im Geiste schon die Gestalt eines Gerichtsbevollmächtigten erblicken mag, der hier unfehlbar einmal seinen Einzug halten wird, oder einen Mann mit zerschossenem Kopf, der diesem Besuch zuvorkommen will — sie bleiben! Und der edle Hausherr, welcher sich in diesem Kreise so wohlfühlt, er weiss ganz genau, was seine werthen Gäste von all' dem Schimmer wissen, und denkt sich auch, was sie denken werden, wenn einmal der Mann des Gesetzes erschienen sein wird, oder wenn der andere Mann mit dem zerschossenen Kopfe — — — — aber, auch er läuft nicht in die finstere Nacht hinaus, sondern bleibt und ist sehr vornehm. Und dann geht in der Regel im Hintergrunde eine Tapetenthüre auf, die in die inneren Wohngemächer führt, und es tritt ein mageres, altes Männchen in den strahlenden Salon. Seine Toilette ist dürftig, sein Benehmen scheu und linkisch, er grüsst ängstlich und unterwürfig nach allen Seiten, spricht nichts und verliert sich sehr bald wieder; Herr und Dame des Hauses stellen ihn flüchtig mit einiger Verlegenheit als den Papa vor und gehen rasch auf ein anderes Gesprächsthema über. Der armselige Alte ist es aber, der die Millionen zusammengescharrt hat, mit Hilfe deren der Sohn nun modern vornehm thut; er ist vor einem Menschenalter mit dem Sacke auf dem Rücken bei einer Barrière der grossen Stadt hereingeschlichen, jetzt

schleicht er durch die Tapetenthür wieder in sein Schlafzimmer zurück, um die noblen Gäste nicht zu stören, deren ganze Herrlichkeit er geschaffen hat, der arme Hausirer von dazumal, der Ahnherr des vornehmen Hauses!

Wenden wir uns indess ab von dieser im Grunde doch höchst ordinären Classe plötzlich vornehm Gewordener, sprechen wir von den freilich selteneren Emporkömmlingen, welchen all' die lächerlichen Schwächen nicht nachgesagt werden können; welche bei ihrem Maecenatenthum und ihrer Kunstschwärmerei, Noblesse und Prachtentfaltung nicht blos nachäffen, ohne Verständniss und eigenen Geschmack zu besitzen, um sich natürlich dann in Einemfort zu blamiren zum geheimen Gaudium ihrer ehrenwerthen Schmarotzer. Es gibt ausserdem noch eine verschiedene Species. Sie haben Begabung, Geschmack und Sinn für den Glanz des Lebens und seine feinen Genüsse, sie lernten auch mit Aufmerksamkeit aus Büchern und auf Reisen solche Gaben der Natur pflegen und veredeln; sie hängen nicht urtheilslos von den Directiven ab, welche ihnen der Haushofmeister, der Tapezierer oder der Antiquitätenhändler ertheilt; sie geben nicht blos das Geld dazu her, sondern wandeln selbstständig ihre Bahn. Solche Leute pflegen dann auf der doppelten Basis ihrer enormen Mittel und ihrer eigenen Befähigung zur Vornehmheit glänzende Häuser zu führen, welche an die Hofhaltungen gekrönter Häupter heranreichen, ja sie wissen zuweilen sogar noch grösseren Reichthum zu zeigen als diese — und sind trotzdem nicht wahrhaft vornehm!

Der erste Eindruck, den man in dem prachtvollen Palast dieser Nabobe hat, ist zuweilen, ich gestehe es, auch für den Kenner, der viel Grossartiges gesehen hat, ein verblüffender. Die gleichmässige Vorzüglichkeit sämmtlicher Dinge, die hier vor Augen stehen, neben welchen gar nichts Mittelmässiges, kaum einmal ein Gegenstand, welcher zweiten Ranges wäre, begegnet, bringt eine geradezu frappirende Wirkung hervor, wenn man sich erinnert, dass auch in den weltberühmten Kunstgalerien der Erde neben Meisterwerken

höchsten Rufes auch mindere Stücke vorkommen. Solches dulden aber diese feinen Kenner durchaus nicht. Um die ungeheuersten Summen wissen sie sich in den Besitz der höchsten Seltenheiten, der kostbarsten Unica zu setzen und ihren Stolz macht das Bewusstsein aus, dass ein König ihnen nur einige Nummern seiner Schatzkammer anbieten dürfte, en bloc würden sie dieselben gar nicht nehmen. Im ersten Augenblick denkt man unwillkürlich: diese Sammlung ist vornehmer als das grüne Gewölbe, die Ambrasersammlung, die reiche Capelle in München, denn sie besteht aus Nichts als Cimelien, was man von jenen doch nicht sagen kann. Jedoch, es ist eben nicht das Vornehmste, nur Dinge ersten Ranges zu besitzen. Hier ist wieder weniger mehr. Warum finden wir in jenen Cabineten nicht bloss lauter Prachtstücke allerersten Ranges, sondern daneben auch manches bescheidenere Object? Ganz einfach: weil jene alten Cabinete so eben im Verlaufe der Jahrhunderte geworden sind. Jene berühmten Sammlungen waren seit Jahrhunderten Familienbesitz grosser, geschichtlich berühmter Geschlechter; was ihren Inhalt bildet, ist ein fortlaufendes Zeugniss der culturellen Zustände, des Kunststrebens in dem betreffenden Hause und es besitzt daher dort auch ein bescheidenes, untergeordnetes Object in seinem Bezug zu dem bedeutenden Ganzen oft grosse Wichtigkeit, vornehmes Interesse. Die Vornehmheit dieser zuweilen auch ganz schlichten Dinge besteht immer in ihrem nachweisbaren Connex mit grossen historischen Facten, Personen, Zuständen. Die ganze alte Collection ist, wie sie ist, ein Monument der Cultur der Menschheit und deshalb vornehm im höchsten Sinne. Daran reicht aber die verblüffende Sammlung von lauter Prachtstücken jener reichen Kunstliebhaber bei all' ihrer Herrlichkeit nicht heran; denn was haben alle die grossartigen Schätze mit ihnen zu thun? Nichts! als dass sie, wenn sie eine Seele hätten, sich wundern müssten, dass sie in dieses Eigen gelangten, nachdem sie vordem heute verschollene, gewiss merkwürdige Geschicke gehabt hatten. Die Provenienz ist es, was den Schätzen eines

Museums ihren Adel verleiht, was sie vornehm macht — um die Provenienz kümmert sich aber so ein steinreicher Mann gar nicht, oder er vertuscht sie sogar, wenn sie bekannt sein sollte, denn er will nur den kostbaren Schmuck aus dem Cinquecento, welcher jene Riesensumme kostete, besitzen; dass derselbe einst der Familienschmuck dieser oder jener celebren Familie war, hat für ihn weiters gar kein Interesse. In den grossen Cabineten berühmter Häuser weiss man von jedem Gegenstande, warum es sich hier befindet, kennt die Familienglieder, welche ihn erworben, erbten etc. Alles ist Denkmal, Erinnerung, Geschichte und darum vornehm. Der moderne Croesus weiss nur aus welcher Auction, aus welchem Trödelladen, bei welchem Zusammenbruch eines alten Hauses und Besitzstandes seine Agenten ihm dies und das aufgetrieben haben. — Alles ist nur Kauf, Geschäft, Geldangelegenheit und darum nicht vornehm, so werthvoll, so theuer, so selten, so kostbar das Einzelne immerhin auch sein mag. An sich ist's vornehm, aber bei Vielen dieser unserer Reichen ist es nicht vornehm!

Das Zustandebringen dieser Schätze, die Art und Weise ihrer Erwerbung ist es also, was ihnen die Vornehmheit benimmt, mögen sie mit ihrem Werth auch alle Cabinete der ältesten Fürstengeschlechter schlagen. Und wenn dann überdies der Kenner hie und da mitten unter den wundervollsten Kleinodien echter alter Kunst mit langem Gesichte auf einen Gegenstand stösst, mit dessen Ankauf der gute Mann denn doch einem seiner Helfer und Lieferanten einmal recht aufgesessen ist; wenn so ein recht böses Factum sich unter den grossartigen Schätzen um so fataler ausnimmt, dann kommt so recht diese Art Kunstsinn zur wahren Geltung. Wir schweigen discret und gehen vorüber. Er aber geleitet uns freudig in einen anderen Salon, von dessen Wänden wir Kaiserinnen, Fürsten, Heerführer, Dichter, Künstler der Vergangenheit in ausgezeichneten Gemälden herunterblicken sehen. Wenn in dem ärmsten, heruntergekommensten Adelshaus irgend ein Porträt dieser Art uns

vorkommt, so wissen wir im Voraus, es hängt hier, weil dieser Fürst einmal die Familie irgendwie begnadete, weil ein früheres Glied derselben mit dem und dem berühmten Helden verwandt war, weil ein Ahnherr in den verschwundenen Tagen des Glanzes diesen Poeten oder jenen Maler gefördert hatte — hier aber — was haben all' diese Fürsten des Ranges oder des Geistes mit dem Parvenu zu thun? Er hat das Bild einfach gekauft, weil es schön, kostbar, wahnsinnig theuer, nur Wenigen erschwinglich war, und weil es den Feinschmecker kitzelt, heute sein Zimmer mit alten Kaisern zu tapezieren. Vornehm ist das aber keineswegs!

Auch in seiner Sammellust als Antiquitäten-Liebhaber fehlt dem modernen Nabob die wahre Vornehmheit, wenn sich sogar auch nur die alten historischen Museen mit seinen Kostbarkeiten sollten messen können. Er ist nämlich stets beflissen, den öffentlichen Kunstbesitz zu berauben, indem er jegliches werthvolle Object, welches als Eigen einer Stadt, einer Kirche, einer Innung oder sonstigen Körperschaft bisher gewissermassen Allen gehörte, wenn sich irgend eine Gelegenheit ergibt, aufzukaufen trachtet. Frägt man nach berühmten Prachtpokalen, Trinkhörnern, Tafelaufsätzen etc., die gar lange als Eigenthum dieser Gemeinde oder jener alten Zunft bekannt waren, frägt man, wohin sie mit einem Male gerathen seien, die stete Antwort lautet: In das Haus jener Leute. In diesen Häusern sind und bleiben sie dann aber der Welt für immer entzogen, nur Wenige kommen in die Lage, solchen Privatschatz gesehen und bemerkt zu haben, wie jene Denkmäler unserer Geschichte, unseres alten Kunstfleisses dort nicht etwa als eine nutzbringende Sammlung, sondern als Nippessachen zur blossen buntscheckigen, sinnlosen Decoration in allen Salons zerstreut stehen. Kaiser und Könige haben ihre Kunstschätze in Museen vereinigt, gewähren Jedermann den Zutritt in dieselben und fördern damit Wissenschaft, Kunst und Geschmack. Das ist vornehm. Die letzten Reste unseres alten öffentlichen Kunstbesitzes zu

erwerben, sie dann in unnahbaren Räumen der Welt zu entziehen und dortselbst unwürdig, nach Modegeschmack zu placiren, das ist aber, mag's auch Millionen gekostet haben, doch nicht nobel. Der grosse Römer Marcus Vipsanius Agrippa, der Sieger bei Aktium, der berühmte Kunstfreund, dessen Namen noch die Inschrift des Pantheon's verkündet, hielt einmal eine Rede de tabulis omnibus signisque publicandis, quod fieri satius fuisset quam in villarum exilia pelli. Dieser gewaltige Römer, der Schwiegersohn und Freund seines kaiserlichen Herrn, dachte eben anders über die Liberalität, mit welcher ein wahrhaft kunstliebender und vornehmer Mann mit den ihm gehörigen Schätzen der Kunst der Oeffentlichkeit gegenüber sich benehmen solle. Und diese Rede, in welcher Agrippa die Reichen aufforderte, ihre Kunstwerke der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten, nennt Plinius eine oratio magnifica et maxumo civium digna. Mit vollstem Rechte. Schätze der höchsten und feinsten Culturblüthe dem geistigen Nutzgenuss entziehen, sie aus ihrem alten historischen Rahmen reissen, für immer unter Schloss und Riegel legen, weil das der Millionär-Eitelkeit schmeichelt, und sie dabei auch noch zu Einrichtungsstücken entwürdigen, das ist nicht maxumo civium dignum, sondern trotz alles Aufwandes ein Zeichen geringer Denkweise so vornehmen Dingen gegenüber.

Indem unser Vorhaben dahin gerichtet ist, in diesen Zeilen von der modernen Vornehmheit, d. h. einer unechten, unrichtigen Vornehmheit, zu handeln, welche sich von der wahren alten Noblesse bedenklich unterscheidet, erübrigt uns noch eine Gattung, noch eine Richtung derselben, denn das Uebel gibt sich auf mehr als eine Art kund. Wir haben von der armseligen, nothdürftigen Vornehmheit, ferner von der brutalen Parvenu-Noblesse gesprochen; es gibt aber noch eine falsche Vornehmheit heutzutage und das ist diejenige, welche wenigstens ein grosser Theil der wirklichen Vornehmen, des Geburtsadels, mit Vorliebe cultivirt, eine Species, welche sich von den beiden vorgenannten Kategorien

sehr wesentlich, ja absichtlich, oppositionell unterscheidet, aber doch gleicherweise eine Verirrung und darum ein Schaden für das Gemeinwesen und die gesammte culturliche Entwicklung ist.

Die Frage liegt sehr nahe: wie mag und kann sich der echte Adel gegenüber den allseitigen Bestrebungen aller Welt nach Vornehmheit verhalten? Die Aufhebung der Schranken, welche in socialer Beziehung jahrhundertelang die Menschen von einander schieden, hat es mit sich gebracht, dass heute Jedem Jedes anstrebbar ist, dass die vornehme Welt heute überall ist, wo man eben Lust hat, vornehm zu sein. Es gab einst Bauern, Bürger und Herren, darunter arme und reiche Bauern, arme und reiche Bürger, arme und reiche Herren. Jeder dieser Stände hatte seine Vornehmheit, aber seine ganz eigenthümliche Vornehmheit. Der reiche Bauer unterschied sich durch eine ganze Reihe von Vorzügen von den armen, aber er ertrug es vollkommen ruhig, dass seine höchste Vornehmheit von dem ärmsten Stadtbürger über die Achsel angesehen wurde. Ebenso entfaltete der reiche Patricier in seiner Art Glanz und Pracht genug, aber es fiel ihm keinen Augenblick ein, sich deshalb über den hungrigsten Krautjunker zu setzen, der trotz aller seiner Nöthen doch ein wirklicher Edelmann war. So war Alles in Kategorien eingetheilt und gab es eine Vornehmheit der Bauern, eine bürgerliche und eine adelige. Und das war sehr gut. Jeder konnte in seinem Stande das Höchste erreichen, mit Fug und Recht anstreben, ohne dass er Andere zu beneiden brauchte, die ausserhalb desselben standen. Heute eifert und strebt Jeder, vom untersten, miserablesten Schnorrer, nicht den Besten seines Standes, sondern überhaupt nur den Allerersten auf der gesammten Welt Gottes nach, die höchste Vornehmheit ist auch das Ziel des allerordinärsten Kerls — freilich nicht das, was er erreicht, aber doch dasjenige, was er wenigstens anstrebt, ohne einen Augenblick vor dem Unsinn zurückzuscheuen, welcher ihn veranlasst, es zu thun. Sobald nun einmal die Sache so steht, sobald der echte Adel sein ur-

altes Vorrecht verloren geben muss, kann er sich auch nicht darauf einlassen, mit den neuen Rivalen zu concurriren. Denjenigen matt zu stellen, der die Vornehmheit doch nur mit Surrogatmitteln anstrebt, wäre unter seiner Würde, und demjenigen gegenüber, welcher sein Vornehmheits-Ideal nur auf seinen Geldbeutel setzt, ist heute der alte Adel sehr oft kaum in der Lage aufkommen zu können. So bleibt ihm denn nichts übrig, als das Gegentheil des Prunkes zu affectiren: die vornehme Einfachheit.

Wenn es in früheren Zeiten jedem Menschen ganz selbstverständlich schien, dass Pracht und Prunkentfaltung, Luxus, Kunstförderung und Aufwand den höheren Ständen als Domäne zugehörten, wenn diese Bevorzugten der Gesellschaft Glanz und Herrlichkeit, selbst bis zur Verschwendung und Tollheit, als eine von ihrem Wesen unzertrennliche Sache zu betrachten gewohnt waren, wenn sie sich dabei ganz in ihrem natürlichen Elemente fühlten, so ist das nun freilich sehr anders geworden. Schon das Bewusstsein, diesen Vorzug nunmehr theilen zu müssen mit anderen Factoren, musste seinen Werth bedeutend verringern und die sehr inferiore Qualität der Mitbewerber von heute, wirft auf die Sache geradezu einen Flecken. So hat die Vornehmheit, soweit sie sich in äusserem Pomp und Prunk bethätigt, für die Hochgebornen ihren besonderen Reiz eingebüsst, ja, wie eben im Culturleben so häufig plötzliche Umschläge und Contraste einzutreten pflegen, das Entfalten eines gleissenden, funkelnden Luxus, der unter Maria Theresia dem hohen Adel noch unentbehrlich war, wurde mit einemmal im Gegentheil ordinär. Mit einemmal hiess, was früher würdevoll, majestätisch genannt wurde, aufgedonnert, prahlerisch, unfein, geschmacklos. Das Gold und die flimmernden Steine, die schillernde Farbenpracht, die kostbaren Stoffe, die federngeschmückten Rosse, die reichgestickten Kleider, Alles kam in die historische Rumpelkammer; indem aber doch Etwas vorhanden sein muss, was dem Stolz der obersten Classen als Besonderheit entspricht, so wählte man das andere Extrem

und erklärte die äusserste Einfachheit als das wahrhafte, eigentliche Vornehme.

Diese vornehme Einfachheit der Grossen ist aber bisweilen eine ungeheure Heuchelei, und dabei eine höchst geschmacklose, geistlose, den Künsten und Gewerben sehr schädliche Heuchelei. Sie begegnet heute keineswegs zum erstenmal, sondern ist ein culturhistorisches Symptom, dessen Wiederkehr an ganz bestimmte Gesetze gebunden ist. Als Augustus seinen Fuss auf den Nacken der stolzen Roma gesetzt hatte und das Weltreich zum erstenmal einem Einzigen gehorchen musste, da gefiel es dem allmächtigen Imperator, dem alle Schätze dreier Welttheile auf den Wink des Fingers zu Gebote standen, bisweilen und in gewisser Richtung republikanische Sitteneinfachheit zu — affectiren. Ueber den Trümmern der Republik in der That ein Hohn. So erzählt uns Sueton, dass der Sieger von Aktium es liebte, seinen guten Unterthanen das Beispiel bürgerlich schlichter Sparsamkeit zu geben. Der Kaiser trug keine anderen Gewänder, als diejenigen, welche seine Gemahlin Livia und ihre Frauen daheim am Webstuhl angefertigt hatten. Sein Töchterlein Julia, die zügellose, ausschweifende Schwelgerin, fügte sich derselben Komödie und liess sich von Stiefmutter und Tante in den Prachträumen des kaiserlichen Palatiums willig zum Spinnen von Wolle anhalten, später freilich gab die Stolze, wie uns Makrobius berichtet, Einem, der sie in ihrem wahnsinnigen Leben an die Oekonomie des Kaisers zu mahnen wagte, die Antwort: »Wenn er vergessen darf, dass er Kaiser ist, so muss ich mich erinnern, dass ein Kaiser mein Vater sei«.

In der neueren Zeit ist die Geburtsstunde jener vornehmen Einfachheit die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen. Mit dem Aufdämmern der Ideen, welche der Revolution vorausgingen, mit dem Triumphe der rationalistischen Reformgedanken in Staat und Gesellschaft, für Oesterreich mit dem Josephinismus, hielt diese neue seltsame Errungenschaft ihren Einzug, es war gleichzeitig die Todesstunde für die Kunst, für allen Prachtsinn, guten Geschmack und feinen Stil des

Lebens auf gar lange Zeit. Waren es zuerst die philantropischen Schwärmereien der Encyklopädisten, die Humanitätsideen, die Rousseau'schen Lehren, welche die alte Prunkliebe Einzelner an den Pranger stellten, Principien, welche manche Anhänger auch in den hochgeborenen Kreisen zählten, was der gewohnten Luxussucht Zügel anlegte, so folgten alsbald die Entsetzen der Guillotine und vertrieben auf geraume Zeit dem Adel die Lust an Ueppigkeit und Herrlichkeit. Dann kamen die langen, erschöpfenden Kriege, welche das Mark der Länder aussogen, und als es endlich wieder Friede wurde, da erhob man die Sparsamkeit, die höchste Einfachheit zum ersten Staatsprincipe, worin die damaligen Monarchen ihren Unterthanen mit dem glanzlosesten Beispiel voranzugehen wussten. Heute ist nun nicht nur von dieser Raison der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch ein sehr lebendiges Bewusstsein in unserer Aristokratie erhalten geblieben, es kommt ausserdem noch ein weiterer Umstand hinzu, welcher sie von der ehemaligen Prunkliebe zurückscheuchen muss: die bereits erörterte Concurrenz der Talmi- und der Protzenvornehmheit, die es ihr auch bei bestem Willen gar nicht mehr möglich macht, im alten Stile vornehm zu sein, erstens, weil es gar nicht mehr vornehm ist, glänzend aufzutreten, wo jeder Börsianer denselben Schimmer erstrebt, zweitens, weil es, den allgemein gewordenen Luxus durch Extravaganzen zu übertreffen, heute der Aristokratie im Allgemeinen theils an den Mitteln gebricht, theils aber geschmacklos erscheinen muss. Es gibt freilich in diesem Dilemma einen Ausweg und ein sehr naheliegendes erhabenes Beispiel liefert den besten Hinweis darauf, dass sich die nun einmal unvermeidliche Einfachheit der höchsten Stände heute sehr wohl mit Aufwand und Glanzentfaltung verbinden lässt. Es braucht ja nur die Erstere blos auf das Privatleben und das Persönliche beschränkt zu werden, die Anderen aber dort in ihrer vollen Kraft zu verbleiben, wo es sich um Förderung gemeinnütziger Zwecke, Kunst und Wissenschaft vornehmlich, handelt. Wo diese Eintheilung herrscht, wird dann die private Einfachheit heute freilich zur höchsten

Vornehmheit, zu einem leuchtenden Beispiele; wo sich aber hinter dem nunmehr begreiflichen Zurücktreten von allem persönlichen Luxus zugleich auch Ablehnung jeglicher Theilnahme an den Aufgaben idealer Art verbirgt, da ist die Einfachheit der Grossen eine sehr verwerfliche Sache.

Fassen wir jedoch blos das gesellschaftliche Verhältniss des wahren Adels zum Protzenthum in's Auge, schauen wir nur auf die lächerlichen Anstrengungen des Letzteren, sich mit allem kostspieligen Flitter zu überhängen, so kann man es wohl begreifen, dass die Ersteren die Concurrenz verächtlich aufgegeben haben und sich selbst bis zum carricaturmässigen Gegentheile verirren konnten.

Auf diese Weise sind die grau gekleideten Comtessen in die Culturgeschichte gekommen, die Fürstenkinder in Cattun, Mousselin und Barege, die einst nur Brocat und Genuesischen Sammt, vieux Bruxelles und Argentan getragen hatten. Die hochgeborne Proles, welche in angestrichenen Betten schläft und von ordinären weissen Tellern speist, die alten Damen, welche nicht mehr Gold zupfen, sondern blaue Wollstrümpfe stricken, die jungen Herren, die längst nicht mehr an gestickte Westen vom Werthe eines Landhauses denken, sondern in Lodenröcken und Bauernkitteln über ihre Felder spazieren. Bisweilen kann man sich freilich über diese Einfachheit seine eigenartigen Gedanken machen, wenn man vernimmt, dass die Lieferanten so eines ganz einfachen Comtessenkleidchens von Perkail eine Rechnung machen, deren Betrag vollkommen ausreichen würde, um etwas Kunstvolles und Geschmackvolles hervorzubringen — wenn eben die Bestellerin nicht eine hochgeborne Dame wäre, welche nur etwas »ganz Einfaches« zu besitzen wünscht. Ist es aber nicht auch natürlich, dass ein heutzutage so apartes Verlangen auch tüchtig honorirt werden muss?

Wir haben nicht vor zu untersuchen, ob die spartanische Erziehung der adeligen Jugend in den Principien der vornehmen Einfachheit vom paedagogischen Gesichtspunkte sehr erspriesslich sei, derlei Betrachtungen mögen Andere anstellen.

Unser Standpunkt ist, wie wir in der ganzen Abhandlung wohl nicht verleugnet haben, hauptsächlich der aesthetische, künstlerische, und von diesem Standpunkte müssen wir gestehen, dass uns die geschilderte Einfachheit der obersten Classen geradezu trostlos scheint. Sie sind heute in dieser Hinsicht ein verkarsteter Berg, der keinen Wald mehr trägt; ein Mond, der nur mehr scheint, nicht wärmt; eine erfrorene, ausgestorbene Welt, wenn sie sich auch der edelsten, herrlichsten Zierde abgethan haben, die ihnen seit den Tagen der frühesten Cultur zukam.

Das soll aber in gewisser Beziehung keineswegs ein Vorwurf sein — kann es ja doch nicht anders sein! Es wäre ja lächerlich, heute von dem Adel zu verlangen, dass er zum Gelächter der Strassenjungen in goldgestickten Fräcken und kostbar gemalten Equipagen sich zeige. Denn wenn er es auch versuchen wollte, was würde es helfen! Morgen erscheint dann sofort irgend ein Nabob in einer mit Diamanten besetzten Kutsche und drei Wochen später ist die Praterallee voll von Wagen, welche mit pierres de Strass decorirt sind. Die Hut- oder Cravattenfaçon, welche heute der wirkliche Elegant trägt, ist morgen um das Drittel billiger und aus einem Surrogatstoff fabricirt bereits im Besitze von Tausenden und übermorgen sehen wir sie zum Preise von etlichen Sechsern schon beim Fiaker und Bierhauskellner. Unter solchen Umständen kann der wahrhaft Vornehme wohl nicht anders, als die Mission, in der Vornehmheit des Prunkes den Ton anzugeben — Anderen zu überlassen!

Aber der moderne Adel braucht darum in der Einfachheit nicht so weit zu gehen, dass er sein einstiges edelstes Privilegium, die Förderung von Kunst und Wissenschaft, ebenfalls für eine Verschwendung im Stil der Zopfzeit ansehen zu müssen glaubt, gleich goldgestickten Westen und Sardanapalischen Festivitäten. Wir wissen sehr wohl, dass es in diesem Stande auch heute noch Maecene der reinsten Art gibt und genug warme Kunstfreunde — vielfach jedoch hat der Adel den Zuständen des Einst gegenüber auf

diesem Gebiete gerade das noblesse oblige stark vergessen. Man erlebt Fälle, bei welchen man über den totalen Mangel jeder einfachsten Rücksicht für das ideale Moment in Staunen geräth. Wir wissen Fälle, dass Abkömmlinge alter Familien gleich Antikenhändlern die letzten Kostbarkeiten ihres Geschlechtes in dessen verzweigten Linien ausforschen und dann nach Paris und London reisen, um sie dort möglichst vortheilhaft an den Mann zu bringen. Den Fachmännern gegenüber spielen diese hochgeborenen Geschäftsleute dann immer die Rolle fanatischer Kunstfreunde; ihr angebliches Interesse hat aber blos den Zweck, bei dieser Gelegenheit im Verkehre mit dem Kenner über den Geldwerth und die besten Abnehmer etwas möglichst Sicheres zu erfahren. Und welche Pietätlosigkeit, welchen gänzlichen Abgang von vornehmem Sinn bekunden so Viele aus dieser Classe gegenüber ihren alten Schlössern, gegenüber den Schöpfungen, ja selbst oft gegenüber den Ruhestätten ihrer Ahnen! Da ist bisweilen schon die bescheidenste Auslage, welche allerdings keinen praktischen Vortheil gewährt, sondern nur die Erhaltung eines alten Besitzes zum Zwecke hätte, eine um keinen Preis zu erlangende Sache. Ein solcher Herr, der über Millionen verfügt, hat seine Vorfahren heute noch in der Gruft einer Kapelle liegen, welche eines der prachtvollsten Architekturwerke der österreichischen Gothik und der Bau eines der berühmtesten Künstler des XV. Jahrhunderts ist. Die Kapelle ist fast Ruine, das Dach eingestürzt, die schönen Meisselarbeiten total verwittert, über den Leichen seiner Ahnen, welche in der Geschichte eine grosse Rolle spielten, befindet sich seit Langem eine Rumpelkammer, der vornehme Herr hat es aber rund abgeschlagen, die 20.000 fl. herzugeben, welche zur würdigen Herstellung des Gebäudes nöthig wären.

Spricht man von vornehmen Passionen, so muss bemerkt werden, dass es nichts Vornehmeres gibt, als die Pflege von geistigen Gütern der Menschheit. Wenn dem von einem grossen Theil des Adels so fanatisch geübten Pferdesport in der Regel das Feigenblatt vorgesteckt zu werden pflegt, dass

das Alles nur sei, weil es sich um die Veredlung der Pferdezüchterei im Vaterlande handle, so dürfte derselbe Adel ein klein bischen Eifer schon auch für Kunst und Wissenschaft aufwenden, wobei es sich noch um eine etwas wichtigere und edlere Zucht im Vaterlande handelt. Der geschmacklose und grausame Sport auf dem »hippologischen« Gebiete hat eine merkwürdige Annäherung zwischen den Hochgeborenen und dem süssen Plebs der Grossstädte bewirkt; auf der Rennbahn vereint — natürlich par distance — das blaue und das rothe Blut ein gemeinsames Interesse, eine congeniale Begeisterung, aber wir würden es viel lieber sehen, wenn diese Annäherung in Bibliotheken, in Museen und Ateliers stattfinden sollte. Der Rennplatz umschlingt einträchtiglich aber auch die Vornehmen und das Protzenthum, dessen Berührung und Rivalität die Ersteren sonst so unerträglich finden und finden müssen. Die Concurrenz in der Prachtentfaltung, in Förderung geistiger Güter hat ein Theil des Adels diesem Factor gegenüber aufgegeben, nur beim Pferd blieb der Wettstreit ungehindert aufrecht erhalten zwischen Beiden. Den Nutzen der Pferdezucht in allen Ehren — aber es scheint uns, dass ihr Vortheil bei solchem Anlasse doch nicht im Verhältniss zu dem furchtbaren Schaden stehe, welchen das »vornehme« Beispiel hier durch die Wirkung auf die grosse Menge stiftet. Es ruft eine rohe Vergnügungssucht wach, flösst hässliche Leidenschaften ein, bringt Tausende in eine wilde Aufregung einer nichtigen, abgeschmackten Sache wegen, verleitet die Menge zur Spielsucht und tollen Wetten, steht geistig doch nur auf derselben Höhe, wie etwa das ordinäre Würfelspiel der Landsknechte des XVI. Jahrhunderts, vergeudet ungeheuere Summen um ein werthloses Nichts und bringt das Leben von Menschen und kostbaren, schönen Thieren in Gefahr. Und das soll »vornehm« sein?

Wenn der moderne Adel, weil er zuweilen und bisweilen sehr unwürdige Concurrenten hat, heute den Vortritt in Sachen des Glanzes und Prunkes aufgegeben hat, so brauchte

er darum doch das Patronat über Wissenschaft und Kunst nicht unter dieselbe Rubrik zu stellen. Und anderseits: weshalb verschmäht es ein grosser Theil desselben Adels zugleich nicht, auf dem Felde des verschiedenartigen Sportes und der albernsten Dinge sich dieselbe Rivalität und Collegialität ganz gemüthlich gefallen zu lassen? Künstler und Gelehrte lässt er links liegen, aber mit gemeinen Harfenisten, Dudlern, Kraftmenschen, sogenannten Volksfiguren, Fiakern, Wäschermädeln u. dgl. ist man auf bestem Fusse; mit Künstlern verkehren sie weniger, dafür aber machen mit den wunderlichsten Figuren die Söhne hoher Familien, deren Ahnen bei Dürnkrut und Pavia kämpften, mit Tizian verkehrten und mit Leibniz correspondirten, frère et cochon! Warum lässt der betreffende Theil dieser Classe eine so niedrige Unterhaltung nicht den Parvenu's, den Protzen, bei welchen es sich damit ja nur zeigen würde, dass in ihnen, trotz aller gemachten Vornehmheit, eben noch soviel angeborene Niedrigkeit steckt, dass sie sich von derlei Verkehr doch nicht losreissen können? — Warum sind im Gegentheil viele Elemente des Adels gerade die Chorführer dieses rohen Bacchantenschwarmes? Sie vergiften damit unser Volksthum, fälschen die schlichten Freuden einfacher Menschen, nähren, von einer verderbenbringenden Tendenz unterstützt, welche darin die Wiederbelebung des echten Wienerthums erblickt, nur die Verlotterung der unteren Classe, machen ihre Vaterstadt lächerlich vor aller Welt und haben die geistlose, corrupte Liederlichkeit des Paris Napoleon's des Dritten an die schöne blaue Donau verpflanzt. Und das ist vornehm! Literatur, Wissenschaft, Kunst, Volksbildung — das ist langweilig! Ein wenig erquickliches Bild: Hochgeborene fraternisiren mit Elementen, welche der Gebildete der Mittelclasse verachtet, Emporkömmlinge putzen ihre Salons mit den Irrlichtern des geistigen Schaffens auf und die arme Menge bewundert das ordinär gewordene Blaublut, bewundert die schöngeistig gewordenen Protzen, bewundert die corrupten Geisteshelden, bewundert die emporgehobenen Proletarier und bewundert

endlich sich selbst, weil es täglich hört, was für ein gemüthliches Völkchen es doch wäre!

Trotzdem ist aber die Sache nicht so schlimm als sie aussehen mag, die wahre Vornehmheit ist trotzdem im Adel, Bürgerthum und Volk noch keineswegs ausgestorben. Wollten wir hier Namen nennen, so hätten wir wahrlich nicht Mangel und Noth. Aber Eines ist nöthig. Nöthig, uns endlich einmal von einer frivolen, schamlosen Fama zu befreien, welche ihr schmetterndes Blech nur dem Falschen, dem Schwindelhaften, dem Entarteten leiht, von einer Dirne, die mit ihrem trunkenen Maenadengeschrei es verursacht, dass das Edle und Ehrliche Scheu tragen muss, an dieselbe Oeffentlichkeit zu gelangen, welche nur der Schauplatz eines wüsten Cancans der Corruption in allen Lagern ist. Es bedürfte nur des Muthes, dass dasjenige, was auch heute schon sich alle Anständigen unter vier Augen sagen, offen gesagt würde: dass der kleine Beamte, welcher bei allem Jammer ein nobler Herr sein möchte, lächerlich ist; dass der emporgekommene Schnorrer, welcher Maecen spielt, ein Verderber des guten Geschmackes ist; dass der Hochtory, welcher Kunst und Wissen ignorirt und dafür mit der Volkshefe verkehrt, eine Schmach, und dass endlich die Reclame, welche Alldas grosszieht, hätschelt und verhimmelt, ein Gemeinschaden ist.

Aber siehe, da haben wir's ja gesagt! Wir sagen zugleich noch Eins: möchten die Vertreter der wahren Vornehmheit doch aufhören, im Stillen, einzeln und verborgen zu wirken! Mögen sie hervortreten, sich verbinden zu einer Gemeinde, welche jener falschen Vornehmheit den Fehdehandschuh offen hinwirft. Unsere grossen Geschlechter, welche trotz aller Einfachheit im täglichen Leben, wozu sie die ordinäre Vornehmheit des Parvenu's zwingt, trotzdem noch für das allgemeine Beste aus echtester Liebe zum Guten und Schönen bedeutende Unternehmungen veranlassen, von welchen oft kaum etwas bekannt wird; unser Bürgerthum, welches seine Stadt und ihre Vergangenheit liebt, ihre echten

Gelehrten und wahren Künstler als Freunde des Hauses ehrt; unser Volk endlich, welches trotz aller Verderbniss seine Trefflichkeit, seine Liebe zur Scholle und deren Eigenthümlichkeiten stolz bewahrt hat — das sind trotzdem noch wahrhaft vornehme Factoren, aber sie müssen wieder die herrschenden werden, sie sollen sich deutlich zeigen, auf dass alles Ehrliche und Gute an sie heranzukommen weiss, wenn es noththut; sie müssen endlich den schwindelhaften Mächten das Scepter entreissen, welche uns nur allzulange tyrannisirt haben — nicht durch ihre Kraft, sondern durch unsere Schwäche!

(361)

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

V. SCHIENER WIEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gegen den Strom

Bd.: 2.

1887 - 1888

Var. 662 l-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11891906-5